

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Karriereaspirationen von Medizinstudentinnen – Wie attraktiv sind die „harten“ Fachrichtungen?

Zur Lebenssituation von Frauen in Duisburg-Marxloh

Privilegien reflektieren in Gender- und Diversity-Bildungskontexten

„Prejudices are what fools use for reason“ – ein Seminkonzept

Wir haben MI(N)T gemacht! – Schülerinnenprojekte an der RUB

Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen

„... ich möchte wissenschaftlich neugierig bleiben“. Interview mit Ulrike Schildmann



Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 34

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Prof.'in Dr. Anne Schlüter
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Duisburg-Essen
Bildungswissenschaften
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek

Essen, Juni 2014
ISSN 1617-2493

Editorial	5
Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor	
Prof. Dr. Bettina Franzke	6
Prof. Dr. Cinur Ghaderi	7
Prof. Dr. Silja Bellingrath	9
Prof. Dr. Kathrin Römisch	10
Prof. Dr. Anja Seng	11
Prof. Dr. Annette Schad-Seifert	12
Prof. Dr. Sigrid Leitner	14
Prof. Dr. Diana Lengersdorf	15
Prof. Ludmilla Jordanova – Gastprofessorin an der RUB	16
Forschung, Vernetzung und Aktivitäten	
Neu: Masterstudiengang Geschlechterstudien an der Universität Paderborn	17
Statistikportal: Genderspezifische NRW-Hochschuldaten auf Abruf	19
Relaunch des „Instrumentenkastens“ zu den Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG	20
Handbuch: Gleichstellung steuern – Promising Practices für die Hochschulsteuerung	20
Bericht: Nur die Leistung zählt? – Chancengerechte Exzellenzbewertungen an Hochschulen	21
Dokumentation: Forschung mit Leidenschaft – Professorinnen der Heinrich-Heine-Universität	21
IFFOnZeit – Universität Bielefeld	21
onlinejournal kultur & geschlecht – Ruhr-Universität Bochum	21
Personalien	
Professur von Prof. Dr. Dorothea E. Schulz wird Netzwerkprofessur	22
Prof. Dr. Marie-Theres Wacker als Gastprofessorin in Paris	22
Prof. Dr. Christine Wimbauer und Dr. Mona Motakef wechseln von Duisburg nach Tübingen	23
Prof. Dr. Diana Lengersdorf hat DFG-Projekt zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten im Museum eingeworben	23
10 Jahre Verlag Barbara Budrich	23
Prof. Dr. Gerda Breuer geht in den (Un-)Ruhestand	24
Zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Annette Kuhn im Haus der FrauenGeschichte in Bonn (HdFG)	24
In Bewegung – für Ulrike Schultz	25
Neue Projekte stellen sich vor	
Miriam Engels	
„Männer, Frauen und Medizin“ – Projekt zur Entwicklung eines geschlechtersensiblen Curriculums an der Medizinischen Fakultät	26
Carmen Leicht-Scholten, Martina Schraudner	
„Neue Wissenschaftskarrieren“ / „Karriere und Führung. Frauen in Forschungsorganisationen und Technischen Universitäten“	26
Michael Meuser, Christine Wimbauer, Katja Sabisch, Ilse Lenz, Karen Shire	
Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb	27
Barbara Rendtorff, Claudia Mahs, Anne Warmuth	
Aktuelle Ungleichzeitigkeiten von Geschlechterkonzepten im Bildungsbereich – eine Gefahr für die Chancengleichheit?	28
Levke Harders	
Arbeitsmigration in Europa im 19. Jahrhundert	30

Beiträge

Bettina Franzke, Vivian Jäger Karriereaspirationen von Medizinstudentinnen – Wie attraktiv sind die „harten“ Fachrichtungen? Eine explorative Studie zum Genderwandel in der Medizin	31
Anna Caroline Cöster Zur Lebenssituation von Frauen in Duisburg-Marxloh. Einblicke in erste Ergebnisse aus einem laufenden Forschungsprojekt	42
Katharina Walgenbach, Anna Stach Privilegien reflektieren in Gender- und Diversity-Bildungskontexten	47
Sabrina C. Eimler, Vera Hagemann, Nicole C. Krämer, Annette Kluge „Prejudices are what fools use for reason“ – ein Seminarkonzept zur Sensibilisierung für Stereotypisierung	52
Magdalena Zomerfeld Wir haben MI(N)T gemacht!	57
Ulrike Schildmann Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen „... ich möchte wissenschaftlich neugierig bleiben“. Interview mit Ulrike Schildmann	60 68

Tagungsberichte

Christiane Bomert Frauenbewegungen und Geschlechterverhältnisse: Und sie bewegen sich doch!	72
Anne Schlüter Grußwort des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zur Verabschiedung von Ilse Lenz	75
Sigrid Metz-Göckel Ein „bisschen Größenwahn“ steht jeder Frau – Laudatio für Ilse Lenz	76
Jenny Bünnig Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren – Potenziale & Perspektiven	78
Brigitta Wrede, Ilona Pache Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)	83
Patricia Tegtmeier Zukunftsorientiertes Personalmanagement – Diversität im Fokus	86

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen	88
Levke Harders rezensiert Schramm, Hilde (2012): Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux 1882–1959. Nachforschungen	88
Ruth Hagengruber rezensiert Sychowski, Gaja von (2012): Geschlecht und Bildung. Beiträge der Gender-Theorie zur Grundlegung einer Allgemeinen Pädagogik im Anschluss an Judith Butler und Richard Höningwald	89
Jennifer Niegel rezensiert Metz-Göckel, Sigrid/Heusgen, Kirsten/Möller, Christina/Schürmann, Ramona/Selent, Petra (2014): Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem	91
Sven Bergmann rezensiert Charlotte Ullrich (2012): Medikalisierte Hoffnung. Eine ethnographische Studie zur reproduktions- medizinischen Praxis	93
Neuerscheinungen	95

Liebe LeserInnen,

das Foto auf dem Cover des aktuellen Journals zeigt junge Frauen, die auf dem Gender-Kongress 2014 konzentriert den Vorträgen über Geschlechter(un)gerechtigkeit an Hochschulen folgen. In Fachvorträgen und Zukunftsgesprächen verständigten sich die Teilnehmenden über Entwicklungen auf der Leitungsebene der Hochschulen, in den einzelnen Fächergruppen, über Gleichstellungspraktiken und über Wissenschaftskarrieren. Ziel war es, Strategien zur Gleichstellung zu entwickeln, um den Weg zu einer geschlechtergerechten Hochschullandschaft in NRW kontinuierlich weiterzugehen. Die produktiven Diskussionen über den von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW erarbeiteten Gender-Report, der Analysen über die NRW-Hochschulen bereitstellt, lassen sich im Tagungsbericht nachlesen, den Jenny Bünnig für das Journal erstellt hat.

Das Netzwerken, so ein zentrales Ergebnis des Reports, ist das „Erfolgsrezept“ für Wissenschaftskarrieren. Zum Selbstverständnis unseres Journals gehört es, zugleich Ausdruck dieses Netzwerkes zu sein und darüber hinaus wesentliche Impulse für die weitere Zusammenarbeit zu geben: Welche WissenschaftlerInnen sind im Kontext der Genderforschung tätig? Welche Fragen werden in aktuellen Forschungsprojekten bearbeitet? Welche Tagungen finden statt und welche Diskussionen werden hier geführt?

Diese Fragen werden im Journal aufgegriffen und Sie finden neben Netzwerks-News, Tagungsberichten und Rezensionen Vorstellungen neuer Projekte ebenso wie Forschungsergebnisse aus laufenden Untersuchungen: So geben Bettina Franzke und Vivian Jäger in ihrem Beitrag über Karriereabsichten von Medizinstudentinnen erste Antworten auf die Frage nach der Attraktivität „harter“ Fachrichtungen in der Medizin. Die Wissenschaftlerin Anna Caroline Cöster ermöglicht Einblicke in ihre Studie über das Leben von Frauen im Duisburger Stadtteil Marxloh. Katharina Walgenbach und Anna Stach stellen ausgewählte Ergebnisse ihres aktuellen und durch das „Landesprogramm geschlechtergerechte Hochschulen“ geförderten Projekts vor, das sich mit der Reflexion von Privilegien beschäftigt. Und das Projekt „Väter in Elternzeit“ ist ebenfalls ein bestes Netzwerkprodukt, welches von den ForscherInnen Michael Meuser, Christine Wimbauer, Katja Sabisch, Ilse Lenz und Karen Shire durchgeführt wird und die Universitäten Bochum, Duisburg-Essen und Dortmund verbindet.

Aktuell geht die erste Generation der Frauen- und Geschlechterforscherinnen in unserem Netzwerk in den (Un-)Ruhestand. Ins Journal aufnehmen konnten wir unter dem Titel „Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht“ die Abschiedsvorlesung der Netzwerkprofessorin Dr. Ulrike Schildmann (TU Dortmund). Sowohl der Vortrag als auch das Interview, das Anne Schlüter mit Ulrike Schildmann geführt hat, geben Aufschluss über die Entwicklungen und Schwierigkeiten des Forschungsfeldes zu Geschlecht und Behinderung und machen auch die Pionierinnenleistung deutlich, die in diesem Zusammenhang von Ulrike Schildmann geleistet wurde. Ebenso sichtbar wird diese Leistung bei Prof. Dr. Ilse Lenz, deren Abschiedstagung unter dem Motto „Und sie bewegt sich doch“ deutlich werden lässt, wie vielfältig die Impulse sind, die Ilse Lenz insbesondere für die internationale Geschlechter- und Frauenbewegungsforschung gegeben hat.

Es ist nur ein kleiner Hinweis in der Rubrik „Personalia“, der es aber in sich hat und von dem wir hoffen, dass er „Schule macht“. An der Universität zu Köln ist es nun gelungen, eine bestehende Professur als Ausgleich für eine gestrichene Netzwerkprofessur mit einer Genderdenomination zu etablieren. Nicht zuletzt auch durch die aktive Unterstützung der Wissenschaftsministerin Svenja Schulze und der je örtlichen Gleichstellungsbeauftragten gelingt es uns, Netzwerkprofessuren zu sichern – auch wenn dies mitunter ein mühsames Unterfangen ist. Dass unser Netzwerk als offenes Netzwerk der Frauen- und GeschlechterforscherInnen an nordrhein-westfälischen Hochschulen dennoch stetig wächst, zeigt auch ein Blick auf die Vorstellung der acht neuen assoziierten Netzwerkprofessorinnen – Prof. Dr. Bettina Franzke, Prof. Dr. Cinur Ghaderi, Prof. Dr. Silja Bellingrath, Prof. Dr. Kathrin Römisch, Prof. Dr. Anja Seng, Prof. Dr. Annette Schad-Seifert, Prof. Dr. Sigrid Leitner und Prof. Dr. Diana Lengersdorf –, die wir ganz herzlich willkommen heißen.

Netzwerken heißt, offen in Bewegung zu sein: für neue Menschen, für neue Gedanken, für neue Projekte und Initiativen – und es macht ebenso viel Arbeit wie Freude ...

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und danken allen, die aktiv an dieser Ausgabe mitgearbeitet haben. Mit bestem Dank und herzlichen Grüßen

*Ihre Anne Schlüter und Beate Kortendiek
Essen, Juni 2014*

Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Dr. Bettina Franzke

Professorin für Interkulturelle Kompetenzen und Diversity-Management an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW, Köln



Zur Person

Seit Januar 2014 bin ich Professorin für Interkulturelle Kompetenzen und Diversity-Management an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW in Köln. Hier lehre und forsche ich in den Themenfeldern Chancengleichheit, interkulturelles Lernen und Diversity. Darüber hinaus trainiere ich soziale Kompetenzen für die Arbeitsfelder Verwaltung und Polizeivollzugsdienst. Zusammen mit Jobcentern und kommunalen Einrichtungen in NRW kann ich Projekte z. B. zur beschäftigungsorientierten Beratung und interkulturellen Öffnung durchführen. Bei meinen Tätigkeiten bin ich gleichermaßen in wissenschaftliche sowie sozial- und gleichstellungspolitische Diskurse eingebunden.

Neben der Wissenschaft ist es mir wichtig, in ständigem Austausch mit der Praxis zu stehen und mich durch ehrenamtliches Engagement in die Gesellschaft einzubringen. So berate ich Kommunen und führe Gendertrainings und Qualifizierungen zu beschäftigungsorientierter Beratung für Akteurinnen und Akteure am Arbeitsmarkt durch. Als Co-Mentorin im Projekt „KompetenzTandems – Lebensweg inklusive“ des Hildegardis-Vereins begleite ich zwei Stu-

dentinnen mit und ohne Behinderung auf ihrem akademischen und beruflichen Weg. So erhalte ich interessante Impulse zum Themenfeld Inklusion, die wiederum in meine wissenschaftliche Arbeit eingehen.

Vor meiner jetzigen Aufgabe war ich fünf Jahre Professorin für Psychologie mit den Schwerpunkten Sozialpsychologie und Beratung an der Hochschule der Bundesagentur für Arbeit in Mannheim. Meine berufspraktische Qualifikation habe ich über langjährige Beratungserfahrung als Personal- und Organisationsentwicklerin in einem internationalen Großunternehmen, als Projektleiterin in einer Unternehmensberatung sowie als freiberufliche Trainerin und Beraterin für Kommunikation, Management- und Persönlichkeitsentwicklung erworben. Hier habe ich u. a. Trainings- und Weiterbildungsprogramme konzipiert und umgesetzt, Unternehmen und öffentliche Einrichtungen beraten sowie psychologische Einzelberatung und Seminare zu den Themen Berufsfindung, berufliche Neu-/Umorientierung sowie mehr Selbstsicherheit im Beruf durchgeführt. Von 1988 bis 1993 habe ich Psychologie an der Universität Heidelberg studiert und 1999 ebenda promoviert. Seit 2011 bin ich zertifizierte Trainerin für interkulturelle Kommunikation (Culture Communication Skills®).

Aktuelle Arbeitsgebiete und Forschungsprojekte

- Interkulturelle Interaktionen in einer Einwanderungsgesellschaft: Entwicklung und Umsetzung von 50 Critical Incidents für interkulturelle Trainings im Kontext beschäftigungsorientierter Beratung, Kommunalverwaltung, Kunst und Polizei
- Trainings zur Vermittlung interkultureller Kompetenzen, insbesondere Konzeption und Einsatz von Critical Incidents
- Genderaspekte in der beschäftigungsorientierten Beratung (SGB II und SGB III), u. a. gendersensible Vermittlung von Berufsbildern
- Gendertrainings für Akteurinnen und Akteure am Arbeitsmarkt; Chancengleichheit am Arbeitsmarkt

Ausgewählte Veröffentlichungen

- Franzke, Bettina (2014). Genderaspekte in der beschäftigungsorientierten Beratung. Neue Erkenntnisse und Weiterentwicklungen im SGB II und SGB III. Bielefeld: Bertelsmann. Auch verfügbar unter: www.professor-franzke.de/vortraege-und-veroeffentlichungen.php.
- Ebach, Mareike & Franzke, Bettina (2014). Nichtleistungsberechtigte Wiedereinsteigerinnen in Westdeutschland und die Arbeitsförderung nach SGB III – Abschlussbericht. Bielefeld: Bertelsmann. Auch verfügbar unter: www.professor-franzke.de/vortraege-und-veroeffentlichungen.php.
- Franzke, Bettina & Shvaikovska, Vitalia (2014). Interkulturelle Kommunikation und migrations-sensible Hilfe. Training von „critical incidents“ in der beschäftigungsorientierten Beratung. Blätter der Wohlfahrtspflege, Heft 2/2014 „Dienste am Arbeitsmarkt“, S. 62–65.
- Franzke, Bettina (2013). Kognitionen von Erwachsenen in beruflicher Um- und Neuorientierung. Motivierende und blockierende Denkmuster. In Burkhard Hoellen (Hrsg.), „Herzlich Willkommen Dr. Ellis!“ (Eine Hommage zum 100. Geburtstag) (S. 203–225). Tübingen: DGVT-Verlag.
- Franzke, Bettina (2010). Vermittlung von Berufsbildern – Wirkung und Relevanz von Rollenmustern und Geschlechterstereotypen bei der Beratung junger Menschen. Konzeption eines Gendertrainings. Mannheim. HdBA-Bericht. Verfügbar unter: www.hdba.de/fileadmin/redaktion/bilderarchiv/Bilder/Franzke_Gendertraining_07_2010_5.pdf.
- Franzke, Bettina (2003). Bilder einer neuen, bunten Polizei. Vielfalt leben und bewältigen durch vielfältig sein. In Martin Herrnkind & Sebastian Scheerer (Hrsg.), Die Polizei als Organisation mit Gewaltlizenz (S. 293–301). Hamburger Studien zur Kriminologie und Kriminalpolitik. Band 31.
- Franzke, Bettina (1999). Polizisten und Polizistinnen ausländischer Herkunft. Eine Studie zur ethnisch-kulturellen Identität und beruflichen Sozialisation Erwachsener in einer Einwanderungsgesellschaft. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Franzke, Bettina & Wiese, Birgit (1999). Demokratisierung der Polizei – Zygmunt Bauman lesen und geschlechtsspezifisch weiterdenken. Berlin: Schriftenreihe der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin.
- Franzke, Bettina (1997). Was Polizisten über Polizistinnen denken. Ein Beitrag zur geschlechtsspezifischen Polizeiforschung. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Franzke, Bettina & Wiese, Birgit (1997). Emotionale Frauen – coole Männer? Vom geschlechtsspezifischen Umgang mit emotionalen Belastungen im polizeilichen Alltag, Kriminalistik, 7/97, 507–513.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
 Professur für Interkulturelle
 Kompetenzen und Diversity-
 Management
 Fachhochschule für öffentliche
 Verwaltung NRW
 Thürmchenswall 48–54
 50668 Köln
 Tel.: (0160) 9838 7660
bettina.franzke@fhoev.nrw.de
www.professor-franzke.de

Prof. Dr. Cinur Ghaderi

Professorin für Psychologie am Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Diakonie an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum



Zur Person

Seit September 2013 lehrt Dr. Cinur Ghaderi als Professorin das Lehrgebiet Psychologie am Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Diakonie an der EFH Bochum RWL. Sie ist Mitglied der Gleichstellungskommission. Als psychologische Psychotherapeutin und promovierte Soziologin liegen ihre Lehrschwerpunkte in den Feldern Psychologie, Psychotraumatologie, Migration und psychische Gesundheit, Gesundheitsversorgung von Flüchtlingen, Identität, Diversity und Gender.

Ziel des Lehrgebiets ist es, durch psychologisches Wissen die reflexive Handlungsfähigkeit der Fachkräfte der Sozialen Arbeit zu erweitern. Dabei soll künftigen Sozialarbeiter_innen auf-

gezeigt werden, wie eng die Verknüpfung von sozialstrukturellen und psychosozialen Einflussfaktoren ist und dass Gesundheitsprozesse nicht ohne soziale Ungleichheitsmechanismen erklärbar sind.

Vor ihrer Tätigkeit als Professorin war Dr. Cinur Ghaderi zuletzt im Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf (PSZ) tätig. Dort war sie zuständig für Psychotherapie und Begutachtung von psychisch kranken und traumatisierten Flüchtlingen sowie für Fachberatung und Supervision von Psychotherapeut_innen und Fachkräften im Sozial- und Gesundheitswesen. Sie war zudem Referentin in Fortbildungen zu psychologischen und transkulturellen Fragestellungen.

Parallel zu dieser Tätigkeit promovierte sie als Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung am Fachbereich Sozialwissenschaft, Lehrstuhl für Geschlechter- und Sozialstrukturforschung der Ruhr-Universität Bochum. Das Buch ist im März 2014 unter dem Titel „*Politische Identität, Ethnizität, Geschlecht – Selbstverortungen politischer aktiver MigrantInnen*“ erschienen und erforscht diese Thematik am Beispiel von KurdInnen aus dem Irak in Deutschland. Während der Promotion übernahm sie universitäre Lehraufträge mit dem Schwerpunkt Migration und Geschlecht. Außeruniversitär war sie u.a. in verhaltenstherapeutischen Fortbildungsinstituten und Bildungseinrichtungen als Dozentin tätig und als zertifizierte psychologische Sachverständige (PTK NRW) in aufenthaltsrechtlichen Verfahren bei Flüchtlingen. Nach der Leitung eines Projektes zur sozioökonomischen Integration von Flüchtlingen und Sozialhilfeempfänger_innen bei der Stadt Neuss, nach langjähriger Arbeit als freie Hörfunkjournalistin für den WDR, Funkhaus Europa, einer verhaltenstherapeutischen Ausbildung in Köln und der Tätigkeit als Diversity Trainerin führte ihr Weg schließlich in die Wissenschaft.

Veröffentlichungen (Auswahl)

- Ghaderi, C./Nguyen-Meyer, N./Zito, D. (2012a): *Diversity in der Flüchtlings- und Migrationssozialarbeit – Das Düsseldorfer Konzept*. In: Effinger, H. et al. (Hrsg.): *Diversität und Soziale Ungleichheit. Analytische Zugänge und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 228–243
- van Keuk, E./Ghaderi, C. (2012b): *Diversity Training – transkulturelle Kompetenz für Profis im Gesundheits- und Sozialwesen*. ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit 1, Berlin, S. 41–52
- Ghaderi, C. (2012c): *Identitäten in der transkulturellen Psychotherapie – zwischen Essentialisierung, Selbsterfindung und Hybridität*. In: Golsabahi, S./Özkan, I./Heise, T. (Hrsg.): *Integration, Identität, Gesundheit*. Reihe: *Das Transkulturelle Psychoforum*, Bd. 19, Verlag für Wissenschaft und Bildung, S. 81–95
- Ghaderi, C./Lenz, I. (2011a): *Diversity, Gender, Intersektionalität: Von der modernen Gleichheitsrhetorik zu der geschlechter-egalierenden Praxis*. In: van Keuk, E./Ghaderi, C./Joksimovic, L./David, D. (Hrsg.): *Diversity – Transkulturelle Kompetenz in klinischen und sozialen Arbeitsfeldern*, Stuttgart: Kohlhammer, S. 117–133
- van Keuk, E./Ghaderi, C./Joksimovic, L./David, D. (2011b): *Diversity – Transkulturelle Kompetenz in klinischen und sozialen Arbeitsfeldern*. Stuttgart: Kohlhammer
- Ghaderi, C. (2014): *Politische Identität-Ethnizität-Geschlecht. Selbstverortungen politischer aktiver MigrantInnen*. Reihe: *Studien zur Migrations- und Integrationspolitik*. Wiesbaden: VS Verlag
- van Keuk, E./Ghaderi, C. (2013a): *Dolmetschereinsatz in der Psychotherapie*. In: Reddemann et al. (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit und Trauma*. Zeitschrift für Psychotraumatologie, Asanger Verlag, Ausgabe 3/2013
- Ghaderi, C./van Keuk, E. (2013b): *Von kultureller Irritation und kulturalistischer Reduktion in der Psychotherapie*. In: Bauer, U./Körner, W./Özdoğanoglu, G. (Hrsg.): *Handbuch Migration und Beratung*. Stuttgart: Kohlhammer. S. 67–76

Kontakt und Information

Prof. Dr. Cinur Ghaderi
 Fachbereich Soziale Arbeit/
 Psychologie
 Evangelische Fachhochschule
 Bochum RWL
 University of Applied Sciences
 Immanuel-Kant-Straße 18–20
 44803 Bochum
 Tel.: (0234) 36901-279
 ghaderi@efh-bochum.de

Prof. Dr. Silja Bellingrath

Juniorprofessorin im Bereich Arbeits- und Organisationspsychologie an der Universität Duisburg-Essen

Zur Person

Im Frühjahr 2012 hat Silja Bellingrath die Juniorprofessur im Bereich Arbeits- und Organisationspsychologie mit dem Schwerpunkt Belastung und Beanspruchung im LehrerInnenberuf an der Universität Duisburg-Essen angetreten. Seit 2014 ist sie dezentrale Gleichstellungsbeauftragte der Fakultät für Bildungswissenschaften.

Nach ihrem Psychologiestudium an der Universität Trier, promovierte sie dort mit Auszeichnung im postgradualen Studiengang Psychobiologie zum Thema Stress und Burnout bei Lehrkräften. Nach Abschluss der Promotion folgten Post-Doc-Phasen in der Abteilung Health Psychology des Jacobs Centers on Lifelong Learning and Institutional Development sowie in der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Universitätsklinikums Münster, wo sie bis zu ihrer Berufung in der PatientInnenversorgung, aber auch in Forschung und Lehre tätig war.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte

Ihre Forschung beschäftigt sich hauptsächlich mit den Folgen von chronischem Stress und im Besonderen mit den Fragen, wie Stress entsteht und wieso manche Menschen ihn besser verkraften als andere. Der bisherige Erkenntnisstand zeigt, dass genetische Voraussetzungen, Persönlichkeitseigenschaften, Alter, aber auch das Geschlecht großen Einfluss auf die Stressverarbeitung und somit auf die Gesundheit und Leistungsfähigkeit von Menschen nehmen.

Aktuelle Forschungsprojekte

Hauptantragstellerin im Projekt Validierung von Subtypen der Depression, gefördert durch die DFG – Im Fokus der Studie liegt eine heterogenitätssensitive Diagnostik von Subtypen der Depression, in welcher potenzielle Unterschiede hinsichtlich der basalen Regulation der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse sowie des Immunsystems Beachtung finden.

Mitantragstellerin im Projekt Achtsame Schule, gemeinsam mit Prof. Dr. Lisa von Stockhausen, gefördert durch MERCUR – Im Projekt Achtsame Schule wird der Einfluss eines Achtsamkeitstrainings auf kognitive Fähigkeiten, die endokrine und kardiovaskuläre Stressregulation sowie die

Emotionsregulation bei Kindern im Alter von zehn bis elf Jahren in einem Prä-Post-Design untersucht.

Ausgewählte Veröffentlichungen

- Bellingrath, S., Weigl, T. & Kudielka, B. M. (2008). Cortisol dysregulation in school teachers in relation to burnout, vital exhaustion, and effort-reward-imbalance. *Biological Psychology*, 78: 104–113.
- Bellingrath, S. & Kudielka, B. M. (2008). Effort-reward-imbalance and overcommitment are associated with hypothalamus-pituitary-adrenal (HPA) axis responses to acute psychosocial stress in healthy working school teachers. *Psychoneuroendocrinology*, 33: 1335–1343.
- Bellingrath, S., Weigl, T. & Kudielka, B. M. (2009). Chronic work stress and exhaustion is associated with higher allostatic load in female school teachers. *Stress*, 12: 37–48.
- Bellingrath, S., Rohleder, N. & Kudielka, B. M. (2010). Healthy working school teachers with high effort-reward-imbalance and overcommitment show increased pro-inflammatory immune activity and a dampened innate immune defence. *Brain Behavior and Immunity*, 24: 1332–1339.
- Wolfram, M., Bellingrath, S. & Kudielka, B. M. (2011). The cortisol awakening response (CAR) across the female menstrual cycle. *Psychoneuroendocrinology*, 36: 905–912.
- Feuerhahn, N., Bellingrath, S., Kudielka, B. M. (2013). The Interplay of Matching and Non-Matching Job Demands and Resources on Emotional Exhaustion among Teachers. *Appl Psychol Health Well Being*, 5(2):171–192.
- Bellingrath S., Rohleder N. & Kudielka B. M. (2013). Effort-reward-imbalance in healthy teachers is associated with higher LPS-stimulated production and lower glucocorticoid sensitivity of interleukin-6 in vitro. *Biological Psychology*, 92(2):403–409.



Kontakt und Information

Jun.-Prof. Dr. Silja Bellingrath
Universität Duisburg-Essen
Fakultät für Bildungswissenschaften – Institut für
Psychologie
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6348
Fax: (0201) 183 7021
silja.bellingrath@uni-due.de

Prof. Dr. Kathrin Römisch

Professorin für Heilpädagogik und Pflege an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum



Zur Person

Prof. Dr. Kathrin Römisch ist seit Januar 2013 Professorin an der evangelischen Fachhochschule RWL-Bochum im Fachbereich Heilpädagogik und Pflege. Ihr Lehrgebiet ist die Begleitung von Menschen mit Behinderungen im Erwachsenenalter. Hier geht es um die Vermittlung von Perspektiven und Möglichkeiten für eine selbstbestimmte Lebensführung behinderter Frauen und Männer in einer inklusiven Gesellschaft. Frau Römisch wurde 1978 in Detmold geboren und studierte nach einem Freiwilligen Sozialen Jahr in der Behindertenhilfe von 1998 bis 2003 Diplom-Pädagogik mit dem Schwerpunkt Sondererziehung und Rehabilitation bei erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung an der TU Dortmund. Während der Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Rehabilitation und Pädagogik bei geistiger Behinderung promovierte sie zum Thema „Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung“. Hier nahm sie die Lebenssituation junger Frauen mit kognitiven Beeinträchtigungen an der Schwelle von Schule zu Beruf in den Blick. Die Lebenssituation behinderter Frauen ist einer ihrer Interessenschwerpunkte, der auch in der Lehre einen besonderen Stellenwert einnimmt. Hier liegt ein Fokus besonders auf der Betroffenheit von (sexualisierter) Gewalt. Vor ihrer Tätigkeit als Professorin arbeitete sie in der Bildungsarbeit mit jungen Menschen in Freiwilligendiensten bei der Diakonie RWL.

Außerdem war sie verschiedentlich in Einrichtungen der Behindertenhilfe (u. a. Begleitete Elternschaft) sowie als Dozentin in den fachlichen Einführungslehrgängen für Zivildienstleistende der Behindertenhilfe und in der Bildungsarbeit für Menschen mit Behinderungen tätig.

Veröffentlichungen

- Römisch, Kathrin (2012). Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung. In: *Teilhabe*, 1, 60–66.
- Römisch, Kathrin (2011). Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Stöppler, Reinhilde & Albeke, Kathrin (2006). Geistig behindert, ein Thema für geistig Behinderte? Perspektiven und Probleme der unterrichtlichen Auseinandersetzung. In: Ortland, Barbara (Hg.). *Die eigene Behinderung im Fokus. Theoretische Fundierungen und Wege der inhaltlichen Auseinandersetzung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. 54–67.
- Albeke, Kathrin (2004). Ein freudiges Ereignis? Mutterschaft von Frauen mit geistiger Behinderung als Thema in der Sexualerziehung. In: *Lernen konkret. Themenheft Sexualpädagogik*, 23, 2, 23–26.
- Albeke, Kathrin (2004). Ganz in weiß mit einem Blumenstrauß ... Ehe als Thema in der Sexualerziehung. In: *Lernen konkret. Themenheft Sexualpädagogik*, 23, 2, 16–17.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Kathrin Römisch
 Evangelische Fachhochschule
 Rheinland-Westfalen-Lippe
 Immanuel-Kant-Straße 18–20
 44803 Bochum
 Tel.: (0234) 36901-257
 roemisch@efh-bochum.de

Prof. Dr. Anja Seng

Professorin für Betriebswirtschaftslehre, insb. Personalmanagement, an der FOM Hochschule, Essen



Zur Professur

Anja Seng ist seit Mai 2007 Professorin für allgemeine Betriebswirtschaftslehre, insb. Personalmanagement, an der FOM Hochschule, verankert am Studienort Essen. Seit März 2012 ist sie Rektorsbeauftragte für Diversity Management unter direkter Anbindung an die Hochschulleitung und in enger Abstimmung mit der Gleichstellungsbeauftragten. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen neben der Frauen- und Diversity-Forschung v. a. in aktuellen Fragen von Employer Branding, Personalmarketing und Recruiting.

Die Professur hat ihren inhaltlichen Schwerpunkt zum einen auf Aspekten des Personalmanagements mit Schwerpunkten in strategischen Fragestellungen sowie aktuellen Trends und deren Herausforderungen für Unternehmen. Der Fokus liegt hier auf der Positionierung als attraktivem Arbeitgeber. Zum anderen liegt ihr Schwerpunkt auf Diversity Management, dessen Zielsetzung an der FOM Hochschule die systematische Konzeption, Umsetzung und Evaluation des Umgangs mit Vielfalt zur bestmöglichen Nutzung dieser Potenziale in Hochschulmanagement, Forschung, Lehre und in der Praxis ist. Die daraus resultierenden Handlungsfelder sind vielfältig und bieten neben konkreten Forschungsprojekten beste Möglichkeiten für Theorie-Praxis-Transfer,

Verknüpfungen mit der Lehre sowie für eine institutionelle Verankerung.

Beruflicher und wissenschaftlicher Werdegang

Anja Seng studierte Allgemeine Betriebswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Marketing, Personalmanagement und Unternehmensführung an der Georg-August-Universität Göttingen und der University of Exeter (Studienabschluss 1997). Anschließend wechselte sie in die Praxis, um in Fragen der internationalen Nachwuchsrekrutierung entsprechend international tätige Unternehmen zu beraten. Berufsbegleitend promovierte sie an der Wirtschaftsuniversität Wien zu „Internationalem Personalmarketing“ (Abschluss 2001). 2003 gründete sie ihr eigenes Beratungsunternehmen und war bis zu ihrer Berufung 2007 als Dozentin an der FOM Hochschule tätig. 2007 bis 2009 forschte sie im vom MGFFI (NRW) geförderten Projekt zu „Frauen in der industriellen Forschung, Entwicklung und Innovation in der chemischen Industrie in Nordrhein-Westfalen“. 2012 führte sie eine Studie bei den Studierenden der Hochschule zur Akzeptanz der Frauenquote durch, um neben der eher allgemeinen öffentlichen Diskussion die Meinung der „betroffenen Nachwuchskräfte“ einzufangen. Das aktuell laufende Forschungsprojekt zu „Diversity in der Lehre“ zielt darauf, konkrete Ansatzpunkte für die inhaltliche Einbindung sowie didaktische Ausgestaltung von Vielfalt an der FOM Hochschule abzuleiten. Seit 2012 begleitet Professorin Seng als Mitglied des ProfessorInnen-Netzwerks das BMBF-geförderte Projekt „Mit Mixed Leadership an die Spitze“.

Ausgewählte Publikationen

- Seng, A., Fiesel, L., Rüttgers, C. (2013): Akzeptanz der Frauenquote, KCS Schriftenreihe, Band 6, Essen.
- Seng, A., Fiesel, L. (2013): Erste Schritte auf dem Weg zum erfolgreichen Social Media Recruiting, in: Bröckermann, R./Pepels, W. (Hrsg.): Das neue Personalmarketing – Employee Relationship Management als moderner Erfolgstreiber, Bd. 1: Handbuch Personalgewinnung, 2. Aufl., Berliner Wissenschaftsverlag, 2013, S. 305–238.

- Seng, A., Fiesel, L. (2012): Erfolgreiche Wege der Rekrutierung in Social Networks. KCS Schriftenreihe, Band 4, Essen.
- DGFP e. V. (Hrsg.): Employer Branding: Die Arbeitgebermarke gestalten und im Personalmarketing umsetzen. Bertelsmann Verlag, 2012.
- Seng, A. (2009): Nutzen der Netzwerke, in: WirtschaftsMagazin Ruhr, Heft 6, 2009, S. 32f.
- Seng, A. (2009): Frauen nehmen Karrierehindernisse wahr, in: IGBCE Frauen, Heft 13, 2009, S. 7ff.
- Fleddermann, N., Seng, A., Klumpp, M. (2009): Der Bologna-Prozess. Hintergründe – Zielsetzungen – Anforderungen. FOM Schriftenreihe, Arbeitspapier Nr. 14, Essen.
- Seng, A., Zimmer, M., Krol, B. (2009): Forscherinnen in der chemischen Industrie in Nordrhein-Westfalen, Wissenschaftlicher Abschlussbericht, Essen.
- Seng, A., Zimmer, M., Krol, B. (2008): Forscherinnen in der chemischen Industrie in Nordrhein-Westfalen, FiF Tagung FOM Essen vom 11.11.2008.
- Seng, A., Stöhrer, S. (2004): PERSONAL SERVICE AGENTUR – Eine Alternative der Arbeitnehmerüberlassung zur Lösung des Beschäftigungsproblems in Deutschland?, FOM Schriftenreihe, Arbeitspapier Nr. 3, Essen.
- Seng, A. (2002): Erwartungen potentieller Bewerber/innen als Grundlage einer gezielten Nachwuchsrekrutierung im internationalen Personalmanagement. (Dissertation) ISBN: 3-926000-12.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Anja Seng
FOM Hochschule
Herkulesstraße 32
45127 Essen
Tel.: (0201) 81004-639
anja.seng@fom.de

Prof. Dr. Annette Schad-Seifert

Professorin für Modernes Japan an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf



Zur Professur

Die Professur Modernes Japan an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf habe ich im Dezember 2006 angetreten. Sie umfasst Lehre und Forschung zum modernen und gegenwärtigen Japan unter Anwendung sozialwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Theorien und Methoden. Vor allem die extremen demographischen Entwicklungen und die Polarisierung der

japanischen Gesellschaft durch Prozesse der De-regulierung und Globalisierung sind in meiner Geschlechterforschung ein wichtiger Bereich. Mediale Diskurse zu Gender als Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in populär-kulturellen Produkten zu analysieren, ist ein Teil meines Forschungsfeldes. Ein anderes ist die Frage, wie Gender in Maßnahmen der Politik zu Wohlfahrtssystem, Arbeitsmarkt und Familienstruktur eingebettet ist.

Zur Person

1962 geboren, veranlasste mich die früh geweckte Leidenschaft für Japan, nach der Schulzeit einige Monate in Japan zu verbringen. Im Anschluss daran studierte ich an der Freien Universität Berlin Japanologie mit sozialwissenschaftlichem Schwerpunkt und Religionswissenschaft. Nach dem Studienabschluss 1989 machte ich während der Promotion als Stipendiatin des Sonderaustausch-Programms (SAP) des japanischen Außenministeriums einen einjährigen Forschungsaufenthalt an der Keio Universität in Tokyo. 1997 promovierte ich und ging als wissenschaftliche Assistentin an die Japanologie des Ostasiatischen Instituts der Universität Leipzig, an dessen Wiederaufbau ich entscheidend beteiligt war. Ich übernahm die Vertretung des C4-Lehrstuhls an der Heinrich-Heine-Universität

im Fach „Modernes Japan“ im Sommersemester 2003 und arbeitete von 2005 bis 2006 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Institut für Japanstudien in Tokyo. Mit der Übernahme der Professur Modernes Japan 2006 kehrte ich mit meiner Familie nach Deutschland zurück.

Aktuelle Forschungsschwerpunkte/-projekte

Forschungsschwerpunkte: Väter und Vaterschaft in Japan, Lebensmodelle und Pluralisierung der Geschlechter, Geschlechterforschung, Moderne Kulturstudien (Cultural Studies), demographischer Wandel und neue Formen sozialer Re-Differenzierung (Demographic Change and New Patterns of Social Stratification)

Ausgewählte Publikationen

Bücher

- 2010 [Hg. mit: Shimada, Shingo] Demographic Change in Japan and the EU – Comparative Perspectives. Proceedings of the VSJF Annual Conference 2008. Düsseldorf: Düsseldorf University Press. 223 Seiten.
- 2008 [Hg. mit: Coulmas, Florian; Conrad, Harald; Vogt, Gabriele] The Demographic Challenge: A Handbook about Japan. Leiden, Boston: Brill.
- 2005 [Mit: Vogt, Gabriele] Japanstudien 17. Deutschland in Japan. München: iudicium Verlag.
- 2001 [Mit: Richter, Steffi] Cultural Studies and Japan. (Mitteldeutsche Studien zu Ostasien, Bd. 3). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag. 128 Seiten.
- 1999 Sozialwissenschaftliches Denken in der japanischen Aufklärung – Positionen zur „modernen bürgerlichen Gesellschaft“ bei

Fukuzawa Yukichi. (Mitteldeutsche Studien zu Ostasien, Bd. 2. Zugl. Diss., Freie Univ. Berlin, 1997). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag. 207 Seiten.

Aufsätze (Auswahl der letzten Jahre)

- (erscheint 2014) „Väter am Wickeltisch – Japans familiäre Erziehung im Umbruch“. In: Bildung und Erziehung, 1/2014.
- 2014 „Polarisierung der Lebensformen und Single-Gesellschaft in Japan“. In: Malmede, Hans; Kottmann, Nora; Ullmann, Katrin; Osawa, Stephanie (Hg.) Familie, Jugend, Generation – Medienkulturwissenschaftliche und japanwissenschaftliche Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer, S. 15–31.
- 2013 „Der Ehemann als Luxusgut‘ – Japans Trend zur späten Heirat“. In: Vogt, Gabriele; Holdgrün, Phoebe (Hg.): Modernisierungsprozesse in Japan. Tokyo: Deutsches Institut für Japanstudien/Stiftung D.G.I.A., S. 168–185.
- 2013 „Makeinu und arafô – Die diskursive Produktion von weiblichen Verlierer- und Gewinner-Images im aktuellen japanischen Fernseh-drama“. In: Köhn, Stephan; Moser, Heike (Hg.): Frauenbilder – Frauenkörper. Inszenierungen des Weiblichen in den Gesellschaften Süd- und Ostasiens. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 417–436.
- 2011 „Marginalisierte Männlichkeit und Konsum: Zur Darstellung von Otakismus in der Fernsehserie Densha otoko (Der Bahnmann)“. In Köhn, Stephan; Schimmelpfennig, Michael (Hg.): China, Japan und das „Andere“. Ostasiatische Kulturen im Zeitalter des Transkulturellen. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 93–111.
- 2010 „Gender and class in Miura Atsushi’s Karyû Shakai [low-stream society]“. In: Contemporary Japan 22 (2010), S. 137–152.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Annette Schad-Seifert
 Institut für Modernes Japan
 Heinrich-Heine-Universität
 Düsseldorf
 Universitätsstraße 1
 40225 Düsseldorf
 Tel.: (0211) 81-14359
 Fax: (0211) 81-14714
 schad@phil-fak.uni-
 duesseldorf.de

Prof. Dr. Sigrid Leitner

Professorin für Sozialpolitik an der Fachhochschule Köln



Zur Professur

Sigrid Leitner ist seit März 2008 Professorin für Sozialpolitik an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der Fachhochschule Köln. Sie unterrichtet vorwiegend im Studiengang Soziale Arbeit. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Sozialpolitik als Geschlechterpolitik, Familienpolitik, Rentenpolitik, Vergleich von Wohlfahrtsstaaten, kommunale Altenhilfepolitik und das Verhältnis von Sozialpolitik und Sozialer Arbeit. Seit Mai 2013 ist sie Ko-Sprecherin des Promotionskollegs „Leben im transformierten Sozialstaat“, welches vom Land NRW gefördert und in Kooperation mit der Universität Duisburg-Essen sowie der Fachhochschule Düsseldorf durchgeführt wird (siehe auch www.promotionskolleg-transsoz.de). Sie ist außerdem Gleichstellungsbeauftragte und Prodekanin der Fakultät mit Zuständigkeit für die konzeptionelle Planung und praktische Umsetzung eines Entwicklungsprozesses hin zu einer inklusiven Fakultät, die die Vielfalt ihrer Studierenden und Mitarbeiter_innen als Potenzial begreift sowie die gleichberechtigte Teilhabe an Bildungs- und Arbeitsprozessen zum Ziel hat.

Wissenschaftlicher und beruflicher Werdegang

Sigrid Leitner schloss 1993 ihr Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien ab. Danach absolvierte sie eine zweijährige Graduiertenausbildung in Politikwissenschaft am Institut für Höhere Studien Wien und verbrachte ein Studiensemester an der Georgetown University

in Washington DC. Sie promovierte 1999 an der Universität Wien mit einer Dissertation zu „Frauen und Männer im Wohlfahrtsstaat. Zur strukturellen Umsetzung von Geschlechterkonstruktionen in sozialen Sicherungssystemen“ und habilitierte 2009 an der Georg-August-Universität Göttingen.

Sie war zunächst von 1996 bis 1997 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Technikfolgenabschätzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien tätig. Ab 1998 verlagerte sie ihren Lebensschwerpunkt nach Deutschland und war bis 2008 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sozialpolitik sowie am Zentrum für Europa- und Nordamerika-Studien der Georg-August-Universität Göttingen. Seit 2008 ist sie Professorin für Sozialpolitik an der Fachhochschule Köln.

Aktuelles Forschungsprojekt

„MÄNNEP – Männer zwischen Erwerbstätigkeit und Pflege“: Das von der Hans-Böckler-Stiftung geförderte Projekt analysiert anhand von Betriebsfallstudien und qualitativen Interviews typische Strukturen, Bedarfe und Problembewältigungsstrategien erwerbstätiger pflegender Männer in häuslichen Pflegearrangements sowie deren regionale, familiäre, soziale und betriebliche Ressourcen. Das Projekt läuft von Juni 2013 bis Januar 2015 und wird in Kooperation mit der Fachhochschule Düsseldorf (Prof. Simone Leiber) und der Universität Gießen (Dr. Diana Auth) durchgeführt (siehe auch <http://maennep.web.fh-koeln.de>).

Aktuelle Veröffentlichungen

- Auth, Diana, Christina Klenner und Sigrid Leitner (2014): Neue Sorgekonflikte: Die Zumutungen des adult worker model, in: Susanne Völker und Michèle Amacker (Hg.), Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Inklusion. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, im Erscheinen.
- Brosey, Dagmar und Sigrid Leitner (2013): Soziale Arbeit in der Gerontopsychiatrie, in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 64 (3), 183–189.
- Leitner, Sigrid (2014): Herausforderungen der Alterssozialpolitik. Schwalbach am Taunus: Wochenschau-Verlag, im Erscheinen.
- Leitner, Sigrid (2014): Varieties of Familialism: Developing Care Policies in Conservative Wel-

- fare States, in: Philipp Sandermann (Hg.), *The End of Welfare as We Know It? Continuity and Change in Western Welfare State Settings and Practices*. Opladen: Barbara Budrich, 37–51.
- Leitner, Sigrid (2013): *Varianten von Familialismus. Eine historisch vergleichende Analyse der Kinderbetreuungs- und Altenpflegepolitiken in kontinentaleuropäischen Wohlfahrtsstaaten*. Berlin: Duncker & Humblot.
 - Leitner, Sigrid (2013): *Wie ist Fürsorgearbeit unterschiedlich organisiert? Care-Regime und ihre gleichstellungspolitischen Implikationen im Ländervergleich*, in: Sabine Berghahn und Ulrike Schultz (Hg.), *Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte*, Hamburg: Dashöfer (Loseblattsammlung).

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sigrid Leitner
 Fachhochschule Köln
 Gustav-Heinemann-Ufer 54
 50968 Köln
 sigrid.leitner@fh-koeln.de

Prof. Dr. Diana Lengersdorf

Juniorprofessorin für Geschlecht, Technik und Organisation an der Universität zu Köln

Zur Person

Diana Lengersdorf ist seit dem Sommersemester 2013 Juniorprofessorin für Geschlecht, Technik und Organisation an der Humanwissenschaftlichen Fakultät sowie an der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung GeStiK (Gender Studies in Köln) der Universität zu Köln. Die Juniorprofessur wurde im Rahmen des Landesprogramms für geschlechtergerechte Hochschulen NRW eingeworben. Lengersdorfs Forschungsschwerpunkte liegen in der Soziologie der Geschlechterverhältnisse, insb. Männlichkeitsforschung, in den Science & Technology Studies, der Organisations- und Arbeitsforschung sowie in den qualitativen Methoden. Im April hat das DFG-geförderte Forschungsprojekt zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten im Museum begonnen, das im Verbund mit Prof. Nicole Burzan (TU Dortmund) durchgeführt wird. Weitere Forschungsaktivitäten richten sich derzeit auf den Bereich der Transformation von Männlichkeiten vor dem Hintergrund eines Strukturwandels von Erwerbsarbeit zusammen mit Prof. Michael Meuser (TU Dortmund) sowie auf Herrschaftsformen qua Interessenskonstellationen. Diana Lengersdorf ist seit 2003 Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und seit seiner Gründung Mitglied des Beirates.

Wissenschaftlicher Werdegang

Diana Lengersdorf studierte Soziologie, Psychologie und Volkswirtschaftslehre an der RWTH Aachen und schloss das Studium 1998 mit einer empirischen Magisterarbeit zur Marginalität von Frauen in Führungspositionen ab. Nach einer Phase nichtakademischer Berufstätigkeit kehrte sie 2003 an die Universität Duisburg-Essen zurück, wo sie bei Prof. Doris Janshen am Essener Kolleg für Geschlechterforschung zunächst in



Prof. Dr. Diana Lengersdorf (rechts) auf dem Podium der Jahrestagung „Zukunftsfragen und Genderforschung“ des Netzwerks, hier zusammen mit Prof. Dr. Carmen Leicht-Scholten von der RWTH Aachen.

einem interdisziplinären Forschungsprojekt zur Herzinsuffizienz und dann im Wissenschaftsmanagement des Kollegs als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Geschäftsführung arbeitete. 2008 wechselte Lengersdorf an die TU Dortmund zum Lehrstuhl Soziologie der Geschlechterverhältnisse von Prof. Michael Meuser. Hier arbeitete sie u. a. als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-geförderten Projekt zu neuen Formen von Vaterschaft. Im Jahr 2011 wurde Lengersdorf mit der ethnographischen Dissertation „Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur“ (2011, VS-Verlag) promoviert.

Forschungsprojekte

Laufendes Forschungsprojekt

Die Dramaturgie des „erlebnisorientierten“ Museums – Eine Mixed-Methods-Studie zum Wandel von Distinktionsformen im Wechselspiel von Kulturangebot und Kulturaneignung (zusammen mit Prof. Nicole Burzan von der TU Dortmund, gefördert durch die DFG)

Kürzlich abgeschlossenes Forschungsprojekt

Gewinne und Verluste. Ambivalenzen einer stärkeren Involvierung des Vaters im familialen Binnenraum (Leitung: Prof. Michael Meuser von der TU Dortmund, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen: Prof. Cornelia Behnke von der Katholischen Stiftungshochschule München, Prof. Diana Lengersdorf von der Universität zu Köln, gefördert durch die DFG)

Ausgewählte Publikationen

- Lengersdorf, Diana/Wieser, Matthias (Hrsg.) (2014): Schlüsselwerke der Science & Technology Studies, Wiesbaden: Springer-VS (in Druckvorbereitung)
- Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2014): Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden: Springer-VS
- Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2013): Egalitätsansprüche vs. Selbstverständlichkeiten. Unterschiedliche Rahmungen väterlichen Engagements bei Paaren aus den westlichen und den östlichen Bundesländern, in: Rusconi, Alessandra/Christine Wimbauer/

Mona Motakef/Beate Kortendiek/Peter A. Berger (Hrsg.) 2013: Sonderband 2 der Zeitschrift GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. „Paare und Ungleichheit(en) – Eine Verhältnisbestimmung“. Verlag Barbara Budrich. Opladen

- Lengersdorf, Diana/Reuter, Julia (2013): Zur Verkörperung von Leistung als Verkörperung von geschlechtlicher (Un-)Gleichheit in der Wissensarbeit, in: Endreß, Martin/Berli, Oliver (Hrsg.): Wissen und soziale Ungleichheit. Weinheim, S. 201–220
- Lengersdorf, Diana (2013): „That Is My Way of Raising the Child!“ The (Non)Acceptance of Paternal Engagement in Domestic Sphere, in: Kis, Katalin/Ranjitsingh, Aleah N. (Hrsg.): Violent and Vulnerable Performances: Challenging the Gender Boundaries of Masculinities and Femininities, Oxford: Inter-Disciplinary Press, S. 111–120
- Lengersdorf, Diana (2011): Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur, Wiesbaden: VS-Verlag
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2010): Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 35, Heft 2, 89–103

Kontakt und Information

Prof. Dr. Diana Lengersdorf
Universität zu Köln
Humanwissenschaftliche
Fakultät & Zentrale Einrichtung
„Gender Studies in Köln“
(GeStiK)
Gronewaldstraße 2
50931 Köln
Tel.: (0221) 470-2750
diana.lengersdorf@uni-koeln.de

Prof. Ludmilla Jordanova – Gastprofessorin an der RUB

Marie-Jahoda-Gastprofessur im Sommersemester 2014



(Foto: Jonathan Pearson)

Ludmilla Jordanova ist Professorin für Geschichte und visuelle Kultur an die Universität von Durham. Zuvor hat sie Kunst- und Wissenschaftsgeschichte an der University of East Anglia (UEA) gelehrt, war Professorin für

Kulturgeschichte an der University of York und zuletzt für Moderne Geschichte am King's College London.

Neben der Medizingeschichte gilt ihr Forschungsinteresse der Frage nach den Funktionsweisen von visuellen Kulturen. Prof. Jordanova setzt sich kritisch mit dem Sehen auseinander, mit spezifischen visuellen Fähigkeiten, die den Betrachtenden im jeweiligen historischen, kulturellen und sozialen Kontext zur Verfügung stehen. Gesehen werde, was gesehen werden könne und dürfe. Jordanova plädiert damit für eine Kontextualisierung des Sehens. So gelingt es ihr, Sichtbarkeit als eine (Macht-)Strategie aufzudecken, die darüber entscheidet, was (nicht) gesehen werden kann und darf. Bilder produzieren damit soziale Wirklichkeit mit.

Aktuelle Informationen zur Marie-Jahoda-Gastprofessur erhalten Sie auf der Website:
www.ruhr-uni-bochum.de/jahoda

Kontakt und Information

Saida Ressel
Koordinatorin der internationalen Marie-Jahoda-Gastprofessur
Lehrstuhl für Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
Tel.: (0234) 32 22986
www.ruhr-uni-bochum.de/jahoda/

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

Neu: Masterstudiengang Geschlechterstudien an der Universität Paderborn

Zwei-Fach MA „Kultur und Gesellschaft“ mit den Anteilsfächern Soziologie und Geschlechterstudien an der Universität Paderborn startet zum Wintersemester 2014/15

Die Universität Paderborn bietet ab Wintersemester 2014/15 den viersemestrigen Zwei-Fach-Masterstudiengang „Kultur und Gesellschaft“ an. Studierende können zwei Fächer kombiniert studieren, die sie aus einem Angebot von 15 Anteilsfächern auswählen können (siehe unten). Durch die Kombination zweier Studienfächer entwickeln die Studierenden zugleich ein theoriegeleitetes und berufsfeldorientiertes kulturwissenschaftliches Profil und erwerben Kompetenzen im Umgang mit Interdisziplinarität und Interkulturalität. Die Anteilsfächer sind:

- Deutschsprachige Literaturen
- Englische Sprachwissenschaft
- Englischsprachige Literatur und Kultur
- Erziehungswissenschaft
- Germanistische Sprachwissenschaft
- Geschichte
- Geschlechterstudien
- Kulturen der europäischen Vormoderne
- Kunstgeschichte
- Medienwissenschaften
- Philosophie
- Romanistik/Spanisch
- Romanistik/Französisch
- Soziologie: Gesellschaftliche Transformationen und Kulturtechniken
- Theologien im Dialog

Die Teilstudiengänge „*Geschlechterstudien/Gender Studies*“ und „*Soziologie: Gesellschaftliche Transformationen und Kulturtechniken*“ werden im Folgenden näher vorgestellt. Sie ergeben in der Kombination ein interdisziplinäres Profil in der kritischen, geschlechtertheoretisch reflektierten Analyse der Gegenwartsgesellschaften, können jedoch auch jeweils mit anderen Fächern verknüpft werden.

MA Geschlechterstudien/Gender Studies

Inhaltlich befasst sich das Studienfach mit der Tatsache, dass die kulturellen, sozialen und politischen Dimensionen gesellschaftlichen Lebens von historisch gewachsenen und geformten Geschlechterordnungen durchzogen sind. Es eröffnet damit Wege zum Verständnis der Bedingungen demokratischer Gesellschaften, von gesellschaftlichen Arbeits- und Machtverhältnissen, von Bewertungs- und Ausschlusspraxen oder sozialisatorischen und medialen Einflüssen auf die Individuen. Geschlechterverhältnisse und -ordnungen gehören zu den am stärksten strukturierenden kategorialen Aspekten jeder Gesellschaft. Die Kenntnis der geschlechterbezogenen Wirkungsweisen von Normierungen, Stereotypisierungen und Vorurteilsbildungen kann als Basis relevante Erkenntnisse zum Verständnis anderer gesellschaftlicher Normierungs- und Stereotypisierungsprozesse liefern.

Im Studienfach Geschlechterstudien/Gender Studies wird auf die *Tätigkeit in Berufen* vorbereitet, in denen „*Genderkompetenz*“, also der wissens- und reflexionsbasierte Umgang mit Geschlechterfragen und gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen, gefragt ist bzw. auf Tätigkeiten in der Geschlechterforschung. Das Studienfach ist interdisziplinär: Es verbindet Elemente unterschiedlicher Disziplinen durch ein quer zu ihnen liegendes Erkenntnisinteresse. Damit regt es sowohl den innerwissenschaftlichen Austausch und die Begegnung von Wissens- und Fachkulturen als auch die Entwicklung wissenschaftskritischer Fragestellungen an.

Ziel des Studienfachs ist das Wissen um die je historischen, kulturellen und politischen Bedingungen der Entstehung von Geschlechterordnungen sowie deren Wirkungsweisen und Tradierungswege. Die

Studierenden erwerben die dafür notwendige Fähigkeit zu kritischer Analyse, eigenständigem wissenschaftlichem Arbeiten und wissenschaftlicher Reflexion, zudem Einsichten in die Möglichkeit der geschlechterbewussten Gestaltung gesellschaftlicher Organisationsformen und Prozesse sowie deren Vermittlung in öffentlichen Arbeitszusammenhängen.

Zugangsvoraussetzungen: Das Studium der Geschlechterstudien/Gender Studies setzt einen ersten berufsqualifizierenden Hochschulabschluss in einem mindestens sechssemestrigen Studiengang im Fach Gender Studies, Geschlechterstudien, Geschlechterforschung oder einem vergleichbaren Fach voraus. Ebenso möglich ist ein mindestens sechssemestriger Studiengang in Verbindung mit dem Nachweis über Leistungen in Veranstaltungen zur Geschlechterthematiken im Umfang von mindestens 18 LP. (Diese Leistungen können auch durch das Zertifikat „Geschlechterstudien/Gender Studies“ der Universität Paderborn oder eine gleichwertige Bescheinigung einer anderen Hochschule nachgewiesen werden).

Studienablauf: Der Studiengang ist auf vier Semester angelegt und gliedert sich in vier Module. Modul 1 *Geschlechtertheorien und Geschlechterverhältnisse* vertieft die im BA (oder in anderen Zusammenhängen) erworbenen Grundlagen und Basiskompetenzen. Dabei liegt der inhaltliche Schwerpunkt auf der Bedeutung von Geschlechtervorstellungen und -ordnungen für die Struktur von Gesellschaften und Wissenschaft sowie auf der historischen Gewordenheit dieser Strukturen.

Im Modul 2 *Geschlechtertheorien und Geschlechterverhältnisse* werden Fragestellungen aus Modul 1 in einer eigenen Forschungsarbeit vertieft, sodass die/der Studierende zu einem erweiterten Verständnis der theoretischen Zusammenhänge gelangt.

Das Modul 3 unterteilt sich in drei Teile (A, B, C), von denen jeweils zwei studiert werden müssen. Modul 3A *Kulturelle und symbolische Repräsentationen* dient der Beschäftigung mit den Bedingungen der Formierung und Repräsentation von Geschlecht. Dazu zählen Theorien zur medialen Darstellung sowie zu historischen, kulturellen und symbolischen Repräsentationen von Geschlecht und Geschlechtlichkeit. Das Modul 3B *Sozialisation und Entwicklung* befasst sich inhaltlich mit den geschlechtstypischen Bedingungen des Aufwachsens und den individuellen Entwicklungsprozessen von Kindern und Jugendlichen. Im Modul 3C *Arbeitsteilung und Gesellschaftsstruktur* liegt der Schwerpunkt in der Beschäftigung mit geschlechtstypischen Bedingungen von Gesellschaftsorganisation und Arbeitsteilung. Im *Profilierungsmodul* sollen abschließend die erarbeiteten Kenntnisse und Erfahrungen in Form einer wissenschaftlichen Masterarbeit dargelegt werden.

MA Teilstudiengang „Soziologie: Gesellschaftliche Transformationen und Kulturtechniken“

In dem Studiengang Soziologie werden Kenntnisse und Fertigkeiten in soziologischen Grundlagen, Begriffen und Methoden vertieft und erweitert. Insbesondere die Auseinandersetzung mit aktuellen theoretischen Kontroversen der Gegenwartssoziologie und der Gesellschaftsanalyse, die Analyse sozialer Ungleichheiten und deren Transformation sind Studieninhalte. Unter anderem werden die theoretischen Perspektiven der Arbeits- und Wissensgesellschaft auf ihre diagnostische Aussagekraft geprüft sowie Thesen zu Subjektivierung, postmodernen Formen des Selbstmanagements sowie zu Zusammenhängen von Geschlechterwissen, Medien, Kultur und Gesellschaft diskutiert, analysiert und bewertet.

Das *Ziel des Teilstudiengangs* „Soziologie: Gesellschaftliche Transformationen und Kulturtechniken“ ist zum einen forschungsorientiert und bereitet auf eine Promotion mit soziologischen, kultur-, sozialwissenschaftlichen und/oder interdisziplinären Fragestellungen vor. Zum anderen werden Schlüsselqualifikationen und Fertigkeiten im Studium erworben, die auch *berufliche Perspektiven* in den Praxisfeldern a) *Privatwirtschaft* (Personalwesen, Öffentlichkeitsarbeit, Organisationsberatung), b) *öffentliche und internationale Organisationen* (Verbände, Gewerkschaften, Politik, Kulturmanagement, Referent/inn/entätigkeit) und c) *Journalismus und Medien* bieten.

Zugangsvoraussetzungen stellt entweder ein mindestens sechssemestriges, berufsqualifizierendes Hochschulstudium in Soziologie dar oder ein Zwei-Fach-Bachelor mit Soziologie oder einem vergleichbaren sozial- oder kulturwissenschaftlichen Studium als Anteilsfach (mind. 72 LP in Soziologie müssen nachgewiesen werden). Weiterhin ist auch ein einschlägiges sozialwissenschaftliches Studium (mind. 42 LP in Soziologie) als Zugangsvoraussetzung möglich.

Studienablauf: Der Studiengang Soziologie setzt sich aus vier Modulen zusammen. In dem Mastermodul 1 „*Soziologische Grundlagen und Schlüsselbegriffe*“ werden aktuelle theoretische Debatten der Soziologie, Zeitdiagnosen und Ungleichheitsanalysen diskutiert und vertieft. Die Studierenden sollen einen Überblick über gegenwärtig relevante Themenfelder und Fragestellungen erhalten, die sie dann im weiteren Studienverlauf weiterentwickeln und zu konkreten Forschungsinteressen intensivieren können.

In den Lehrveranstaltungen des Mastermoduls 2 „*Arbeits- und Wissensgesellschaft*“ werden die Studierenden Kenntnisse über die gesellschaftliche Organisation von Arbeit und Wissen sowie über entspre-

Fachübergreifende Informationen zum MA „Kultur und Gesellschaft“

www.upb.de/ma-kultur-und-gesellschaft
Prof. Dr. Norbert Otto Eke
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60-2924
norbert.eke@upb.de

Informationen zu Geschlechterstudien/Gender Studies

www.upb.de/master-gender
Dr. Claudia Mahs
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60-2730
cmahs@mail.upb.de

chende gesellschaftliche Transformationsprozesse ausbilden und forschungsorientiert vertiefen. Insbesondere prekäre Arbeits- und Lebensbedingungen sowie die Verquickung der im „digitalen Zeitalter“ sich wandelnden oder neu entstehenden Kulturtechniken sollen erfasst und analysiert werden. Im Fokus stehen auch Themen wie der Umgang mit Gleichstellung, Heterogenität, Diversity oder Work-Life-Balance in Organisationen sowie Wissenskontexten und wie diese theoretisch eingeordnet und kritisch hinterfragt werden können.

Im Mastermodul 3 „*Mediale Kulturen*“ stehen die kulturtheoretische Begründung und Bedeutung der Transformationsprozesse ebenso wie die kulturhistorische Veränderung medialer Kulturen im Zentrum. Vor allem geht es darum, diese Kulturtechniken in Bezug zu gesellschaftlichen Veränderungen und medialen Umbrüchen zu setzen. Zudem geht es um die gesellschaftlichen und kulturellen Effekte medialer Formen der Selbstthematization, deren Bezug zum Strukturwandel der Öffentlichkeit sowie um den Bezug von medial generierten Kulturtechniken auf sozialisierende Entwicklungen.

Das Mastermodul 4 „*Subjektivität, Selbstmanagement, Geschlechtertechnologien*“ konzentriert sich auf die Wechselbeziehung zwischen veränderten Selbsttechnologien und auf den Wandel der Geschlechterverhältnisse. Im Zentrum steht die Betrachtung der Prozesse, in deren Verlauf Individuen zu Subjekten werden, die als sozial Handelnde anerkannt werden. Ihre konkreten Erscheinungsformen und auch geschlechtsspezifischen Ausprägungen sowie ihr Bezug zu genderspezifischen Selbsttechnologien und Formen des Selbstmanagements werden analysiert und reflektiert.

Wird die Masterarbeit in dem Fach Soziologie angestrebt, schließt sich das Profilierungsmodul mit einem begleitenden Kolloquium an.

**Informationen zu
Soziologie: Gesellschaftliche Transformationen
und Kulturtechniken**

<http://kw.uni-paderborn.de/institute-einrichtungen/institut-fuer-humanwissenschaften/soziologie/master-kultur-und-gesellschaft/>
Prof. Birgit Riegraf
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60-2344
briegraf@mail.uni-paderborn.de

Statistikportal: Genderspezifische NRW-Hochschuldaten auf Abruf

Die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW stellt seit März 2014 ein neues Statistikportal bereit (Projektleitung: Prof. Dr. Anne Schlüter, Dr. Beate Kortendiek, Projektmitarbeiterinnen: Ulla Hendrix, Jennifer Niegel, Sandra Wyrwich).

Das Statistikportal ergänzt den Gender-Report, der alle drei Jahre erscheint, um ein jahresaktuelles und individuell gestaltbares Angebot: Genderbezogene Daten zu den 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes NRW stehen jetzt auch online kostenlos und öffentlich zur Verfügung. Die Daten basieren zum einen auf Sonderauswertungen der amtlichen Hochschulstatistik (IT.NRW). Zum anderen handelt es sich um eigene Erhebungen der Hochschulleitungspositionen und -gremien, die auch für den kürzlich erschienenen Gender-Report 2013 zu den Hochschulen in NRW erstellt wurden.

Das Statistikportal macht genderbezogene Hochschuldaten auf Landesebene in einer bislang nicht vorhandenen Tiefe und Detailliertheit zugänglich. Die Daten können je nach individuellem Informationsbedarf („on demand“) zusammengestellt werden. Als Zielgruppe sind hochschul- und geschlechterpolitische AkteurInnen ebenso wie ForscherInnen angesprochen, darüber hinaus soll die Datenbank niederschwellig für alle anderen Interessierten zur Verfügung stehen. Das Portal bietet Möglichkeiten für statistische Querschnitts- und Längsschnittanalysen ab dem Jahr 2000 bis hin zu den aktuellsten verfügbaren Daten und wird jährlich aktualisiert.

Auf Abruf stehen geschlechtsdifferenzierte Daten zu den Themen Qualifizierung, Personal und Hochschulleitung bereit. Als Qualifizierungsstufen werden neben dem Studium und den unterschiedlichen Abschlüssen (beispielsweise Bachelor, Master oder Lehramt) auch Promotion und Habilitation erschließbar. Auf der Ebene des Hochschulpersonals sind ProfessorInnen, wissenschaftliche und künstlerische MitarbeiterInnen sowie die MitarbeiterInnen in Technik und Verwaltung nach Geschlecht differenziert abrufbar.

Auf Wunsch können diese Themenbereiche mit weiteren Kriterien kombiniert werden. So können beispielsweise Daten zu den Professuren für einzelne Hochschulen und/oder die Hochschulart (Universität, Fachhochschule, Kunst- und Musikhochschule) nach Fächergruppe bis hin zum Lehr- und Forschungsbereich erzeugt werden. Eine Darstellung des Personals der Klinikuniversitäten mit oder ohne das Klinikum ist ebenfalls möglich. Darüber hinaus kann nach Internationalität differenziert werden. Auch Daten zu den Hochschulleitungsgremien, die bislang in der amtlichen Statistik nicht verfügbar sind, können aufgrund einer eigenen Erhebung der Koordinations- und Forschungsstelle genutzt und mit anderen Hochschulen verglichen werden.

Die NutzerInnen haben außerdem die Möglichkeit, ein Profil einer Hochschule ihrer Wahl zusammenzustellen und dies mit den Daten der entsprechenden Hochschulart zu vergleichen. Diese Funktion wurde in Anlehnung an die Gender-Datenprofile des Gender-Reports 2013 entwickelt. Wie die Rückmeldungen zeigen, besteht ein hoher Bedarf an Genderdaten über die eigene Hochschule, beispielsweise als Argumentationsgrundlage für gleichstellungspolitische Schritte. Auf einen Blick können nun Daten zu

Studierenden, Promovierten, ProfessorInnen und zum weiteren Personal ausgewählt werden. Auch hier besteht auf Wunsch die Möglichkeit einer weiteren Untergliederung nach Fächergruppen, Internationalität oder Klinik/ohne Klinikum. Auch die Ausgabe der Leitungsgremien ist hier möglich.

Abgerundet wird das Angebot durch eine Vielzahl von Ausgabeeoptionen. So kann man die auf der Website erstellten Tabellen durch prozentuale Frauen- und Männeranteile ergänzen sowie Diagramme erzeugen. Weiterhin ist es durch die verschiedenen Download-Funktionen (Excel, PDF, jpg, png) möglich, mit den erzeugten Tabellen und Diagrammen weiterzuarbeiten.

Mit diesem Link gelangen Sie direkt zum Portal: www.genderreport-hochschulen.nrw.de/statistikportal
Hier können Sie den Gender-Report bestellen: www.genderreport-hochschulen.nrw.de

Kontakt und Information

Ulla Hendrix, Dipl.-Soz.-Wiss.
ulla.hendrix@uni-due.de

Jennifer Niegel, Dipl.-Soz.-Wiss.
jennifer.niegel@uni-due.de

Relaunch des „Instrumentenkastens“ zu den Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG



Der Instrumentenkasten ist in frischem Design und mit verbesserten Funktionalitäten mit einer vielfältigen Auswahl neuer, vorbildhafter Chancengleichheitsmaßnahmen unter www.instrumentenkasten.dfg.de online gegangen. Die freizugängliche Onlinedatenbank für Gleichstellungsmaßnahmen in Forschung und Lehre soll Impulse und praktische Informationen zur Umsetzung von Chancengleichheitsmaßnahmen an den Hochschulen geben – mit dem übergeordneten Ziel, Gleichstellung im deutschen Wissenschaftssystem weiter zu verbessern. Angesprochen werden

alle Akteurinnen und Akteure, die sich an den Hochschulen und in der Wissenschaft mit Chancengleichheit, Gender und Vereinbarkeit beschäftigen. Mit dem Start des überarbeiteten Instrumentenkastens sind alle Universitäten, Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen herzlich eingeladen, weitere Maßnahmen vorzuschlagen.

Der Instrumentenkasten wird im Auftrag der DFG von GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften technisch bereitgestellt. Die inhaltliche Betreuung liegt beim Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS. Konkrete Fragen und Vorschläge zum Instrumentenkasten können an die Adresse instrumentenkasten@dfg.de geschickt werden.

Kontakt und Information

Annika Rehm
GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften
Computational Social Science
Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung
CEWS
Unter Sachsenhausen 6–8
50667 Köln
Tel.: (0221) 47694226
annika.rehm@gesis.org
www.gesis.org
www.cews.org

Handbuch: Gleichstellung steuern – Promising Practices für die Hochschulsteuerung

Im Praxishandbuch „Gleichstellung steuern – Promising Practices für die Hochschulsteuerung“ wird eine breite Auswahl vielversprechender Ansätze gleichstellungsorientierter Steuerungskonzepte, -strategien und -instrumente vorgestellt. Geschlechtersensibles Qualitätsmanagement, Gleichstellungs-Controlling und gleichstellungsorientierte Haushaltssteuerung sind systematisch, übersichtlich, knapp und praxisbezogen dargestellt. Das Handbuch soll den verschiedenen Akteur/innen an Hochschulen einen Überblick über Steuerungsverfahren geben, Anknüpfungspunkte für Gleichstellungsthemen aufzeigen, Handlungsoptionen vorstellen und Anregungen für die praktische Umsetzung bieten.

Das Handbuch ist ein Produkt des EQUISTU-Projektes (2012–2014), gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und des Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union (Förderlinie „Frauen an die Spitze“) und wurde von Maresa Feldmann, Birgit Erbe, Monika Goldmann, Mara Kuhl, Melanie Roski und Ingrid Schacherl erstellt.

Das Handbuch steht zum Download unter folgender Website bereit:

www.equality-management.de/dateien/Equistu_Handbuch_Gleichstellung_Steuern.pdf

Kontakt und Information

Dr. Melanie Roski
TU Dortmund
Evinger Platz 17
44339 Dortmund
roski@sfs-dortmund.de
www.equality-management.de

Bericht: Nur die Leistung zählt? – Chancengerechte Exzellenzbewertungen an Hochschulen

Projektberichte des EU-Projekts „Female Empowerment in Science and Technology Academia“ (FESTA)

Für die Bewertung von „Exzellenz“ gibt es weder universelle Kriterien noch einen geschlechtsneutralen Standard. Gleichwohl wird gemeinhin von einem meritokratischen Prinzip in der Wissenschaft ausgegangen, dass allein die herausragende Leistung als Auswahlkriterium für die Förderung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bzw. die Besetzung von Stellen gelten würde. Eine Reihe von Studien in den Gender Studies hat diese Annahme bereits als Mythos entlarvt und sieht in dem Prinzip einen zentralen Mechanismus der Reproduktion von Geschlechterungleichheit an Hochschulen. In zwei Projektberichten sind vergleichende Ergebnisse aus verschiedenen europäischen Ländern zusammengestellt, die auf der Basis von Interviewstudien zeigen, wie Exzellenzbewertungen auf der Mikroebene in der Wissenschaft konstruiert werden – sowohl in Berufungsverfahren als auch im Arbeitsalltag von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Diese Ergebnisse waren in den Ländern jeweils Grundlage für die Entwicklung und Durchführung von Workshops, die einen Beitrag zur Sensibilisierung für verschiedene Formen des Gender Bias in Exzellenzbewertungen leisten wollen. Die Berichte können auf den Webseiten des Projektes heruntergeladen werden: www.festa-europa.eu/site-content/dissemination

Kontakt und Information

RWTH Aachen
Integration Team – Human
Resources, Gender and Diversity
Management (IGaD)

Dr. Andrea Wolfram
andrea.wolfram@rwth-aachen.de

Dipl.-Soz.-Wiss. Manuela Aye
manuela.aye@rwth-aachen.de

www.igad.rwth-aachen.de/projekte/festa.htm

Dokumentation: Forschung mit Leidenschaft – Professorinnen der Heinrich-Heine-Universität

Die Professorinnen der Heinrich-Heine-Universität sind in der Forschung auf ganz unterschiedlichen Fachgebieten tätig. Während die einen nach neuen, lebensrettenden Medikamenten forschen, entdecken andere bislang unbekannte Lebensräume und identifizieren seltene, mittelalterliche Handschriften. Sie leisten Tag für Tag Außerordentliches und begeistern mit ihrer exzellenten Lehre in der Medizin, den Naturwissenschaften, der Philosophie und den Wirtschaftswissenschaften ihre Zuhörerinnen und Zuhörer. Sie müssen täglich eine Vielzahl parallel laufender Aufgaben bearbeiten und zusätzlich den Spagat zwischen Wissenschaft und Familie bewältigen.

Die Dokumentation „Professorinnen der HHU – Forschung mit Leidenschaft“ stellt diejenigen Frauen vor, die durch ihre außerordentlichen Leistungen Anerkennung und Dank verdienen und gleichzeitig eine wichtige Vorbildfunktion für junge Nachwuchsforscherinnen einnehmen. Die dargestellten Porträts und Lebensläufe sollen Wissenschaftlerinnen ermutigen und gleichzeitig bestärken, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen, denn: Alles ist möglich, wenn man mit Leidenschaft und Herzblut dabei ist. Der Titel der Dokumentation geht auf ein Zitat des Rektors, Prof. Dr. Dr. H. M. Piper zurück, der anlässlich einer Veranstaltung die Forschung als „Leidenschaft“ bezeichnete.

Die vollständige Publikation können Sie herunterladen unter: www.uni-duesseldorf.de/home/universitaet/strukturen/beauftragte/gleichstellungsbeauftragte/publikationen/professorinnen-der-heinrich-heine-universitaet.html

Wenn Sie an einem gedruckten Exemplar interessiert sind, können Sie das Buch, solange der Vorrat reicht, unter GSB@hhu.de bestellen.

Kontakt und Information

Sanda Grätz, Dipl.-Ing.
Gleichstellungsbeauftragte
gratz@hhu.de

IFFOnZeit – Universität Bielefeld

Der thematische Schwerpunkt der Ausgabe Nr. 3 der Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) IFFOnZeit ist den 2013 mit dem Bielefelder Gleichstellungspreis ausgezeichneten Qualifikationsarbeiten gewidmet. Darüber hinaus wird über Aktivitäten des IFF sowie über Veranstaltungen und Einrichtungen der Universität und der Fachhochschule Bielefeld berichtet.

Die komplette Ausgabe sowie alle einzelnen Artikel finden Sie unter: www.iffonzeit.de/aktuelleausgabe/aktuell.html

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede und
Lisa Krall (Redaktion)
Interdisziplinäres Zentrum
für Frauen- und Geschlechter-
forschung (IFF)
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-4574
iff@uni-bielefeld.de
www.uni-bielefeld.de/IFF

onlinejournal kultur & geschlecht – Ruhr-Universität Bochum

Die Beiträge der aktuellen Ausgabe von kultur & geschlecht widmen sich der kultur- und medienwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit digitalen Spielen sowie dem spielerischen Zugang zu zweckorientierten

Software-Anwendungen und deren gesellschaftlichen, ökonomischen und biopolitischen Kontextualisierungen. Die Aufsätze verbindet ein Zugang zum Spiel und zum Spielerischen, der die Peripherie seiner Gegenstände mitdenkt und das in den Blick nimmt, was über das Spiel hinausweist. Aus diesem Grund erörtern die Beiträge schwerpunktmäßig Phänomene, die noch nicht oder nicht mehr eindeutig als digitale Spiele erkennbar sind: Apps und Anwendungen, Marketing- und Managementstrategien, die Elemente digitaler Spiele aufgreifen, sie zitieren, selbst zum Spielen einladen oder durch sie Einfluss auf Körperbilder und Geschlechterpolitiken nehmen. Auch dort, wo „typische“ Computerspiele betrachtet werden, geschieht dies mit dem Ziel, ihren Status als kulturelle Artefakte in Relation zu den sie umgebenden und durchdringenden Diskursen kritisch zu bestimmen.

Kontakt und Information

Dr. des. Anja Michaelsen
Ruhr-Universität Bochum
anja.michaelsen@rub.de
www.rub.de/ifm

Personalien

Professur von Prof. Dr. Dorothea E. Schulz wird Netzwerkprofessur

Die Netzwerkprofessur „Sozialanthropologie und Geschlechterforschung“ – Prof. Dr. Dorothea E. Schulz, Philosophische Fakultät, Universität zu Köln – wurde als Ausgleich zur gestrichenen Netzwerkprofessur „Geschichte und Kulturen Afrikas mit besonderer Berücksichtigung des Geschlechterverhältnisses“ durch die Universität zu Köln geschaffen.

Das Rektorat der Universität zu Köln hat auf Antrag der Philosophischen Fakultät – unterstützt durch die zentrale Gleichstellungsbeauftragte – im Januar 2014 der Erweiterung bzw. Umbenennung der Denomination der Professur von Prof. Dr. Dorothea E. Schulz in „Sozialanthropologie und Geschlechterforschung“ zugestimmt. Hiernach ist diese Professur „Sozialanthropologie und Geschlechterforschung“ nun eine originäre Netzwerkprofessur des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW.

Kontakt und Information

Gleichstellungsbeauftragte
Annelene Gäckle
gleichstellungsbeauftragte@
gb.uni-koeln.de
Dr. Beate Kortendiek
beate.kortendiek@netzwerk-
fgf.nrw.de

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker als Gastprofessorin in Paris



Prof. Dr. Marie-Theres Wacker, Netzwerkprofessorin mit dem Schwerpunkt Genderforschung und Hebräische Bibel, hat vom 02. bis zum 30.05.2014 eine Einladung als *directeur d'études invitée* (Gastprofessorin) an die *École Pratique des Hautes Études, Section des sciences religieuses*, in Paris wahrgenommen. Ihr vierwöchiger Vorlesungszyklus trug den Obertitel „*Homme sauvage et femmes étrangères. Le Cycle d'Élie (1 R 17-2 R 2) en perspectives de ‚genre‘/gender*“. Damit wurde auf ausdrücklichen Wunsch der einladenden Institution und der sie vertretenden Kolleginnen, Prof. Dr. Hedwige Bonraisin-Rouillard (Sprachen und Literatur des Alten Vorderen Orients) und Prof. Dr. Maria-Grazia Massetti-Rouault (Vorderasiatische Archäologie und Altorientalistik), zum ersten Mal an dieser renommierten Pariser Hochschule das Thema Gender unter einem bibel- bzw. religionswissenschaftlichen Schwerpunkt aufgegriffen. Die Themen der vier je zweistündigen Vorlesungen lauteten:

1. *L'homme de Dieu et la veuve étrangère – féminisme, gender et différence/diversity*
2. *L'homme sauvage – des men's studies aux études de masculinité et des queer studies: explorations au Cycle d'Élie*
3. *La reine étrangère et l'homme prophétique – féminisme, gender et post-colonialisme*
4. *Le „monothéisme“ d'Élie en perspectives de „genre“*

Kontakt und Information

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker
Westfälische Wilhelms-
Universität Münster
Hüfferstraße 27
48149 Münster
femtheo@uni-muenster.de

Prof. Dr. Christine Wimbauer und Dr. Mona Motakef wechseln von Duisburg nach Tübingen

Nach drei Jahren intensiver Forschungen und Kooperationen am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen sind Prof. Dr. Christine Wimbauer und Dr. Mona Motakef an das Institut für Soziologie der Eberhard Karls Universität Tübingen gewechselt. Prof. Christine Wimbauer hat dort seit dem 01.04.2014 den Lehrstuhl für Mikrosoziologie mit dem Schwerpunkt Geschlechterverhältnisse inne.

Beide Wissenschaftlerinnen bleiben dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW aber weiterhin verbunden. So leitet Prof. Christine Wimbauer mit Prof. Michael Meuser (Dortmund), Prof. Katja Sabisch und Prof. Ilse Lenz (Bochum) sowie Prof. Karen Shire (Universität Duisburg-Essen) auch zukünftig das von der Stiftung Mercator/MERCUR finanzierte Projekt „Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb“. Zudem sind Prof. Christine Wimbauer und Dr. Mona Motakef assoziierte Mitglieder des Essener Kollegs für Geschlechterforschung der Universität Duisburg-Essen.



Dr. Mona Motakef (links) und Prof. Dr. Christine Wimbauer
(Foto: Maren Jochimsen).

Kontakt und Information

Dr. Mona Motakef
Institut für Soziologie
Eberhard Karls Universität
Tübingen
Wilhelmstraße 36
72074 Tübingen
Tel.: (07071) 2978383
mona.motakef@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Diana Lengersdorf hat DFG-Projekt zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten im Museum eingeworben

Im Verbundprojekt „Die Dramaturgie des ‚erlebnisorientierten‘ Museums: eine Mixed-Methods-Studie zum Wandel von Distinktionsformen im Wechselspiel von Kulturangebot und Kulturaneignung“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird, untersucht Prof. Dr. Diana Lengersdorf zusammen mit Prof. Dr. Nicole Burzan von der TU Dortmund, ob und wie sich kulturelle Distinktionsformen im Museum ändern. Im Fokus stehen dabei zwei zentrale Prozesse, durch die Museen herausgefordert sind: eine erhöhte Erlebnisorientierung und die Öffnung für ein möglichst breites Publikum. Forschungsleitend sind Erkenntnisse der Ungleichheits- und Kultursoziologie sowie einer Soziologie sozialer Praktiken. In der Studie kommt ein Mixed-Methods-Forschungsdesign zum Einsatz. Beginn: April 2014, Laufzeit: 36 Monate, Leitung: Prof. Dr. Nicole Burzan (TU Dortmund), Prof. Dr. Diana Lengersdorf (Universität zu Köln).

Kontakt und Information

Prof. Dr. Diana Lengersdorf
Universität zu Köln
Humanwissenschaftliche
Fakultät & Zentrale Einrichtung
„Gender Studies in Köln“
(GeStiK)
Gronewaldstraße 2
50931 Köln
Tel.: (0221) 470-2750
diana.lengersdorf@uni-koeln.de

10 Jahre Verlag Barbara Budrich



Barbara Budrich (Mitte) im Kreis ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Geschlechterforschung befindet. Anlässlich des 10. Geburtstages des Verlages überbrachte Dr. Beate Kortendiek die Glückwünsche des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und sagte: „In Zeiten, in denen immer mehr große Verlage die kleinen schlucken, der Kampf ums Buchs versus dem digitalen Publizieren heftig geführt wird, ist es für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler umso wichtiger, eine engagierte Verlegerin und einen ebensolchen Verlag an der Seite zu haben, die sich für wichtige Gesellschaftsfragen interessieren und nicht lediglich marktorientierte Entscheidungen treffen. Der Verlag Barbara Budrich steht für ein engagiertes Verlagsprogramm und für gute Kooperationen“.

Am 2. Mai 2004 gründete Barbara Budrich ihren gleichnamigen Verlag mit Sitz in Leverkusen-Opladen. Der Fachverlag für die Sozial- und Erziehungswissenschaften bietet ein qualitativ hochwertiges Buch- und Zeitschriftenprogramm auf Deutsch und auf Englisch, gedruckt wie digital. Im Verlag Barbara Budrich erscheint die Zeitschrift GENDER, deren Redaktionssitz sich an der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und

Kontakt und Information

Lisa Petzold
Verlag Barbara Budrich
Stauffenbergstraße 7
51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: (02171) 344594
Fax: (02171) 344693
l.petzold@budrich.de
www.budrich-verlag.de

Prof. Dr. Gerda Breuer geht in den (Un-)Ruhestand



Im Rahmen einer Feierstunde wurde die Kunst- und Designhistorikerin Prof. Dr. Gerda Breuer von ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an der Bergischen Universität Wuppertal in den Ruhestand verabschiedet. Sie hatte 18 Jahre lang den Lehrstuhl für Kunst- und Designgeschichte in Wuppertal inne, leitete die dortige Designsammlung und war Vorsitzende des Instituts für angewandte Kunst- und Bildungswissenschaften.

Darüber hinaus organisierte sie regelmäßig Ausstellungen mit Werken bekannter Künstlerinnen und Künstler in der Uni-Galerie.

Gerda Breuer veröffentlichte zahlreiche Publikationen zur Kunst-, Fotografie- und Designgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und setzte sich zudem für die Gleichstellung von Frauen und Männern an der Uni Wuppertal ein. Für ihr herausragendes Engagement wurde sie 2009 mit dem Gleichstellungspreis der Bergischen Universität ausgezeichnet.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Gerda Breuer
info@gerdabreuer.de
www.gerdabreuer.de

Zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Annette Kuhn im Haus der FrauenGeschichte in Bonn (HdFG)



„Mit meiner Stimme reden, mehr will ich nicht ...“, mit diesem Zitat begann Barbara Degen ihre Rede zur Feier des 80. Geburtstags von Annette Kuhn, geb. 1934, die wahrlich die wichtigste Pionierin der Frauengeschichte in der deutschen Geschichtswissenschaft ist. Es gab weitere spontane Reden von Marianne Krüll mit Erinnerungen aus der Anfangszeit der Frauenforschung und den Reaktionen im Senat der Universität Bonn, von Gudrun Nositschka von der Gerda-Weiler-Stiftung u. a. m. sowie die Überreichung von Gruß- und Glückwunsch-Mails. Der Jazz-Jugendchor der Universität Bonn sang sich mit einigen Gospels in das Herz von Annette Kuhn, die sich gerührt an ihre Jugend erinnert fühlte. Der Bonner Rabbiner sprach auf Hebräisch den Segen und sagte, Gott sei in der jüdischen Tradition Vater und Mutter zugleich.

Barbara Degen stellt die Konzeption des Hauses der FrauenGeschichte vor und zitierte aus der Autobiografie von Annette Kuhn: „Ich trage einen goldenen Stern“; darin heißt es zum Schluss: *„Mit dem Projekt ‚Haus der Frauengeschichte‘ stellte ich mir die Fragen, die meine universitäre Lehr- und Forschungstätigkeit bestimmten, aus einer neuen Perspektive. Was hat die europäische Geschichte der Demokratie mit Geschlechterdemokratie und mit dem deutschen Faschismus zu tun? Während meiner Berufsjahre habe ich über dieses Thema gearbeitet, aber mich immer wieder in falsche Argumentationsketten verstrickt. Heute glaube ich, dass es andere Wahrnehmungsweisen unserer Geschichte gibt. Die von Frauen gelebte, in der Bilder-, Sprach- und Symbolwelt von Frauen zum Ausdruck gebrachte Sicht auf Geschichte führt mich tiefer hinein in die Geheimnisse unserer Vergangenheit. Ich begreife die unterschiedlichen Erfahrungswelten meiner Freundinnen und verstehe diese fruchtbare Differenz als die Basis meiner Existenz“ (S. 222f.).*

Anette Kuhn hat die Annette Kuhn-Stiftung gegründet, über die sie das Haus der FrauenGeschichte bisher weitgehend persönlich finanziert. Ihre Mitarbeiterinnen sind alle ehrenamtlich engagiert.

Das Haus der FrauenGeschichte wurde 2012 eröffnet. Es hat sieben Denkräume, die sich auf den gesamten Zeitraum unserer Geschichte, von 40 000 vor Christus bis zu unserer Gegenwart, beziehen. In ihrem Buch „Historia – Frauengeschichte in der Spirale der Zeit“ von 2010 sind sie genauer beschrieben. Dieses Buch kann als eine Art Begleitkatalog zu der Ausstellung gelesen werden. Der geschichtstheoretische Ansatz von Annette Kuhn und den Wissenschaftlerinnen des Hauses der FrauenGeschichte findet sich in der Fachzeitschrift „Spirale der Zeit“:

„Mit diesem Hefttitel signalisieren wir, dass in der Spirale der Zeit unsere Geschichtserzählungen niemals abgeschlossen sind. Es gibt jedoch – anders als in den patriarchal bestimmten Sichtweisen der Vergangenheit – keine Null-Punkte im historischen Prozeß. Daher richtet sich unser historischer Blick in besonderer Weise auf die Kontinuitätsfragen, auf das, was auch in Zeiten der Krisen und Katastrophen das Weiterleben ermöglicht und Erfindungen von Neuem in Zeiten der Not hervorruft. Diese historischen

Erinnerungen erschließen sich uns [...] nur in einer von Frauen mitbestimmten, das heißt in einer matriarchalen Symbolordnung“ (S. 4f).

Mit dem Bild der Spirale ist ein Denken gemeint, das die Männergeschichte gegen den Strich bürstet, die Beachtung der weiblichen Genealogie und die Würdigung unserer mütterlichen Vor-Denkerinnen.

Seit der Eröffnung dieses Hauses 2012, so Barbara Degen, „haben wir hier in unseren Räumen immer wieder neu erlebt, wie dieses ‚matriachale Muster‘ von vielen Frauen in ihrer eigenen Geschichte, in der Familiengeschichte und in der sog. großen Geschichte gesucht und gefunden wird [...]. Die Mutter ist das Maß aller Dinge.“ Diese Schlüsselbegriffe prägen unsere Arbeit im Haus der FrauenGeschichte, ihre Umsetzung in Bilder, Texte, Dialoge und Diskurse. Ein Schlüsselbegriff ist auch die „Antiphrase“, die Christine de Pizan in ihrem Buch „Das Buch von der Stadt der Frauen“ als kritische, feministische Denkmethode entwickelt hat. *(Sigrid Metz-Göckel)*

Kontakt und Information

Haus der FrauenGeschichte
news@hdfg.de

In Bewegung – für Ulrike Schultz



Dass Ulrike Schultz am 31.07.2014 nach über 40 bewegten wie bewegenden Jahren aus dem öffentlichen Dienst ausscheidet, mutet geradezu absurd an. Es ist nicht zu glauben. Für Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen ist es eine Gelegenheit, ihrer Bewunderung, ihrer Anerkennung und ihrem Dank Ausdruck zu verleihen. Bewunderung für die Begeisterungsfähigkeit von Ulrike Schultz, für ihre unerschöpfliche Neugierde, ihr funkensprühendes Temperament, ihren Tatendrang, ihre Freude an Kommunikation, Interaktion und Gestaltung. Anerkennung für ihre wissenschaftlichen Leistungen, den Mut, die Pfade der Mainstream-Rechtswissenschaft zu verlassen und neue Felder zu erschließen, ihr ungebremstes Engagement in den Lehrbetrieben und Vortragssälen zahlreicher Universitäten, Ministerien, Einrichtungen und

Schulen in vielen Ländern dieser Erde. Dank für die stets inspirierende und freundschaftliche Zusammenarbeit, ihre unermüdliche Einsatz- und Hilfsbereitschaft, für ihre über Arbeitsverträge hinausgehende Förderung und Ermutigung und den immer angeregten, bereichernden Austausch über wissenschaftliche Fragen und die Weltenläufe. Wir wünschen ihr weiterhin viel Freude an Themen und Dialogen, viel Energie und Gesundheit! *(Anja Böning)*

Kontakt und Information

Anja Böning
FernUniversität in Hagen
Rechtswissenschaftliche
Fakultät
Lehrstuhl für Deutsches und
Europäisches Verfassungs-
und Verwaltungsrecht sowie
Völkerrecht
Universitätsstraße 21
58097 Hagen
Tel.: (02331) 987-4219
Fax: (02331) 987-324
anja.boening@fernuni-
hagen.de

Neue Projekte stellen sich vor

Miriam Engels

„Männer, Frauen und Medizin“ – Projekt zur Entwicklung eines geschlechtersensiblen Curriculums an der Medizinischen Fakultät KomDiM-Projekt 2014 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Neben dem Projekt „DiVers“ an der Universität zu Köln und der RWTH Aachen (vorgestellt in der letzten Ausgabe des Journals Nr. 33/2013) hat das „Zentrum für Kompetenzentwicklung für Diversity Management in Studium und Lehre NRW“ (KomDiM) auch ein Projekt an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf zur Förderung ausgewählt. Hinter dem Namen „Männer, Frauen und Medizin“ steckt eine Initiative zur Curriculumentwicklung an der Medizinischen Fakultät der HHU, geleitet von der Medizinsoziologin Dr. Simone Weyers und der Gleichstellungsbeauftragten Dr. Anja Vervoorts.

Bereits im Februar 2013 gründeten sie hierzu eine Arbeitsgemeinschaft, an der sich viele Lehrkräfte aus verschiedenen Fachrichtungen beteiligten und so das Projekt ins Rollen brachten. Im Vordergrund stehen die unterschiedlichen Bedürfnisse von Männern und Frauen in Diagnostik, Behandlung und Prävention von Krankheiten. Bisher kommt die Gender-Medizin nur vereinzelt in der Ausbildung junger MedizinerInnen vor und beschränkt sich dabei fast ausschließlich auf das biologische Geschlecht und nicht auf das psychosoziale.

Im Förderungszeitraum von zwölf Monaten (Januar bis Dezember 2014) soll nun vor allem ein einheitliches Konzept entstehen, wie geschlechtersensible Inhalte in die Lehre eingebunden und unterrichtet werden sollen. Hierzu wird zunächst ein Lernzielkatalog erstellt und eine Themenabfrage durchgeführt, um herauszufinden, was bereits implizit im Curriculum zu finden ist und was noch ergänzt werden kann. Weitere Meilensteine auf dem Weg zur Sensibilisierung von Lehrenden und Studierenden an der Fakultät sind die Organisation des 5. Fachsymposiums „Gender in der Medizin“ in Düsseldorf sowie die Einführung verschiedener Workshop- und Wahlfachangebote zum Thema.

Mehr Informationen und aktuelle Entwicklungen finden Sie auf der Website: www.uniklinik-duesseldorf.de/unternehmen/institute/institut-fuer-medizinische-soziologie/forschung-research/maenner-frauen-und-medizin/

Kontakt und Information

Miriam Engels, MSc
Institut für Medizinische
Soziologie
Universitätsklinikum – Centre
for Health and Society (CHS)
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Universitätsstraße 1
40225 Düsseldorf
miri.engels@uni-duesseldorf.de

Carmen Leicht-Scholten, Martina Schraudner „Neue Wissenschaftskarrieren“ / „Karriere und Führung. Frauen in Forschungsorganisationen und Technischen Universitäten“

Kooperationsprojekt des GDI (Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften) RWTH Aachen und der Fraunhofer-Gesellschaft

Förderung: Bundesministerium Bildung und Forschung, Themenbereich „Frauen an die Spitze“

Förderkennzeichen: 01FP1304

Projektlaufzeit: 01.06.2013–31.05.2015

Leitung: Prof. Dr. Carmen Leicht-Scholten, Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften, RWTH Aachen, Prof. Dr. Martina Schraudner, Fraunhofer-Gesellschaft, Berlin

Die Attraktivität wissenschaftlicher Karrierewege in Deutschland muss gesteigert werden. Das macht der zunehmende Mangel an wissenschaftlichem Nachwuchs (insbesondere in den Naturwissenschaften) deutlich, der durch den gefürchteten Brain Drain, die Abwanderung hochkarätiger WissenschaftlerInnen (u. a. in die USA), in seinen Auswirkungen noch verstärkt wird. Wie der zweite „Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs“ (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013a) vor Augen führt, der die Notwendigkeit einer (Neu-)Gestaltung wissenschaftlicher Karrierewege in den Fokus rückt, kommt dabei dem Karriereabschnitt zwischen dem Abschluss der Promotion und dem Erreichen einer Professur eine maßgebliche Rolle zu. Zwischen den HauptakteurInnen des Wissenschaftssystems besteht zudem mittlerweile ein weitgehender Konsens über den bestehenden Handlungsbedarf hinsichtlich der oft prekären Situation im akademischen Mittelbau: Eine ganze Reihe politischer Initiativen und Publikationen widmet sich bereits diesem Problemfeld und unterstreicht dessen Brisanz. Das Anfang Juni 2013 gestartete BMBF-Verbundprojekt „Neue Wissenschaftskarrieren“ setzt an diesem Punkt an: Ziel ist die Entwicklung

neuer Karrieremodelle im Wissenschaftssystem, insbesondere für den Abschnitt zwischen Abschluss des Studiums und Erreichen einer Professur. Da Karrieren in der Wissenschaft in der Regel zwischen unterschiedlichen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen verlaufen, ist nur ein konzentriertes Vorgehen erfolgsversprechend. So engagieren sich in dem Projekt neben fünf TU9-Universitäten (RWTH Aachen, TU Berlin, TU Braunschweig, Universität Hannover und Karlsruher Institut für Technologie KIT) auch die vier großen Forschungsorganisationen (Fraunhofer-Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft, Leibniz-Gemeinschaft und Max-Planck-Gesellschaft).

Grundlage für die Entwicklung neuer Karrierewege ist eine Analyse der bestehenden Strukturen im Wissenschaftssystem. Im Anschluss an eine Status quo-Analyse (Literaturrecherche, Auswertung von Checklisten und der Abschlussberichte zu den forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG) werden darum im Rahmen des Projekts leitfadengestützte Interviews sowohl mit ExpertInnen (Verantwortliche aus den Bereichen Gleichstellungspolitik und Karriereentwicklung) als auch mit VertreterInnen der Zielgruppe (wissenschaftliche MitarbeiterInnen, insbesondere Postdocs und WissenschaftsmanagerInnen) geführt und diese gemäß einer qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet: Welche Faktoren erweisen sich als hemmend, welche als förderlich für weibliche und männliche Wissenschaftskarrieren? Warum steigen vielversprechende junge WissenschaftlerInnen aus, was hält sie im System Wissenschaft? Wo gibt es bereits Ansätze, die aufgegriffen und weiter ausgebaut und möglicherweise systematisiert werden könnten? Aufbauend auf diesen Ergebnissen sollen innovative Karrieremodelle entwickelt werden. Ansatzpunkte, die sich im Rahmen der ExpertInneninterviews bereits abzeichnen, sind dabei u. a. mehr Flexibilität und bessere Durchlässigkeit zwischen den Organisationen, bessere Planbarkeit (möglicherweise durch längere Vertragslaufzeiten oder auch Dauerstellen unterhalb der Professur), eine größere Transparenz hinsichtlich der konkreten Karriereverläufe (neben der klassischen Wissenschaftskarriere auch Karrieren im Bereich Wissenschaftsmanagement) und generell Angebote, die auf eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf ausgerichtet sind. Einerseits soll so das bestehende Innovations- und Wissenspotenzial besser erschlossen werden, andererseits aber auch Frauen der Aufstieg in Führungspositionen erleichtert und Männern die aktive Beteiligung am Familienleben ermöglicht werden, ohne dass diese auf eine anspruchsvolle Karriere verzichten müssen. Darüber hinaus soll durch die geplante Einrichtung des Metaforums Diversity ein moderierter, wissenschaftlich fundierter Austausch zwischen den wichtigsten Beteiligten des deutschen Wissenschaftssystems etabliert werden, um die Diskussion zu neuen Karrierewegen nicht nur anzustoßen, sondern auch fortzuführen.

Kontakt und Information

Dr. Meike Penkwitt
Lehr- und Forschungsgebiet
Gender und Diversity in den
Ingenieurwissenschaften (GDI)
RWTH Aachen University
Kackertstraße 9
52072 Aachen
Tel.: (0241) 8090461
Fax: (0241) 80690630
meike.penkwitt@gdi.rwth-
aachen.de
www.gdi.rwth-aachen.de
www.neue-
wissenschaftskarrieren.de

Michael Meuser, Christine Wimbauer, Katja Sabisch, Ilse Lenz, Karen Shire Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb

Das Mercator Research Center Ruhr (MERCUR), eine Initiative der Stiftung Mercator und der Universitätsallianz Metropole Ruhr (UAMR), finanziert ab 01.02.2014 das Projekt „Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb“. In diesem werden die Motive und Hindernisse für Väter untersucht, die Elternzeit beanspruchen möchten. Zudem bündeln die UAMR-Geschlechterforscher/innen ihre Kompetenzen an den drei Ruhrgebietsuniversitäten: Das Projekt wird geleitet von Prof. Michael Meuser (TU Dortmund), Prof. Christine Wimbauer (Universität Duisburg-Essen/ ab 01.04.2014 Eberhard Karls Universität Tübingen), Prof. Karen Shire (Universität Duisburg-Essen), Prof. Ilse Lenz und Prof. Katja Sabisch (Ruhr-Universität Bochum). M. A. Stefanie Aunkofer (Ruhr-Universität Bochum/Universität Duisburg-Essen) und M. A. Benjamin Neumann (TU Dortmund) sind mit der Durchführung des Projekts befasst.

Hintergrund und Untersuchungsfragen

Die Reform des Elterngeldes zum Januar 2007 ist ein weiterer Baustein zur Etablierung neuer Formen von Vaterschaft in Deutschland: Vor allem mit den eingeführten sog. „Partnermonaten“ sollte u. a. die Beteiligung von Vätern an der Betreuungsarbeit gefördert werden. Im Dezember 2013 nahmen 29,3 Prozent der Väter Elternzeit – ein historischer Höchststand.

Allerdings nehmen vier Fünftel der Väter nur die zwei Mindestmonate in Anspruch. Auch unterscheiden sich die Väteranteile nach Bildung, Einkommen, Migrationshintergrund und nach der Region, in der die Väter leben. Die Gründe für diese Unterschiede sind bisher kaum erforscht. Auch liegt wenig Wissen über die Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse innerhalb der Partnerschaften und über hinderliche oder

Kontakt und Information
www.vaeter-in-elternzeit.tu-dortmund.de

Prof. Dr. Michael Meuser
michael.meuser@tu-dortmund.de

Benjamin Neumann
benjamin.neumann@tu-dortmund.de
TU Dortmund
Fakultät für Erziehungswissenschaft und Soziologie
Emil-Figge-Straße 50
44227 Dortmund

Prof. Dr. Ilse Lenz
ilse.lenz@rub.de

Prof. Dr. Katja Sabisch
katja.sabisch@rub.de

Stefanie Aunkofer
stefanie.aunkofer@rub.de
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaft
Universitätsstraße 150
44780 Bochum

Prof. Dr. Christine Wimbauer
christine.wimbauer@uni-tuebingen.de
Institut für Soziologie
Eberhard Karls Universität
Tübingen
Wilhelmstraße 36
72074 Tübingen

Prof. Karen Shire PhD
karen.shire@uni-due.de
Universität Duisburg-Essen
Institut für Soziologie
Lotharstraße 65
47057 Duisburg

förderliche Bedingungen im Betrieb vor. Dies gilt auch für die Frage nach Unterschieden zwischen Beschäftigten im öffentlichen Dienst oder der Privatwirtschaft.

Das Projekt „Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb“ untersucht empirisch aus einer geschlechter- und ungleichheitssoziologischen Perspektive - zum einen anhand qualitativer *Paarinterviews* und in einer konsequent rekonstruktiv-intersubjektiven Forschungslogik die *Aushandlungen und Entscheidungsprozesse im Paar* darüber, wer warum und wie lange in Elternzeit geht und welche Rolle hierbei betriebliche Bedingungen – förderliche oder nicht-förderliche – spielen. Auch sollen die jeweiligen Motive der Männer, ihre *Männlichkeitskonzepte* und Vorstellungen von *Väterlichkeit* explizit erhellt werden. - Zum anderen fragen wir, auf welche *beruflichen Ermöglichungs- und Verhinderungsstrukturen* Männer stoßen, wenn sie aktive Väter sein möchten. Hierzu werden Expert/innen in Betrieben der Privatwirtschaft und des öffentlichen Dienstes zur ermöglichenden und hemmenden Faktoren der Inanspruchnahme von Elternzeit von männlichen Beschäftigten befragt.

Bei der empirischen Untersuchung wird zudem *regional* zwischen dem Ruhrgebiet mit der niedrigsten (unter 20 %) und Bayern mit der höchsten Quote (über 30 %) männlicher Elterngeldbezieher differenziert, zwischen Vätern mit hohem und geringem vorherigem Einkommen und damit mit *hohem* (über 1.500 €) oder *niedrigem* Elterngeld (unter 500 €), mit *langem* (zehn oder mehr Monate) und *kurzem Bezug* (bis zu zwei Monate) sowie *mit und ohne Migrationshintergrund*.

Insgesamt möchte das auf drei Jahre angelegte Projekt damit zum einen zu einer Institutionalisierung der Forschung zu Männlichkeit und Vaterschaft in der Geschlechterforschung beitragen; zum anderen zielt es auf einen Beitrag zur Ungleichheits- und Familiensoziologie, indem Ungleichheiten in der Erwerbssphäre, im familialen Engagement und in der Relationierung beider Bereiche nach Geschlecht, Einkommen, Region und Migrationshintergrund erhellt werden. Zudem bündeln mit diesem Projekt die UAMR-Geschlechterforscher/innen ihre Kompetenzen an den drei Ruhrgebietsuniversitäten.

Barbara Rendtorff, Claudia Mahs, Anne Warmuth Aktuelle Ungleichzeitigkeiten von Geschlechterkonzepten im Bildungsbereich – eine Gefahr für die Chancengleichheit?

BMBF-Projekt an der Universität Paderborn, Institut für Erziehungswissenschaft und Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies (Laufzeit: Oktober 2013 bis September 2014)

Im Oktober 2013 ist an der Universität Paderborn unter der Leitung von Prof. Dr. Barbara Rendtorff (Institut für Erziehungswissenschaft) und Dr. Claudia Mahs (Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies) das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Projekt *Aktuelle Ungleichzeitigkeiten von Geschlechterkonzepten im Bildungsbereich – eine Gefahr für die Chancengleichheit?* angelaufen. Ausgangspunkt des Projektes war die Beobachtung, dass in der letzten Zeit zwei gegenläufige, einander widersprechende Tendenzen im Umgang mit Geschlecht, insbesondere im Bildungsbereich sichtbar werden. Neben dem seit Jahren in pädagogischer Theorie und Praxis bestehenden Konsens, Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen tendenziell abzumildern respektive zu entkräften, sind im pädagogischen Feld in der letzten Zeit vermehrt solche Materialien und Umgangsformen mit Geschlecht zu beobachten, die Geschlechterunterschiede wieder betonen, dramatisieren und auf diese Weise verstärken.

Diese zweite Tendenz äußert sich nicht nur in dem seit Bekanntwerden der PISA-Ergebnisse in verschiedenen Zeitschriften und populärwissenschaftlichen Beiträgen verbreiteten Diskurs über Jungen als Bildungsverlierer, in dessen Folge unter anderem eine gezielte Jungenpädagogik für die neuen „Sorgenkinder“ (FAZ Wirtschaft, 06.08.2007) gefordert wird. Mit Bezugnahme auf vermeintlich unterschiedliche Interessengebiete, Bedürfnisse und Fähigkeiten der Jungen und Mädchen – zum Teil ‚wissenschaftlich‘ abgesichert durch den Verweis auf (angebliche) neurowissenschaftliche Erkenntnisse – wird hier etwa argumentiert, dass nur der Bewegungsdrang der Jungen berücksichtigt werden müsse, um deren Interesse am Unterrichtsgeschehen zu wecken (vgl. u. a. Titel wie *Jungen und Mädchen: wie sie lernen* von Vera F. Birkenbihl, 2009). „Wichtig: Jungen (ab ca. 3 Jahren) müssen sich weit mehr bewegen, als sie derzeit in unserer Gesellschaft dürfen. Sie müssten sich täglich STUNDENLANG (7 Tage pro Woche) bewegen können“ (ebd., S. 30). Solche Diskussionen sind zwar keineswegs neu, auffällig ist allerdings, dass auch eigentlich als seriös bekannte Verlage diese Argumentationslinie aufgreifen und entsprechende Produkte anbieten. So hat beispielsweise der S. Fischer Verlag vor einigen Jahren die Reihe *Erstlesebücher – nur für Jungs* herausgebracht, die durch das Aufgreifen von Themen wie „fiese Schurken, atemberaubende Spannung und jede Menge Action“ ‚auch‘ Jungen dazu animieren soll, zu lesen.

Ein besonders populäres Beispiel für diese Tendenz, Geschlechterunterschiede wieder stärker zu betonen, ist jedoch sicherlich die Reihe des PONS-Verlags, der parallele Bände wie *Textaufgaben für Mädchen* und *Textaufgaben für Jungen* herausgebracht hat. Inhaltlich beziehungsweise vom Anforderungsniveau eigentlich identische Aufgaben werden dort so aufbereitet, dass Jungen und Mädchen – so die Argumentation im Klappentext – „gezielt [ge]fördert“ werden. Dies äußert sich dann in unterschiedlichen Themenbereichen oder Bearbeitungsweisen. Während der „Bewegungsdrang“ und der „Basteleifer“ der Jungen durch Aufgaben wie „Ballwurfrechnen“ angesprochen werden soll, wird die „Phantasie“ und „Kreativität“ der Mädchen durch Aufgaben wie „Mandala malen“ oder „Blütenblätter ausrechnen“ gefördert. Sport, Dinosaurier und Piraten sind die Themenbereiche für Jungen; Freundschaften, Pferde und Meerjungfrauen diejenigen für Mädchen. Es zeigt sich, dass vermehrt eine Orientierung an klassischen Geschlechterstereotypen stattfindet, die durch diese unterschiedlichen Materialien zunehmend verstärkt und dramatisiert werden. Zwar hat PONS die Reihe, vermutlich auch als Reaktion auf einige kritische Medienberichte (vgl. bspw. den Artikel von Nicole Janz in der *Taz*: *Separate Schulbücher für Mädchen und Jungs. Rechnen mit Prinzessin Rosarot*, 06.10.2009), mittlerweile aus dem Verlagsprogramm genommen; die Nachfrage solcher und vergleichbarer Angebote auch in verschiedenen pädagogischen Feldern sowie die teils begeisterte Aufnahme von Eltern, die ihre Kinder ‚nun endlich‘ für entsprechende Materialien interessieren könnten (vgl. bspw. die Rezensionen auf Amazon), lassen jedoch vermuten, dass entsprechende Argumentationsweisen einem gesellschaftlichen Interesse entsprechen, das offenbar zuletzt wieder größer geworden ist. Denn auch im Unterricht, in der Nachhilfe und anderen schulnahen Bereichen lassen sich vermehrt solche Bezugnahmen wiederfinden, die zwar nicht immer derart offensichtlich wie die PONS-Materialien sind, Mädchen und Jungen aber dennoch – vermutlich teils unbewusst und mit eigentlich guter Absicht – auf traditionelle Geschlechterstereotype hin orientieren.

Diese zweite Tendenz wird begleitet von einer Zunahme an anderen Marktprodukten, die sich speziell jeweils ‚nur‘ an Mädchen oder an Jungen richten. Das Angebot reicht hier von entsprechenden Badeprodukten in Blau oder Rosa bereits für Neugeborene, Lego *City Action* für Jungen versus *City Life* für Mädchen bis hin zu Überraschungseiern extra und ‚nur‘ für Mädchen oder den Chio Chips-Packungen *Mädelsabend* und *Männerrunde* (Creamy Paprika für Frauen versus Flamed BBQ für Männer). Auch wenn der Umgang mit Geschlechterstereotypen hier teils durchaus ironisierende Züge aufweist und sich die Medien, etwa in Artikeln, die die ‚Pinkifizierung‘ des Mädchenbildes kommentieren, auch kritisch damit auseinandersetzen (auch im wissenschaftlichen Bereich gibt es mittlerweile kritische Auseinandersetzungen mit dieser Tendenz), ist es auffällig und besorgniserregend, dass solche Bezugnahmen in der letzten Zeit drastisch zunehmen und vor dem Bildungsbereich nicht haltmachen.

Es ist bekannt, dass Kinder durch solche Formen der Adressierung von klein auf daran gewöhnt werden, sich einer Geschlechtsgruppe zuzuordnen, die für diese Gruppe erwarteten Verhaltensweisen zu zeigen und die der anderen Gruppe abzulehnen. Dadurch werden sie in ihrem Entwicklungsspielraum erheblich eingeschränkt. Andere Differenzkriterien wie die soziale Herkunft geraten hingegen in den Hintergrund und werden vernachlässigt (besonders augenscheinlich zeigt sich dies an der Diskussion der PISA-Ergebnisse). Darüber hinaus widersprechen solche Maßnahmen dem Bildungsauftrag von Schule, Chancengleichheit herzustellen, evident. Zudem ist es äußerst widersprüchlich, wenn die Geschlechterunterschiede im jüngeren Lebensalter verstärkt und überbetont werden, diese später aber durch Gender Mainstreaming-Maßnahmen respektive Gleichstellungspolitik wieder abgemildert werden sollen. Es kann dabei kaum davon ausgegangen werden, dass die Jugendlichen diesen Sprung problemlos meistern werden.

Bisher ist jedoch nicht nur weitgehend unerforscht, worin die Ursachen für diese Entwicklung zu sehen sind und welche Faktoren dazu beigetragen haben, insbesondere der Bezug zur Schulpraxis wurde nicht hinreichend diskutiert. Zu Beginn der Projektlaufzeit wurden daher in einem Workshop mit Wissenschaftler_innen aus Erziehungswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Psychoanalyse, Philosophie, Sozialpsychologie und Soziologie mögliche Hintergründe der aktuellen Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten im Umgang mit bzw. im Diskurs über Geschlechterfragen und -themen in den Blick genommen. Eine Bestandsaufnahme derzeitiger (erkennbarer) Verschiebungen im Geschlechterverhältnis, wie etwa in Politik und Öffentlichkeit, auf dem Arbeitsmarkt und in der Familie sollte der Einschätzung der aktuellen Dynamik dienen. Aufgezeigt wurden dabei zum einen offenkundige Verschiebungen und Öffnungen – bspw. wenn man die Erwerbstätigkeitsquote der Frauen oder den Diskurs um die ‚neuen‘ Väter betrachtet –, aber zum anderen auch Persistenzen und inhärente Widersprüche. Weiterhin stand unter anderem die Frage im Vordergrund, wie sich die Situation darstellt, wenn sie in einen größeren historischen Zusammenhang eingeordnet wird: Deutet die derzeitige Entwicklung auf eine historisch neue Qualität hin, Geschlechter zu denken? Geht es dabei um Abwehrbewegungen gegen Emanzipationsbemühungen von Frauen oder sind hier wiederkehrende Konjunkturen zu beobachten?

Diskutiert wurde an dieser Stelle unter anderem der Stellenwert von Krisendiskursen, der vor allem für die Debatte um die Jungen als Bildungsverlierer erhellend ist. Letztlich deuten die Ergebnisse darauf hin, dass die gegenwärtigen Ungleichzeitigkeiten im Markt- und Bildungsbereich nur vor dem Hintergrund allgemeiner Verschiebungen im Geschlechterverhältnis verstanden werden können, da hier stets von Wechselwirkungen auszugehen ist.

In einem zweiten Workshop wurden anschließend Expert_innen aus unterschiedlichen pädagogischen Praxisfeldern hinzugezogen, um gemeinsam den Bezug zur pädagogischen (Schul-)Praxis zu diskutieren. Dabei wurde deutlich, dass Geschlecht, aber auch Ethnizität in der Schule und in anderen pädagogischen Handlungsfeldern immer noch wichtige Differenzierungskriterien darstellen, die häufig, nicht unbedingt derart offensichtlich wie in den PONS-Materialien, das Handeln von Pädagog_innen strukturieren.

Die Ergebnisse beider Workshops werden schließlich auf dem Kongress „Gender – Schule – Chancengleichheit?!“ (05.06.2014, Heinz Nixdorf MuseumsForum Paderborn), der als Fortbildung für Lehrer_innen und pädagogische Fachkräfte konzipiert ist, dem pädagogischen Fachpublikum vorgestellt. Neben zwei Hauptvorträgen erhalten die Teilnehmenden durch das Angebot von Parallel-Workshops, die von allen Projektbeteiligten veranstaltet werden, zum einen die Möglichkeit, gemeinsam Überlegungen zum Zusammenhang von Bildung, Geschlecht und Gesellschaft anzustellen, zum anderen werden stärker praxisbezogene Fragestellungen behandelt. Zugleich sollen alle Teilnehmenden für entsprechend vereinheitlichte Maßnahmen sensibilisiert werden. Die Ergebnisse werden in einem Kongressband festgehalten, der sowohl einen geschlechtertheoretischen Schwerpunkt setzen als auch deutliche Bezüge zur pädagogischen Praxis herstellen wird.

Kontakt und Information

Anne Warmuth (Mitarbeiterin im Projekt)
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60-4329
awarmuth@mail.upb.de

Levke Harders

Arbeitsmigration in Europa im 19. Jahrhundert

Postdoc-Projekt, Projektlaufzeit: seit Herbst 2013

In diesem Forschungsprojekt werden saisonale Nah- und Fernwanderungsbewegungen von Arbeitskräften innerhalb Europas vergleichend analysiert. Im Fokus stehen dabei erstens die unterschiedlichen strukturellen und individuellen Bedingungen und Kontexte von Arbeitsmigration sowie zweitens die sich durch Migration verändernden Diskurse und Praktiken, also Machtverhältnisse und Handlungsspielräume. Die Studie analysiert die sozialen und kulturellen Veränderungen, die Arbeitsmigration in Herkunfts- und Zielregionen sowie während der Wanderung auslösten. Wanderungsbewegungen im 19. Jahrhundert waren Ergebnis, aber auch Ausgangspunkt gesellschaftlicher Modernisierung und der Herstellung von Differenzen. Untersucht werden daher Gründe für Migration und die sozialen wie beruflichen Möglichkeiten von Migrant_innen. Darüber hinaus wird nach den Ex- und Inklusionsprozessen an den Arbeitsorten und in den Herkunftsgemeinschaften gefragt. Arbeitsmigrant_innen überschritten nicht nur Staats-, Sprach- und ‚Kultur‘grenzen, sondern der transitorische Ort der Migration eröffnete den Beteiligten neue Handlungsspielräume. Mit ihrer Mobilität waren Migrant_innen Teil transkultureller Prozesse. Durch Migration, so die Hypothese, veränderten sich Diskurse und Praktiken der Mehrheitsgesellschaft. Gleichzeitig wurden diese Grenzüberschreitungen reguliert, um nationale, ständische und konfessionelle Ordnungen aufrechtzuerhalten.

Kontakt und Information

Dr. Levke Harders
Universität Bielefeld
Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie
Abteilung Geschichte
Postfach 100131
33501 Bielefeld
levke.harders@uni-bielefeld.de
www.homes.uni-bielefeld.de/
lharders

Bettina Franzke, Vivian Jäger

Karriereaspirationen von Medizinstudentinnen – Wie attraktiv sind die „harten“ Fachrichtungen?

Eine explorative Studie zum Genderwandel in der Medizin

1. Standortbestimmung und Relevanz der Studie

In der Medizin hat sich in den letzten Jahren ein Genderwandel vollzogen: Der Frauenanteil unter den Studierenden der Humanmedizin verzeichnet einen stetigen Anstieg. Doch obwohl Frauen inzwischen mit 61 % die Mehrheit der Studienanfängerinnen und -anfänger stellen (Statistisches Bundesamt, 2012), sind sie nicht in allen Fachrichtungen der Medizin gleichermaßen vertreten. Bisher galten die Frauenheilkunde und Geburtshilfe sowie Kinder- und Jugendmedizin mit 62 % bzw. 56 % Frauenanteil als eher frauendominierte, die Chirurgie, Radiologie, Innere Medizin sowie Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde mit 20 %, 32 % und je 34 % Frauenanteil hingegen als klar männerdominierte Bereiche (Bundesärztekammer, 2013).

Gründe für die geschlechtsspezifische Segregation liegen unter anderem in den Rahmenbedingungen des Arztberufes, entlang derer in der vorliegenden Arbeit zwischen „harten“ und „weichen“ Fachrichtungen unterschieden wird. Als „harte“ Fachrichtung werden vorrangig die Chirurgie, ihre dazugehörigen Bereiche wie die Orthopädie und Unfallchirurgie sowie teilweise die Innere Medizin angesehen. Die entsprechenden Arbeitsfelder sind durch körperlichen Einsatz, wenig Kommunikation mit Patientinnen und Patienten, unregelmäßige Arbeitszeiten und schlechtere Karrierechancen für Frauen gekennzeichnet. Demgegenüber umfassen die „weichen“ Fachrichtungen diejenigen Bereiche der Medizin, welche eine angemessene Balance zwischen Arbeit und anderen Lebensbereichen, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, viel Kommunikation mit Patientinnen und Patienten und regelmäßige Arbeitszeiten ermöglichen. Dies sind beispielsweise die Fachrichtungen Frauenheilkunde und Geburtshilfe, Kinder- und Jugendmedizin sowie Psychosomatische Medizin und Psychotherapie.

Bei dieser Definition harter und weicher Fachrichtungen handelt es sich nicht um eine in dem Berufsbild offiziell verankerte Einteilung oder Markierung. Die Trennung basiert vielmehr auf Vorstellungen über die Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit: „Harten“ Fachrichtungen werden stereotyp männliche Eigenschaften zugeschrieben, „weichen“ Fachrichtungen stereotyp weibliche Eigenschaften.¹

Unter gleichstellungs- und arbeitsmarktpolitischen Gesichtspunkt stellt sich die Frage, wie die geschlechtsspezifische Segregation auf dem Arbeitsmarkt durchbrochen und angehende Medizinerinnen dazu bewegt werden können, das gesamte Spektrum ärztlicher Weiterbildungen auszuschöpfen. Dies ist auch insofern relevant, als dass schon jetzt in der Humanmedizin ein Fachkräftemangel besteht, der unter anderem in den relativ langen Laufzeiten entsprechender Stellenangebote bei der Bundesagentur für Arbeit zum Ausdruck kommt. Die Vakanzenzeiten liegen im Durchschnitt bei 172 Tagen und damit in allen Bundesländern deutlich über denjenigen anderer Berufe (Bundesagentur für Arbeit, 2013, S. 14). Hoher Fachkräftebedarf mit Blick auf das Jahr 2030 besteht im ambulanten Sektor vor allem in der Allgemeinmedizin, Kinderheilkunde und Inneren Medizin, im stationären Sektor werden ebenfalls Allgemeinmedizinerinnen und -mediziner sowie verstärkt Fachärztinnen und -ärzte für Innere Medizin, Chirurgie, Orthopädie, Radiologie und Neurologie gebraucht. Es wird damit gerechnet, dass 2030 in Deutschland etwa 165 000 Ärztinnen und Ärzte fehlen (Ostwald, Ehrhard, Brunsch, Schmidt & Friedl, 2010, S. 10, 48ff.).

Die Ansatzpunkte, den Fachkräftebedarf in der Zukunft zu sichern, sind vielseitig. Neben der Anwerbung von ausländischem Fachpersonal geht es unter anderem um die Schaffung von Rahmenbedingungen, die ausgebildete Medizinerinnen und Mediziner veranlasst, im Arztberuf zu bleiben und nicht in medizinferne Bereiche, ein Berufsfeld

¹ Die nachfolgende Studie bestätigt, dass es unter den befragten Medizinstudentinnen, Genderexpertinnen und bei der interviewten Chirurgin ein gemeinsames Verständnis davon gibt, was „harte“ Fachrichtungen sind und welche Merkmale diese aufweisen.

jenseits medizinischer Praxis (z.B. Versicherung, Medizintechnik, Informatik, Journalismus, Pharmaindustrie, zusammengefasst bei Schroff, 2013) oder ins Ausland abzuwandern. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie Medizinstudentinnen motiviert werden können, ihre Fachrichtungswahl über die bisherigen Präferenzen hinaus auf die sog. „harten“ und weitere, bislang seltener angewählte Fachrichtungen auszuweiten.

2. Ziele, Inhalte und Hypothesen

Ziel der Studie war es, zu erfragen, was Frauen zum Medizinstudium motiviert hat, welche Fachrichtungen der Medizin sie interessieren und welche sie dann tatsächlich für ihre ärztliche Weiterbildung in Betracht ziehen. Zudem sollte untersucht werden, ob bei der Entscheidung für eine Fachrichtung gesellschaftliche Zuschreibungen zum Themenfeld Kind(er) und Karriere eine Rolle spielen und wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf realisierbar ist. Letztlich sollten noch Handlungsempfehlungen mit genderspezifischen Implikationen für die Fachkräftesicherung generiert werden.

Die empirische Relevanz der Frage, welche Folgen der zunehmende Frauenanteil in der Medizin haben wird, ergibt sich aus der Sozialisationsforschung (vgl. Hurrelmann, Grundmann & Walper, 2008). Einerseits sind Mädchen und junge Frauen heute gesetzlich gleichgestellt und verfügen formal über die gleichen Teilhabechancen. Andererseits unterliegen sie nach wie vor geschlechtsspezifischen Sozialisationserfahrungen, die von stereotypen Rollen- und Fähigkeitszuschreibungen geprägt sind und vielfach in einer geschlechtsspezifischen Berufs- und Studienwahl münden (Bundesagentur für Arbeit & Kultusministerkonferenz, 2014). Ferner sind Ansätze zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen relevant (vgl. Wetterer, 2004): Danach haben viele Berufe ein Geschlecht, das heißt, den dort Tätigen und ihren Tätigkeiten werden bestimmte stereotyp männliche oder weibliche Merkmale zugeschrieben. Auch die Annahmen zur Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit bilden ein mögliches Erklärungsmodell (vgl. Wetterer, 1995): Erfahrungen in der Vergangenheit haben gezeigt, dass sich Berufsbilder und zum Beispiel die für sie typische Entlohnung wandeln, wenn der Frauen- bzw. Männeranteil steigt oder fällt.

Aus den oben skizzierten Fragestellungen sollten Rückschlüsse darauf gezogen werden, ob und ggf. inwiefern sich die Wahl der Fachrichtung von Frauen in dem Moment verändert, in dem sie von ihrer Anzahl her das Studium und in einigen Jahren wohl auch den Berufsstand dominieren.

Hinsichtlich des Genderwandels in der Medizin wurden die beiden selbst gewählten Hypothesen aufgestellt:

1. Frauen bevorzugen auch künftig die „weichen“ Fachrichtungen wie Frauenheilkunde, Geburtshilfe, Kinder- und Jugendmedizin sowie Psychosomatische Medizin und Psychotherapie. Der Fachkräftemangel in den „harten“ Fachrichtungen, wie der Chirurgie, Orthopädie und Inneren Medizin, bleibt bestehen bzw. verschärft sich weiter.
2. Bedingt durch die steigende Präsenz von Frauen in der Medizin im Allgemeinen interessieren sich zunehmend mehr Frauen für die „harten“ Fachrichtungen. Infolgedessen denken Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber um und gestalten die bisherigen Arbeitsbedingungen und -kulturen anders oder neu, zum Beispiel indem sie flexible und reduzierte Arbeitszeiten oder Bedingungen schaffen, die eine ausgewogene Work-Life-Balance ermöglichen. Der Work-Life-Balance wird hier eine große Wertigkeit bei der Wahl der Fachrichtung zugeschrieben.

Die beiden genannten Annahmen schließen sich grundsätzlich nicht aus, denn sie könnten zum Beispiel zeitlich versetzt eintreten.

3. Methodik

Als Methode wurde eine Kombination aus quantitativer und qualitativer Forschungsstrategie in Form einer Fragebogenerhebung und in Form von Interviews angewandt. An der Fragebogenerhebung haben 31 zufällig ausgewählte Medizinstudentinnen der Universität Duisburg-Essen und Besucherinnen eines Workshops bei einer medizinischen Fachtagung teilgenommen. Die Befragten waren zum Untersuchungszeitpunkt im Frühjahr 2013 im Durchschnitt 24 Jahre alt und studierten überwiegend in höheren Fachsemestern (n=8 im 10. Semester, n=4 im 9. Semester, n=10 im 7. Semester, n=6 im 5. Semester, die übrigen drei in der vorklinischen Phase). Sie wurden bezüglich der Themenbereiche

- Hochschulzugang und Zufriedenheit mit der Studienwahl,
- Studienentscheidung, Berufsmotivation und Studienschwerpunkte,
- das Studium der Medizin im Wandel sowie
- die Zukunft der Vereinbarkeit von Familie und Beruf

befragt. Die Daten wurden anschließend deskriptiv-statistisch ausgewertet.

Über die Fragebogenerhebung hinaus wurden leitfadengestützte Interviews mit zwei Studentinnen der Humanmedizin², zwei Genderexpertinnen³ und einer Chirurgin⁴ durchgeführt.

² Studentin 1: 24 Jahre, zum Zeitpunkt des Interviews im 8. Semester, voraussichtliches Studienende im Sommer 2015, hat den vorklinischen Teil an einer Universität in Osteuropa absolviert. Studentin 2: 21 Jahre, zum Zeitpunkt des Interviews im 5. Semester, voraussichtliches Studienende im Jahr 2017, direkter Zugang zum Medizinstudium ohne Wartesemester.

³ Genderexpertin 1: zum Zeitpunkt des Interviews Ende 50, arbeitet in der Personalentwicklung für den wissenschaftlichen Nachwuchs an einer Universität. Genderexpertin 2: zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 20, als Doktorandin in der Forschungsabteilung einer Klinik für Naturheilkunde und integrative Medizin tätig.

⁴ Chirurgin: zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 30, verheiratet und Mutter eines 15-jährigen Sohnes, seit einem Jahr Fachärztin in der Chirurgie, Schwerpunkt Orthopädie und Unfallchirurgie. Seit einem halben Jahr Oberärztin in einer Klinik für Orthopädie und Unfallchirurgie. Sie wuchs vor der Maueröffnung in der DDR auf.

Der Kontakt wurde durch soziale Netzwerke, Kontaktaufnahme auf oben genannter Fachtagung, das sogenannte Schneeballsystem und Ansprache auf dem Campus hergestellt.

4. Ergebnisse

Die Ergebnisse der Studie werden entlang der oben genannten Themenbereiche zusammengefasst.

4.1 Hochschulzugang und Zufriedenheit mit der Studienwahl

Von den 31 befragten Studentinnen gaben 22 an, dass sie auf einen Platz für das Medizinstudium nicht gewartet haben. Dies deutet auf exzellente schulische Leistungen der Frauen hin, da sie mit ihrer Abiturnote den Numerus Clausus erreicht haben. Jeweils eine Studentin gab an, ein, vier oder acht Semester gewartet zu haben. Drei Studentinnen warteten zwei Semester. Eine Wartezeit von zehn Semestern wurde von drei Studentinnen angegeben. Die Akzeptanz und das Durchhalten der Wartesemester lässt auf Geduld und Beharrlichkeit schließen, die einige der Medizinstudentinnen mitbrachten, um den Zugang zum Studium zu erreichen.

Die Stimmen bezüglich der Frage, wie den Medizinstudentinnen ihr Studium gefällt, fielen positiv aus. Je zwölf der befragten Studentinnen beurteilten das Studium mit „gut“ bzw. „befriedigend“.

Auch die beiden interviewten Medizinstudentinnen sowie die Chirurgin betonten, dass sie die Entscheidung, Medizin zu studieren, immer wieder treffen würden. Auf die entsprechende Frage antworteten sie mit:

„Ich habe nie bereut, Medizin zu studieren.“ (Studentin 1)

„Ja definitiv.“ (Studentin 2)

„Auf jeden Fall, ja.“ (Chirurgin)

4.2 Studienentscheidung, Berufsmotivation und Studienschwerpunkte

Die Ergebnisse aus der Fragebogenerhebung hinsichtlich der Studienentscheidung und Berufsmotivation zeigen, dass die meisten Studentinnen ein Studium der Medizin anstreben, weil sie sich für die Medizin interessieren und meinen, über entsprechende Fähigkeiten zu verfügen (96,8%). Oft gibt es auch Ärztinnen und Ärzte in der Familie (35,5%), die bei der Entscheidung eine Rolle spielten. Ferner wurden einige Studentinnen über Praktika im medizinischen Bereich in ihrem Interesse gestärkt (35,5%). Die Motivation, mit Menschen zu arbeiten bzw. Menschen zu helfen und zu heilen, wurde dreimal genannt, gefolgt von zwei Nennungen bei Ausbildungen oder Tätigkeiten, die dem Studium vorausgingen (s. Kategorie „Sonstiges“, 19,4%). Die Befunde sind in Abbildung 1 zusammengefasst (Mehrfachnennungen waren möglich).

Weshalb haben Sie sich für das Studium der Medizin entschieden?

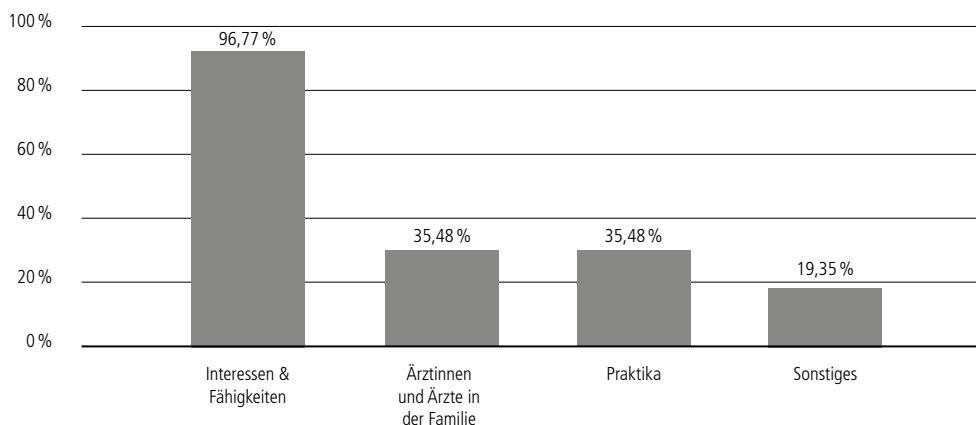


Abbildung 1: Motive für das Medizinstudium (Mehrfachnennungen möglich).

Auch die beiden interviewten Medizinstudentinnen gaben an, dass sie aus fachlichem Interesse und mitunter aufgrund ihres familiären Hintergrundes Medizin studiert haben:

„Also ich war schon geprägt durch meine Eltern, da sie eine eigene Praxis haben. [...] Und bei allen hat mich von dem, was man später macht, am meisten bzw. eigentlich nur die Medizin interessiert.“ (Studentin 1)

„Die Entscheidung resultierte hauptsächlich aus meinem Sport. [...] Zudem finde ich, dass es einfach ein schöner und sehr spannender Beruf ist, indem man zugleich eine hohe Verantwortung trägt. Und natürlich die Tatsache, dass man Menschen hilft und mit ihnen zu tun hat, ist toll.“ (Studentin 2)

Eine der Genderexpertinnen und die Chirurgin nannten ähnliche Gründe:

„Ich glaube, dass die Medizin ein Beruf ist, der viele Möglichkeiten für Frauen bietet. Es ist ein Beruf, wo Frauen die Chance haben, sich selbst zu entwickeln, und daher sehr attraktiv ist. Daher glaube ich, dass die Berufsmotivation durch die vielen Möglichkeiten und in der individuellen

Karriereplanung sowie am Gefallen der Berufs- und Studieninhalte liegt.“ (Genderexpertin 2)

„Ich denke, die Motivation liegt in dem sozialen Aspekt, Menschen zu helfen und sie zu behandeln. Außerdem denke ich, spielen auch das Ansehen und der Respekt der Gesellschaft eine große Rolle. [...] Das Gefühl etwas Sinnvolles zu machen, ist zudem eine hohe Motivation.“ (Chirurgin)

Die Befunde zeigen also, dass die angehenden Ärztinnen überwiegend auf Basis eigener Interessen und Fähigkeiten den Entschluss getroffen haben, Medizin zu studieren. Es scheint ihr expliziter Wunsch gewesen zu sein, dieses Studium zu wählen.

Knapp 30 % der Befragten entschieden sich zwischen der neunten und 13. Klasse für ein Medizinstudium. 13 % trafen ihre Entscheidung erst nach dem Abitur. 23 % wissen seit ihrer Kindheit, dass sie Medizin studieren wollten. Die Minderheit entschied sich nach einem anderen Studium bzw. nach einer Berufsausbildung, zwischen Klasse fünf und neun, nach einem freiwilligen sozialen Jahr oder nach einem Auslandsaufenthalt für ein Medizinstudium.

Auch die beiden interviewten Medizinstudentinnen sowie die interviewte Chirurgin gaben an, dass sie die Entscheidung für das Studium erst kurz vor bzw. nach dem Abitur getroffen haben. Sie berichteten:

„Allerdings war es wirklich keine Entscheidung, die ich schon seit längerem getroffen habe. Also ich wusste im Kindergarten noch nicht, dass ich bald Medizin studieren möchte. Bei mir war das eher ein Prozess, der sich nach dem Abi entwickelt hat.“ (Studentin 1)

„Das war so in meiner Abiturzeit, ca. in der zwölften Klasse.“ (Studentin 2)

„Das war während meiner Schulzeit, in der zwölften Klasse.“ (Chirurgin)

Gefragt nach den Fachrichtungen, für die sich die Medizinstudentinnen am meisten interessieren, wurden die Innere Medizin und die Chirurgie ungefähr doppelt so häufig genannt wie die Anästhesiologie, Frauenheilkunde und Geburtshilfe (Mehrfachnennungen waren möglich). Darauf folgte die Allgemeinmedizin, Kinder- und Jugendmedizin sowie die Neurologie. Weitere Fachrichtungen wurden in den Befragungen seltener ausgewählt. Die Ergebnisse sind in Abbildung 2 veranschaulicht.

Die beiden Studentinnen im Interview zeigten ebenfalls ein Interesse an Innerer Medizin, Allgemein- und Sportmedizin. Sie betonten:

„Wie bereits gesagt interessieren mich besonders die Innere Medizin und die Allgemeinmedizin.“ (Studentin 1)

Für welche Fachrichtungen in der Medizin interessieren Sie sich?

n = Anzahl Studierende

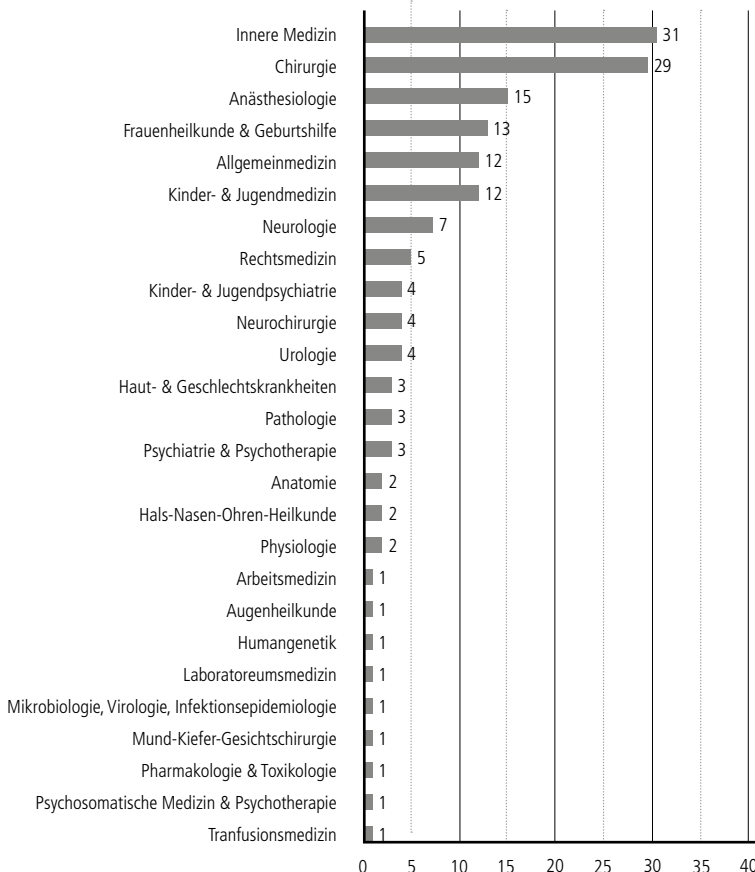


Abbildung 2: Allgemeines Interesse an Fachrichtungen (Mehrfachnennungen möglich).

„Also mein Plan bzw. der aktuelle Stand ist, dass ich gerne meinen Facharzt in Allgemeinmedizin oder in der Inneren Medizin machen möchte und dann danach in Richtung Sportmedizin gehen werde.“ (Studentin 2)

Beide schlossen die Chirurgie aufgrund schwieriger Rahmenbedingungen aus:

„Als harte Fachrichtung kann ich auf jeden Fall alle Bereiche der Chirurgie nennen. [...] Allerdings kann jede Fachrichtung hart und schwierig sein. Wenn man es aber unter dem Gesichtspunkt der unregelmäßigen und langen Arbeitszeiten, dem Stressanteil und der körperlichen Anstrengung sieht, ist aber meiner Meinung nach die Chirurgie die härteste Fachrichtung.“ (Studentin 1)

„Als ‚harte‘ Fachrichtung stuft ich die Chirurgie ein.“ (Studentin 2)

Bei der Frage, welche Fachrichtung die Studentinnen für ihre fachärztliche Weiterbildung erwägen, geben zehn bzw. acht Befragte die Innere Medizin bzw. Chirurgie an. Darauf folgt die Neurologie mit sechs Nennungen, die Anästhesiologie und Kinder- und Jugendmedizin mit jeweils fünf Nennungen und die Allgemeinmedizin sowie die Frauenheilkunde und Geburtshilfe mit jeweils vier Nennungen.

Während sich die ursprünglichen Interessen auf 26 Fachrichtungen verteilen, beschränkten sich die Frauen bei der anvisierten Wahl auf nur elf. Die Ergebnisse sind in Abbildung 3 wiedergegeben (Mehrfachnennungen waren möglich).

Das Interesse an Fachrichtungen und die anvisierte Fachrichtungswahl weisen tendenziell in die gleiche Richtung (Chirurgie und Innere Medizin). Die tatsächliche Entscheidung für eine fachärztliche Weiterbildung unterscheidet sich davon jedoch sehr: Für die endgültige Entscheidung scheinen den Studentinnen andere oder weitere Aspekte wichtiger zu sein.

Dass es im Vorfeld der Entscheidung für eine fachärztliche Weiterbildung Verunsicherungen, Neu- oder Umorientierungen gibt, kommt in Abbildung 4 zum Ausdruck: Sie veranschaulicht, dass knapp die Hälfte der Befragten zwei- bis fünfmal die Vorstellungen bezüglich der Fachrichtung während des Studiums geändert hat, weil sie das Fachgebiet entweder nicht richtig eingeschätzt oder sich etwas anderes darunter vorgestellt hatten. Nur elf Befragte gaben an, dass Sie bei ihrer einmal getroffenen Entscheidung geblieben sind.

Für welche Fachrichtungen in der Medizin interessieren Sie sich?

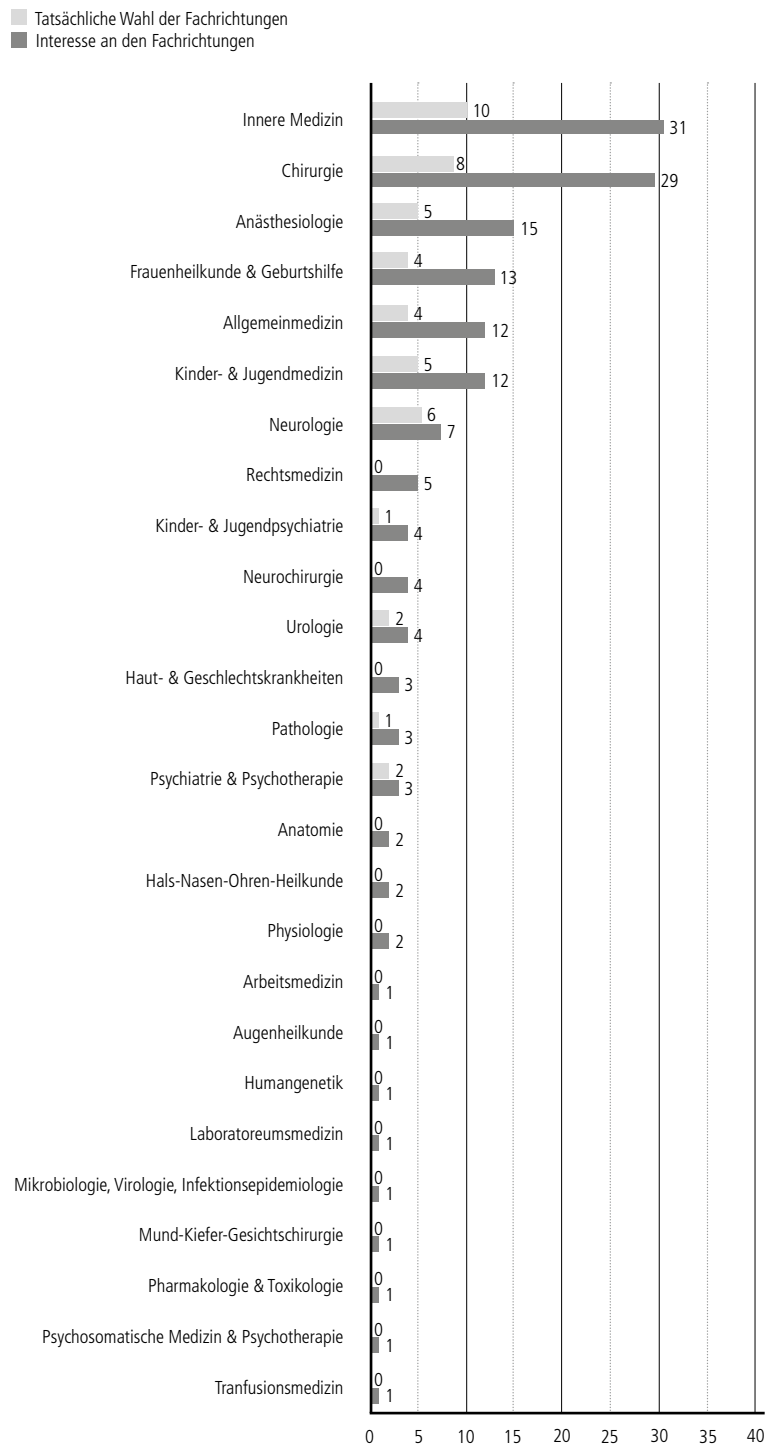


Abbildung 3: Anvisierte Wahl versus allgemeines Interesse an einer Fachrichtung (Mehrfachnennungen möglich).

Wie oft haben sich Ihre Vorstellungen bzgl. der Fachrichtung im Laufe des Studiums verändert?

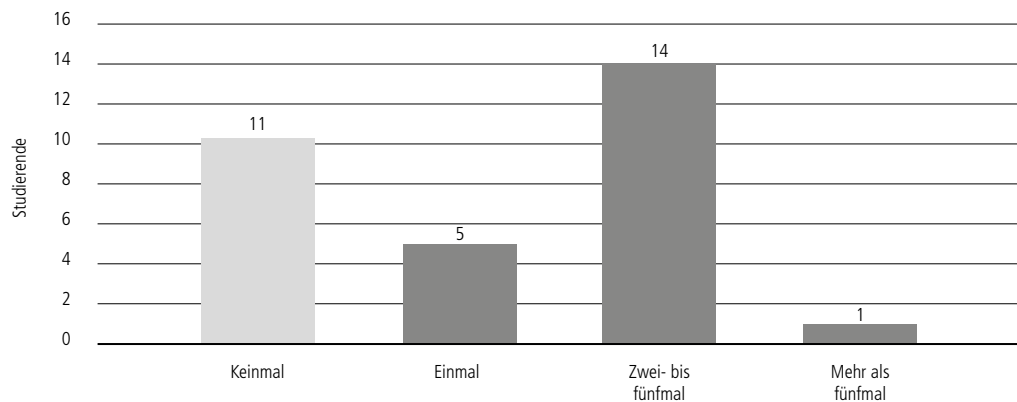


Abbildung 4: Anzahl, mit der die Studentinnen ihre Vorstellungen über die künftige Fachrichtungswahl gewechselt haben.

Auch die interviewten Medizinstudentinnen haben bestimmte Vorstellungen über die Richtung ihrer fachärztlichen Weiterbildung, allerdings wollten sie sich zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht endgültig festlegen. Sie stellten heraus:

„Bisher bin ich mir da noch nicht so sicher. Ich halte mir eigentlich alles offen und will nicht vorzeitig irgendeine Fachrichtung ausschließen. [...] Ich favorisiere aber auf jeden Fall die Innere Medizin, weil ich es am interessantesten finde. Aber ob ich das dann im Endeffekt mache, ist eine andere Frage.“ (Studentin 1)

„[...] mein grober Plan ist meinen Facharzt in der Allgemeinmedizin zu machen. Aber das kann sich natürlich auch noch ändern. Viele von

meinen Kommilitoninnen wissen das z.B. noch nicht oder wechseln diese [Vorstellungen] immer mal wieder.“ (Studentin 2)

Als die Studentinnen in der Befragung direkt angeben sollten, für wie attraktiv sie die „harten“ Fachrichtungen halten, antwortete eine Mehrheit von 16 Studentinnen mit „nicht attraktiv“. Nur sechs bzw. fünf gaben „sehr attraktiv“ bzw. „attraktiv“ an (vgl. Abbildung 5). Es wird deutlich, dass die Studentinnen einerseits ein ausgeprägtes Interesse an Innerer Medizin und Chirurgie bekunden, sie andererseits jedoch „harte“ Fachrichtungen zum Großteil als nicht attraktiv einschätzen – was auch in den Interviews deutlich wurde.

Wie attraktiv sind für Sie die „harten“ Fachrichtungen?

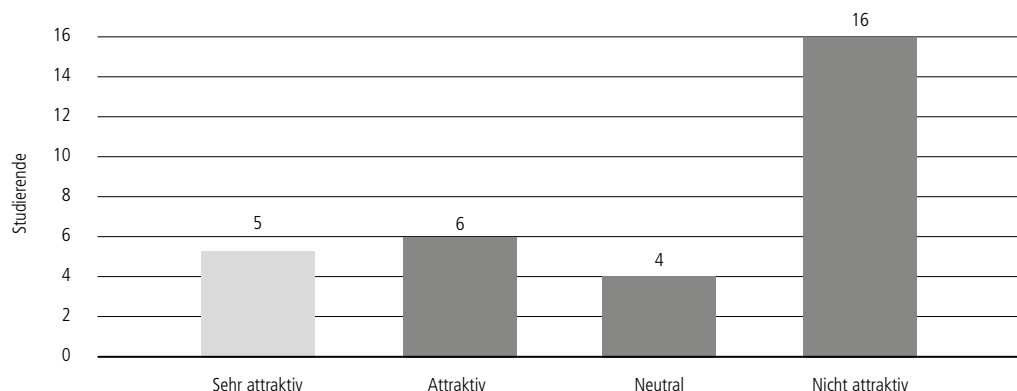


Abbildung 5: Attraktivität der „harten“ Fachrichtungen bei der konkreten Fachrichtungswahl.

Die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit wirft die Frage auf, ob es bestimmte Bedingungen oder Schwierigkeiten gibt, welche die Studentinnen von der Wahl „harter“ Fachrichtungen abhalten. Die interviewten Studentinnen erläutern:

„[...] eigentlich möchte ich nicht in so einem körperlich anstrengenden Beruf arbeiten.“ (Studentin 1)

„Also Chirurgie wäre absolut gar nichts für mich. Ich möchte im Krankenhaus den Kontakt zu den Patienten haben und als Chirurg/Chirurgin sieht man die Patienten einmal vor und einmal nach der Narkose. [...] daher ist das einfach nicht attraktiv für mich.“ (Studentin 2)

Die interviewten Genderexpertinnen beantworteten die Frage, weshalb Frauen vor den „harten“

Fachrichtungen zurückschrecken, damit, dass diese die Zuständigkeit für familiäre Aufgaben noch immer bei sich wahrnehmen und die Chirurgie als nicht vereinbar mit ihrem Familien- und Freizeitleben einschätzen würden. Außerdem habe die Chirurgie eine „sehr maskuline Struktur und Kultur“, in die Frauen nicht „rein gelassen werden“ (Genderexpertin 2). Und die Chirurgin ergänzte:

„Die Chirurgie ist sicherlich nicht für jeden so attraktiv wie für mich. Aber das kommt auch auf den Typ Frau an. [...] Die Arbeitszeiten und die Chefs sind meiner Meinung nach die Hauptgründe.“ (Chirurgin)

Die Studentinnen wurden auch danach gefragt, welche Kriterien bei der Wahl der Fachrichtung eine Rolle spielen (vgl. Abbildung 6, Mehrfachnennungen waren möglich). Am häufigsten wurden hier das Interesse am Fachgebiet, die Vielseitigkeit des Fachgebiets sowie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf genannt. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nimmt dabei für die befragten Studierenden den größten Stellenwert ein. Ein Großteil (87%) findet, dass die Vereinbarkeit für Frauen schwerer zu realisieren sei als für Männer. Neben der Vereinbarkeit ist allen befragten Frauen eine ausgewogene Work-Life-Balance wichtig oder sehr wichtig: Die meisten (77,4%) stimmten der Hypothese zu, dass Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber in Zukunft umdenken und familienfreundlichere Arbeitswelten schaffen müssten und dies auch tun werden, um dem Fachkräftemangel zu begegnen.

Ähnlich äußern sich die interviewten Medizinstudentinnen zu den Kriterien bei der Wahl der Fachrichtung:

„Es muss mir auf jeden Fall Spaß machen. Ich möchte gerne zu meiner Arbeit hingehen, da der Job schon sehr aufwendig ist. Zudem sollte es eine gute Bezahlung geben und es sollte gut mit meinen Freizeitaktivitäten und Familienplänen kombinierbar sein. Ich denke, das sind so meine Kriterien, obwohl die wahrscheinlich jeder von seinem Beruf erwartet (lacht).“ (Studentin 1)

„Ich muss natürlich ein entsprechendes Interesse für diesen Fachbereich haben.“ (Studentin 2)

4.3 Das Studium der Medizin im Wandel

Die Ergebnisse aus der Fragebogenerhebung zum Genderwandel in der Medizin zeigen, dass 20 der 31 Befragten es gut finden, dass immer mehr Frauen Medizin studieren. Nur vier Studentinnen finden dies nicht gut und sieben wissen dies nicht zu beurteilen.

Zusätzlich wurden die Studentinnen gefragt, ob sie bei sich oder Kommilitoninnen festgestellt haben, dass Medizinerinnen die Fachrichtungen,

Welche Kriterien spielen bei der Wahl der Fachrichtung eine Rolle? n = Anzahl Studierende

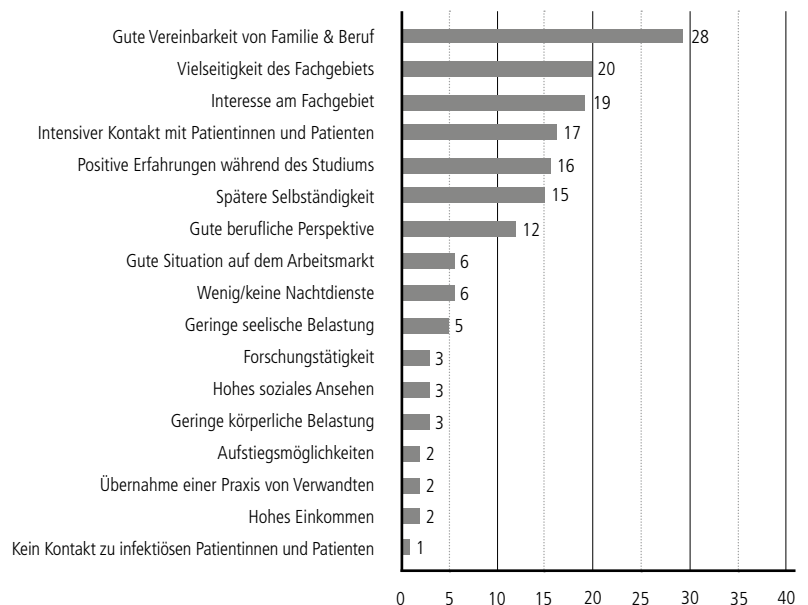


Abbildung 6: Kriterien bei der Wahl der Fachrichtung (Mehrfachnennungen möglich).

wie z. B. Kinderheilkunde, Psychosomatik, Frauenheilkunde, Dermatologie usw., bevorzugen. 15 Studentinnen beantworteten die Frage mit „ja“, 13 Studentinnen mit „nein“. „Weiß nicht“ wurde von drei Befragten angegeben. Es herrscht demnach eine Uneinigkeit bei der Frage, ob Frauen die „weichen“ Fachrichtungen bevorzugen. Auch die Studentinnen in den Interviews waren zwiespältiger Meinung, was die Karriereaspirationen ihrer Kommilitoninnen angeht. Sie berichteten:

„Eigentlich kann ich das gar nicht so genau sagen, da wir uns noch nicht festgelegt haben und uns das auch bis zum Ende offen halten wollen. Das entscheidet sich eigentlich erst im praktischen Jahr. [...] Allerdings habe ich zwei Freundinnen, die wirklich dazu neigen, in die Gynäkologie zu gehen.“ (Studentin 1)

„Das kommt natürlich ganz auf den Typ an. Eine Frau, die auf jeden Fall Familie haben will und nicht sehr karriereorientiert ist, wird wahrscheinlich eher solche [„weichen“] Fachrichtungen wählen. Aber ich bevorzuge auf jeden Fall diese Fachrichtungen [Allgemein- und Innere Medizin], vor allem, weil ich dann später meinen Wunschberuf ausüben kann. Und ich denke auch, dass ein Großteil der Studentinnen diese bevorzugen.“ (Studentin 2)

Dass die Medizin grundsätzlich für Frauen ein immer interessanteres Studium wird, begründete die Genderexpertin so:

„Hinzu kommt, dass es immer mehr Frauen als Vorbilder gibt. Beispielsweise sind hier die

Arztserien im Fernsehen zu nennen. Dort hat sich auch ein großer Wandel vollzogen und es gibt inzwischen mehr Chefärztinnen – den Beitrag der Medien darf man dementsprechend nicht unterschätzen, da sie Berufsbilder formen und Anreize stiften.“ (Genderexpertin 1)

Bei der Einschätzung über einen sich entwickelnden Fachkräftemangel waren sich die Befragten überwiegend einig. 26 von 31 Befragten glaubten, dass der Fachkräftemangel in der Medizin weiter zunimmt. Nur zwei bzw. drei von ihnen verneinten die Frage oder wussten dies nicht einzuschätzen.

Bei den Interviewten fielen die Aussagen differenziert aus:

„Meiner Meinung nach müssen sich die Obersten was einfallen lassen, damit gerade operative Fächer attraktiver werden und es auch da geregelte Arbeitszeiten gibt. Gerade weil immer mehr Frauen Medizin studieren. Es gibt zudem aber auch noch genügend Frauen, die Interesse an den ‚harten‘ Fachrichtungen haben und sich nichts anderes als im operativen Bereich vorstellen können.“ (Studentin 1)

„Momentan sehe ich das [den Fachkräftemangel] noch nicht so bzw. ich habe eher eine andere Erfahrung gemacht. Ich erlebe es immer so, dass nicht die Chirurgen, sondern beispielsweise eher die Innere Medizin einen Fachkräftemangel erlebt [...]. Aber es besteht auf jeden Fall ein Fachkräftemangel und da immer mehr Frauen Medizin studieren, kann es durchaus sein, dass in ein paar Jahren ein verstärkter Mangel in den ‚harten‘ Fachrichtungen besteht.“ (Studentin 2)

Den Genderexpertinnen nach wird sich der Fachkräftemangel in der Chirurgie verschärfen und sich die Aus- und Abwanderung in medizinische Bereiche fortsetzen. Sie stellten heraus:

„Es wird aufgrund der schlechten Rahmen- und Arbeitsbedingungen vermieden, in solche ‚harten‘ Fachrichtungen zu gehen. Frauen wählen demnach lieber ‚weiche‘ Fachrichtungen, die vereinbar sind. Das bedeutet also, dass wenn sich die Rahmenbedingungen nicht verbessern, sich der Fachkräftemangel in der Chirurgie auf jeden Fall verschärfen wird.“ (Genderexpertin 1)

„Ich finde, das ist schwierig zu sagen [...]. Es macht aber durchaus Sinn zu schauen, wie man die Arbeitssituation verbessern könnte [...].“ (Genderexpertin 2)

„Der Fachkräftemangel in der Medizin ist unumstritten vorhanden, weil viele es einfach nicht mehr möchten und womöglich in andere Bereiche gehen, da man dort mehr Geld verdient und geregelte Arbeitszeiten und geringere Arbeitsstunden hat. [...] das ist das Problem, da sowieso nicht so viele Frauen in die Chirurgie drängen. Aber wenn sich die Bedingungen verbessern, hoffe ich, dass

immer mehr Frauen in die Chirurgie kommen. Der Fachkräftemangel in der Medizin ist unumstritten vorhanden [...].“ (Chirurgin)

4.4 Die Zukunft der Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Um mehr über die berufliche Zukunft und den Wunsch nach Karriere und (oder) Familie zu erfahren, wurden entsprechende Aspekte in die Fragebogenerhebung aufgenommen.

Von 31 befragten Studentinnen gaben 29 an, dass sie den Hauptteil ihrer späteren Berufstätigkeit als Ärztin praktizieren möchten. Nach ihrem Studium wollen die Frauen bevorzugt im Krankenhaus, in medizinischen Versorgungszentren bzw. einer Gemeinschaftspraxis und in alleinigen Niederlassungen arbeiten. Eine Forschungseinrichtung gaben nur drei Studentinnen als mögliches Berufsziel an, für die pharmazeutische Industrie sowie die Verwaltung und andere Tätigkeiten in der freien Wirtschaft entschied sich keine Studentin.

Die Frage des Stellenwertes der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wurde von allen Studentinnen als „wichtig“ bzw. „sehr wichtig“ eingeschätzt. Den beiden interviewten Studentinnen und ihrer Einschätzung nach auch anderen Kommilitoninnen ist die Vereinbarkeit sehr wichtig. Sie unterstrichen, dass sie in Zukunft Kinder haben und gleichzeitig beruflich erfolgreich sein möchten, und stellten heraus:

„[Die Vereinbarkeit ist mir] Sehr wichtig. Demnach spielt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf auch eine zentrale Rolle bei der Entscheidung, welche Fachrichtung man wählt oder ob man in einem Krankenhaus oder z.B. einer Praxis arbeitet.“ (Studentin 1)

„Mir ist dieser Aspekt auf jeden Fall sehr wichtig.“ (Studentin 2)

Auch die Genderexpertin betonte:

„Die jungen Frauen haben schon eine ganz klare Vorstellung von ihrem Leben und da nimmt ein Job, der 12 bis 14 Stunden am Tag von ihnen Präsenz verlangt, gar keinen Raum ein. Das scheidet definitiv aus für sie. Sie möchten schon alles vereinbaren können, aber gleichzeitig auch nicht auf einen anspruchsvollen Beruf verzichten, der ihnen Spaß macht. Dieses Denken befinde ich als durchaus richtig.“ (Genderexpertin 1)

27 Studentinnen waren der Meinung, dass es für Frauen schwieriger als für Männer ist, Beruf und Familie zu vereinen. Nur jeweils zwei Studentinnen verneinten dies oder wussten es nicht einzuschätzen. Daraus wird ersichtlich, dass die meisten Studentinnen bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Arztberuf mit einer großen Belastung rechnen und sie sich für

die Familie stärker in der Verantwortung sehen als ihre Partner.

Um die berufliche Zukunft näher zu betrachten, wurde den Studentinnen die Frage gestellt, ob sie irgendwann in ihrer beruflichen Laufbahn eine Führungsposition bekleiden möchten. 13 Studentinnen gaben „ja“ an, zehn Studentinnen „nein“. Acht Studentinnen antworteten mit „weiß nicht“. Die Frauen haben also unterschiedliche Vorstellungen von ihren beruflichen Zukunftsplänen. Die vorletzte Frage des Fragebogens beschäftigte sich mit einer der eingangs aufgestellten Hypothesen. Gefragt wurde, ob Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber in Zukunft umdenken und familienfreundlichere Arbeitswelten, wie z.B. flexible Arbeitszeitmodelle, krankenhausinterne Krippenplätze und Kinderbetreuungsmöglichkeiten usw., schaffen müssten. Dieser These stimmten 24 Studentinnen zu. Vier Studentinnen verneinten die These und drei Studentinnen wussten dies nicht einzuschätzen.

Zum Schluss wurden die Studentinnen in den Fragebögen nach der Wichtigkeit der eigenen Gesundheit für die Work-Life-Balance gefragt. Alle Studentinnen gaben „sehr wichtig“ oder „wichtig“ an. Niemand gab „unwichtig“ oder „keine Bedeutung“ an. Auch dies mag eine mögliche Erklärung dafür darstellen, weshalb das Interesse an der Fachrichtung Chirurgie grundsätzlich groß, aber bei der verbindlichen Wahl der Fachrichtung nicht mehr so häufig vertreten ist. Die „harten“ Fachrichtungen entsprechen also nicht den Vorstellungen der Frauen von einer gesunden Lebensführung, bei der verschiedene Lebensbereiche ausbalanciert sind.

Die interviewten Studentinnen wurden schließlich noch nach Merkmalen eines angenehmen Arbeitsplatzes gefragt. Zu den Antworten zählten „ein gutes und harmonisches Team“ (Studentin 1), „geregelt und planbare Arbeitszeiten“ (Studentin 2), „eine gute und vor allem faire Bezahlung“ (Studentin 1), „ein klares Aufgabengebiet“ (Studentin 2), „keine überhand nehmende Bürokratie“ (Studentin 2) und die Vermeidung von „Überforderung“ (Studentin 2). Ferner wurden „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (Studentin 2), „Kinderbetreuungsmöglichkeiten“ (Studentin 1) sowie „Wohnortnähe“ (Studentin 1) als Aspekte eines angenehmen Arbeitsplatzes herausgestellt. Flexible Arbeitszeitmodelle und Kinderbetreuungsmöglichkeiten sind Kriterien, die bei der Entscheidung für eine Arbeitgeberin/einen Arbeitgeber und für eine Tätigkeit berücksichtigt werden. Die Work-Life-Balance hat für beide Medizinstudentinnen einen hohen Stellenwert. Sie sagten:

„Ich glaube [...], dass man als Mensch nur gut funktionieren kann, wenn man ein Gleichgewicht zwischen Privatleben und Beruf hat.“ (Studentin 1)

„[...] ich [möchte] schon ein gesundes Gleichgewicht zwischen Leben und Arbeit haben. Das merke ich sogar jetzt im Studium. Ich lege sehr großen Wert auf meine Freizeitaktivitäten sowie das Familienleben.“ (Studentin 2)

„[Eine Karriere] gelingt nur durch Unterstützung vom Partner aber auch durch Familie und Freunde.“ (Chirurgin)

In einem vorausschauenden Blick in ihre Zukunft wünschen sich beide Studentinnen den Abschluss einer fachärztlichen Weiterbildung, erwähnen aber gleichzeitig auch die Familienplanung. Insgesamt betrachtet werden die Ergebnisse aus der Fragebogenerhebung von den Aussagen in den Interviews bezüglich aller Themenbereiche unterstützt.

5. Zusammenfassung und Handlungsempfehlungen

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die heutigen Medizinstudentinnen durchaus großes Interesse an der Chirurgie oder Inneren Medizin haben. Steht jedoch die Wahl der fachärztlichen Weiterbildung an, entscheiden sie sich meistens für eine andere Fachrichtung. Da Frauen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf hoch gewichten und gleichzeitig die Rahmen- und Arbeitsbedingungen „harter“ Fachrichtungen als unvereinbar mit persönlichen Zielen und familiären Aufgaben betrachten, schließen sie häufig die Chirurgie und Innere Medizin als spätere Tätigkeitsfelder aus. Ähnliche Erkenntnisse wie in dieser Studie sind aus dem Verbundprojekt des Uniklinikums Hamburg und der Universität Leipzig zu erwarten, welches die Karriereverläufe und Karrierebrüche bei Ärztinnen und Ärzten während der fachärztlichen Weiterbildung untersucht hat. Auch dort wurde deutlich, dass Frauen überwiegend in die Frauen- und Kinderheilkunde streben, Männer in die Innere Medizin, Chirurgie und Orthopädie (Schnack, 2012).

Die Ergebnisse der hier vorgestellten Studie zeigen, dass sich von den hypothetischen Modellen vor allem die Annahmen zur sozialen Konstruktion von Geschlecht sowie zur Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit bestätigt haben: Die heutigen Frauen ziehen grundsätzlich ein breites Spektrum von ärztlichen Tätigkeiten für sich in Betracht und schreiben sich auch in den „harten“ Fachrichtungen Interessen und Fähigkeiten zu. Wird es dann jedoch konkret, so scheuen sie vor Arbeitswelten zurück, die klassischerweise männerdominiert sind und Arbeitsbedingungen aufweisen, die ihren Lebens- und Berufsvorstellungen nicht entsprechen.

Die erste Hypothese ging davon aus, dass Frauen die „weichen“ gegenüber den „harten“ Fach-

richtungen bevorzugen. Diese Annahme hat sich teilweise bestätigt. In der Tat entscheiden sich nicht viele Frauen für die „harten“ Fachrichtungen, doch bedeutet dies nicht, dass sie sich ausschließlich auf „weiche“ Fachrichtungen spezialisieren, sondern ihre Präferenzen auf mehrere unterschiedliche Disziplinen verteilen. Die zweite Hypothese kann bislang nicht bestätigt werden: „Harte“ Fachrichtungen sind für die Studentinnen keinesfalls attraktiver geworden und Arbeitgeberinnen/Arbeitgeber scheinen weiterhin weit davon entfernt, Arbeitswelten in den „harten“ Fachrichtungen an den Bedürfnissen des dort arbeitenden Personals auszurichten.

Neue Rahmenbedingungen für den Beruf der Ärztin fordert auch der Deutsche Ärztinnenbund, deren Präsidentin, Dr. med. Regine Rapp-Engels, herausstellt:

„Wir erwarten, dass die Arbeitsbedingungen von Ärztinnen, die in diesem Beruf zunehmend vertreten sind und wahrscheinlich schon bald die Mehrheit der berufstätigen Ärzteschaft stellen werden, künftig sehr viel deutlicher in den Fokus rücken. Dabei geht es uns unter anderem um geregelte Arbeitszeiten, um Familienfreundlichkeit als Teil der Unternehmenskultur im Gesundheitswesen und nicht zuletzt um die Sensibilisierung für die Geschlechterthematik in Forschung, Lehre und Versorgung.“ (Deutscher Ärztinnenbund, 2014)

Auch der MLP Gesundheitsreport (2014) kommt zu dem Ergebnis, dass es insbesondere für Krankenhausärztinnen und -ärzte schwierig ist, die Interessen von Beruf, Freizeit und Familie in Einklang zu bringen: Danach gaben von den insgesamt 540 Befragten 41 % der niedergelassenen und 59 % der Krankenhausärztinnen und -ärzte an, dass sich Beruf und Privatleben nicht gut vereinbaren lassen. 58 % befürchten in den nächsten Jahren sogar eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen in den Krankenhäusern. 61 % sind der Überzeugung, dass niedergelassene Ärztinnen und Ärzte Beruf und Familie besser vereinbaren können als Krankenhausärztinnen und -ärzte (Institut für Demoskopie Allensbach, 2014).

Mit der Zurückhaltung bei den „harten“ Fachrichtungen bringen die heutigen Medizinstudentinnen zum Ausdruck, dass sie die dort üblichen Arbeitsbedingungen ablehnen. Wenn Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber künftig Frauen als Fachkräfte gewinnen und halten wollen – und es wird zunehmend weniger männliche Alternativen geben – sind sie aufgefordert, über die Gestaltung der Arbeitswelten nachzudenken. Auch die Analyse des Fachkräftebedarfs 2030 durch Ostwald et al. (S. 11) kommt zu dem Schluss, dass Staat und Arbeitgeberinnen/Arbeitgeber die Ver-

einbarkeit von Familie und Beruf in der Gesundheitsversorgung sowie die dortigen Arbeitsbedingungen verbessern sollten.

Die Bundesagentur für Arbeit als eine wichtige Akteurin auf dem Arbeitsmarkt sollte im Rahmen der Beratung von Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern sowie im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit nicht in ihren Anstrengungen nachlassen, Betriebe zur Gestaltung von Arbeitswelten anzuregen, welche die Verwirklichung persönlicher Ziele und familiärer Aufgaben zulassen. Nur so wird es in der Zukunft möglich sein, Stellen in der Medizin mit hoch qualifizierten, weiblichen Nachwuchskräften zu besetzen.

Ferner sollte daran gedacht werden, dass die bereits von der Bundesagentur für Arbeit und den Hochschulen durchgeführte Studienberatung über Zugangsmodalitäten und Studieninhalte hinaus informiert und beispielsweise Impulse zur Erschließung konkreter Arbeitsfelder in der Humanmedizin gibt. Während des Medizinstudiums wäre zudem eine Orientierungsberatung zur Fachrichtungswahl sinnvoll, die ggf. auch durch ein „Career Center“ der jeweiligen Hochschule durchgeführt werden könnte. Ergänzend kämen Mentoringprogramme in Betracht, und zwar nicht nur, um den Frauenanteil in akademischen Führungspositionen zu steigern (vgl. z. B. das Projekt TANDEMplusMED an der TH Aachen), sondern darüber hinaus, um Frauen zu ermutigen und darin zu begleiten, das gesamte Spektrum fachärztlicher Weiterbildung zu erschließen.

Die Forschung könnte in einem nächsten Schritt die Karriereaspirationen von Frauen und Männern im Medizinstudium vergleichen und auf diese Weise prüfen, inwieweit es sich bei dem Wunsch nach Vereinbarkeit und besseren Rahmenbedingungen um frauenspezifische Vorstellungen handelt oder dies einem allgemeinen Trend entspricht, der auch Medizinstudenten betrifft. Darüber hinaus könnten Querverbindungen zwischen den Karriereaspirationen von Frauen und Männern sowie deren Berufsmotiven und Werten im Allgemeinen hergestellt werden. Aktuelle Studien weisen darauf hin, dass Medizinstudenten gesellschaftliches Ansehen, Aufstieg, Verdienst und gute Berufsaussichten wichtiger sind. Frauen hingegen legen höheren Wert auf Fachkompetenz, Helfen, Sinnstiftung und Work-Life-Balance (zusammengefasst bei Arbeitsgruppe Cognition & Gender, 2013; Hibbeler & Korzilius, 2008). Insofern könnte die Fachrichtungswahl in der Medizin auch im Zusammenhang mit Lebensvorstellungen und Werten im Allgemeinen stehen.

Aus Sicht der Genderforschung lohnt es sich, den Genderwandel in der Medizin weiter im Fokus zu behalten. Damit die Potenziale, die in einem steigenden Frauenanteil in der Medizin liegen,

für die Chancengleichheit am Arbeitsmarkt und die Fachkräftesicherung auch wirklich genutzt werden und sich der Genderwandel nicht gar zu einem Bumerang im Sinne der Verstärkung geschlechtsspezifischer Segregationen und des Fachkräftemangels entwickelt, bedarf es einer Flankierung durch gleichstellungs- und arbeitsmarktpolitische Maßnahmen.

6. Literatur

- Arbeitsgruppe Cognition & Gender (2013). Schlechte Arbeitsbedingungen statt Traumberuf? Frauen kehren Medizin häufiger den Rücken zu. Nachricht vom 30.10.2013. Verfügbar unter: www.campus.uni-muenster.de/campus-news.html?&newsid=1627&cHash=42ee2657bf2314cc0241df3ac9b912f3.
- Bundesagentur für Arbeit (2013). Der Arbeitsmarkt in Deutschland. Fachkräfteengpassanalyse Dezember 2013. Verfügbar unter: <http://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Arbeitsmarktberichte/Fachkraeftebedarf-Stellen/Fachkraefte/BA-FK-Engpassanalyse-2013-12.pdf> (Abruf am 25.05.2014).
- Bundesagentur für Arbeit & Kultusministerkonferenz (2014). Studienfachwahl – typisch Frau, typisch Mann? Verfügbar unter: www.studienwahl.de/de/orientieren/frau-im-studium.htm (Abruf am 25.05.2014).
- Bundesärztekammer (2013). Ärztestatistik zum 31. Dezember 2013. Abbildungen 3 und 4. Verfügbar unter: www.bundesaerztekammer.de/downloads/Stat13AbbTab.pdf (Abruf am 25.05.2014).
- Deutscher Ärztinnenbund e. V. (2014). Pressemitteilung vom 26.03.2014. Verfügbar unter: www.aerztinnenbund.de/Deutscher-rztinnenbund-e-V-zu-100-Tagen-Gro-e.2208.0.2.html (Abruf am 25.05.2014).
- Hibbeler, Birgit & Korzilius, Heike (2008). Arztberuf: Die Medizin wird weiblich. Deutsches Ärzteblatt 105 (12). Verfügbar unter: www.aerzteblatt.de/archiv/59406/Arztberuf-Die-Medizin-wird-weiblich (Abruf am 25.05.2014).
- Hurrelmann, Klaus, Grundmann, Matthias & Walper, Sabine (2008). Zum Stand der Sozialisationsforschung. In Klaus Hurrelmann, Matthias Grundmann & Sabine Walper. Handbuch Sozialisationsforschung (7. Aufl.) (S. 14–32). Weinheim: Beltz.
- Institut für Demoskopie Allensbach (2014). Vor allem Krankenhausärzte bemängeln fehlende Work-Life-Balance. Allensbacher Kurzbericht – 1. April 2014. Verfügbar unter: www.mlp-ag.de/homepage2010/servlet/contentblob/586038/data/pm-allensbach.pdf (Abruf am 25.05.2014).
- Ostwald, Dennis, Ehrhard, Tobias, Bruntsch, Friedrich, Schmidt, Harald & Friedl, Corinna (2010). Fachkräftemangel. Stationärer und ambulanter Bereich bis zum Jahr 2030. Verfügbar unter: https://www.pwc.com/en_GX/gx/psrc/pdf/the-lack-of-qualified-staff-in-the-ambulant-and-non-ambulant-health-segment-by-2030.pdf (Abruf am 25.05.2014).
- Schnack, Dirk (2012). Medizinkarriere ist männlich. Verfügbar unter: www.aerztezeitung.de/politik_gesellschaft/article/805669/medizinkarriere-maennlich.html (Abruf am 25.05.2014).
- Schroff, Christian (2013). Am besten wirst Du Arzt! Oder? Berufliche Alternativen für Mediziner. Verfügbar unter: <http://karrierebibel.de/am-besten-wirst-du-arzt-oder-berufliche-alternativen-fur-mediziner> (Abruf am 25.05.2014).
- Statistisches Bundesamt (2012). Studierende im Studienfach Medizin (Allgemein-Medizin) in Deutschland. Verfügbar unter: www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/Irbil05.html (Abruf am 25.05.2014).
- Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1995). Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wetterer, Angelika (2004). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung – Theorie, Methoden, Empirie (3. Aufl.) (S. 126–136). Wiesbaden: VS-Verlag.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Bettina Franke
 Professur für Interkulturelle
 Kompetenzen und Diversity-
 Management
 Fachhochschule für öffentliche
 Verwaltung NRW
 Thürmchenswall 48–54
 50668 Köln
 Tel.: (0621) 1247436
bettina.franke@fhoev.nrw.de
www.professor-franke.de

Anna Caroline Cöster

Zur Lebenssituation von Frauen in Duisburg-Marxloh. Einblicke in erste Ergebnisse aus einem laufenden Forschungsprojekt

1. Das Projekt

Duisburg-Marxloh gilt in Deutschland neben einigen anderen Stadtteilen wie Berlin-Kreuzberg, Neukölln oder der Mannheimer Jungbusch als eines der problematischsten Stadtviertel: Hohe Arbeitslosenzahlen bei gleichzeitigem Anstieg der ZuwanderInnenzahlen haben dem bis in die 1960er Jahre noch wirtschaftlich boomenden Industriestadtteil ein Negativimage eingebracht, das stetig weiter abzusinken scheint. Mit der Kohle- und Stahlkrise zogen deutsche EinwohnerInnen fort, wohingegen die vorwiegend türkeistämmigen Zugewanderten im Rahmen der Familienzusammenführung ihre Angehörigen nach Marxloh nachholten. Noch Ende des Jahres 2010 waren zwei Drittel der EinwohnerInnen Marxlohs türkischer Abstammung. Seit Beginn der (zunächst eingeschränkten) Arbeitnehmerfreizügigkeit im Jahr 2011 im Zusammenhang mit der zweiten EU-Osterweiterungsrunde veränderte sich das Stadtbild jedoch wieder zusehends: ZuwandererInnen aus Bulgarien und Rumänien zogen in stetig steigender Zahl nach Marxloh, der Stadtteil wurde „bunter“. Inzwischen wurden mehr als 90 verschiedene Nationalitäten in Marxloh registriert (Stabstelle für Wahlen: 2013). Die meisten BewohnerInnen besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit, gefolgt von der türkischen, der bulgarischen und der rumänischen (ebd.).

Auch wenn spätestens seit Ulf Hannerz' „Exploring the City“ (Hannerz: 1980) offensichtlich zu sein scheint, dass in Städten eine ethnische und soziale Gruppenvielfalt existiert und auch deutsche Stadtteile wie Marxloh sozial und ethnisch nicht homogen sind, haben es sich bundesweit bislang nur wenige Studien tatsächlich zum Ziel gesetzt, diese soziale und ethnische Vielfalt der EinwohnerInnen in den Blick zu nehmen (vgl. Baumgärtner: 2009; Ceylan: 2006). Spezifisch nach der Lebenssituation von Frauen in solchen Stadtteilen wurde bislang nur insofern gefragt, als dass Sozialstatistiken erhoben wurden, die darauf hindeuteten, dass vor allem zugewanderte Frauen gegenüber den zugewanderten Männern benachteiligt sind (Stadt Duisburg: 2009, S. 67). Eine differenziertere Sicht auf die weibliche Bevölkerung, die neben der nationalen Zugehörigkeit auch weitere Kategorien in den Blick nimmt, wurde in diesem Kontext der ethnischen Verdich-

tung in Stadtteilen bislang aber kaum angestellt. Im Folgenden sollen erste Ergebnisse aus einem laufenden ethnographischen Forschungsprojekt¹ vorgestellt werden, das am Beispiel Marxlohs eine differenziertere, empirisch-qualitative Sicht auf Frauen in ethnisch verdichteten Stadtteilen einnimmt. Ziel des Projekts ist es, die „Welt mit den Augen des anderen zu sehen“ (Hitzler/Honer: 1991, S. 383), um diese Weltsicht schließlich „dicht“ (Geertz: 2003) beschreiben zu können. Mit diesem Fokus auf die subjektive Sicht der zu Erforschenden sollen explorativ neue Erkenntnisse gewonnen werden über das Alltagsleben von Frauen in ethnisch verdichteten Stadtteilen, insbesondere in den Bereichen Bildung, Beruf, Familie und Partnerwahl, Religion, Wohnort sowie inner- und interethnisches Miteinander der Frauen. Dies wurde mit dem für die Ethnologie typischen methodischen Instrumentarium der Teilnehmenden Beobachtung und offen geführter Interviews direkt vor Ort erforscht.² Bereits ein erster Einblick in die im Folgenden ausschnitthaft dargelegten ersten Ergebnisse zeigt, dass sich die Bewohnerinnen in Marxloh in vielen Bereichen grundlegend voneinander unterscheiden, und verdeutlicht die Notwendigkeit, auch die Erforschung der Lebenssituationen von Frauen in Stadtteilen wie Marxloh auf entsprechend differenzierterem Wege, als bislang geschehen, anzugehen.

2. Frauen in Marxloh – Vielfalt statt Einheit

Sprechen wir von Frauen, so dürfte inzwischen unbestritten sein, dass es sich hier nicht um eine homogene Gruppe handelt. Auf dem Gebiet der Stadtforschung scheint diese Erkenntnis aber noch zu wenig Einzug gehalten zu haben. Nur in wenigen jüngeren Studien wird inzwischen zwischen „einheimischen Frauen“ und „Migrantinnen“ unterschieden (Scambor/Scambor/Zimmer: 2012), wobei jedoch auch hier die Kategorie „Migrantin“ nicht weiter nach verschiedenen Nationalitäten oder Ethnien ausdifferenziert wird. Da aber in dem diesem Artikel zugrunde liegenden Forschungsprojekt ein wesentlicher Fokus gerade auf die Bedeutung des Merkmals Ethnizität gerichtet ist und zugleich gemäß der Grounded Theory der Forschungsprozess offen gegenüber weiteren Merkmalen und Erkenntnissen gestaltet

¹ Das Gesamtprojekt trägt den Titel „Duisburg-Marxloh. Auswirkungen kultureller Heterogenität im Stadtteil auf das Alltagsleben von Frauen und Mädchen“ und wird seit Dezember 2011 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert. Die Endergebnisse werden voraussichtlich Ende 2015 in Buchform vorliegen.

² Das Herzstück des Projekts bestand aus einem sechsmonatigen Feldforschungsaufenthalt der Verfasserin in Marxloh (August 2012 bis Januar 2013), in dem sie mit den zu Erforschenden lebte und sie bei alltäglichen Situationen, wie Einkaufen, Gängen zu Ämtern, Kindergarten, Gebetstreffen, privaten Geburtstagsfeiern etc. begleitete. Unterstützend wurden insgesamt 70 Interviews geführt und größtenteils ausgewertet.

sein sollte (Glaser/Strauss: 1967), wurde zur Auswertung der Ergebnisse die Typenbildung gewählt. Der Prozess der Typenbildung gilt in der qualitativen Sozialforschung, wenn auch in seinem Ergebnis nicht verallgemeinerbar, so doch als gut geeignet, um „komplexe soziale Realitäten und Sinnzusammenhänge zu erfassen und möglichst weitgehend verstehen und erklären zu können“ (Kluge: 2000).

Beginnen wir mit der Beschreibung des ersten Typus' der Stadtteilbewohnerinnen Marxlohs, deren Zugang für SozialwissenschaftlerInnen vielleicht am zugänglichsten erscheint, da er im Stadtteil sehr präsent ist und im Projekt unter dem Namen „Platzanweiserinnen mit Herz“ (Hüttermann: 2010, S. 43) zusammengefasst wird.³ Diese Gruppierung von Frauen ist über 40 Jahre alt und tendenziell gut gebildet. Häufig verfügen die Frauen über einen Hochschulabschluss, sind meist in Vollzeit berufstätig und finanziell weitestgehend unabhängig. Das Besondere an den „Platzanweiserinnen“ ist, dass sie sich engagiert für den Stadtteil und die Zugewanderten einsetzen. Das Engagement dieser Frauen reicht von der Hilfe bei Behördengängen über Gespräche mit den Neuzugewanderten bis hin zu deren Versorgung mit Lebensmitteln und Kleidung. Dass man als Marxloher Stadtteilbevölkerung zusammengehört und zusammenhält, ist diesen Frauen das Wichtigste:

„Ja, also sozialistisches Lebensgefühl ist vielleicht übertrieben, aber es funktioniert immer so: eine Hand wäscht die andere, beide Hände waschen Gesicht.“ (Deutsche, weiblich, 40 Jahre)

Diese Gruppe von Frauen, wenn auch in der Summe recht gering, gehört zweifelsohne zu den engagiertesten Personen in Marxloh. Da den Frauen Zusammengehörigkeit das Wichtigste ist, können sie wütend oder auch betroffen reagieren, wenn es an Zusammenhalt durch andere fehlt. Diese Frauen befinden sich im ständigen Kampf gegen alle Ungleichheit und Ungerechtigkeit in Marxloh, und es versteht sich von selbst, dass sie sich damit nicht nur FreundInnen machen. Die „Platzanweiserinnen“ scheinen sich gar in einer Konkurrenzsituation mit anderen „Platzanweiserinnen“ der gleichen Kategorie zu befinden. Auch mit den „Bildungsaufsteigerinnen“ (s.u.) geraten sie hin und wieder in Konflikt. Es scheint fast, als bräuchten sie die Auseinandersetzung, da sie ihnen das Gefühl vermittelt, gebraucht zu werden und etwas ändern zu können. Was die „Platzanweiserinnen“ im Stadtteil zusammenfassend also kennzeichnet, ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Gehörtwerdens. Ist beides vorhanden, stellen die Frauen ein wichtiges Bindeglied zwischen den anderen im Stadtteil lebenden Gruppierungen dar.

Eine weitere Gruppierung, die ebenfalls intensives Engagement für eine Entwicklung des Stadtteilgeschehens zeigt, dabei allerdings zurückhaltender als die „Platzanweiserinnen“ vorgeht, sind *Türkeistämmige „Bildungsaufsteigerinnen“ der zweiten und dritten Zuwanderergeneration* (Gutierrez-Rodriguez: 1999, S. 13). Bei dieser Gruppierung handelt es sich um meist jüngere unverheiratete Frauen im Alter zwischen 20 und 40 Jahren, die in Marxloh oft (noch) bei ihren Eltern leben. Dass sie unverheiratet sind, führen sie darauf zurück, dass der „Richtige“ noch nicht gekommen ist und nehmen das meist mit Humor:

„42 [Jahre, Anm. d. Verf.] und nicht verheiratet! Wenn das die Leute lesen, werden die auch sagen: ‚Was ist denn? Ist die so hässlich?‘ Kannst ja schreiben, die ist kackfrech (lacht).“ (Türkin, weiblich, 42 Jahre)

Auch wenn sie unverheiratet sind, haben die Frauen im Allgemeinen einen starken Familiensinn und finden in ihren Familien Halt und Unterstützung. Sie sind gebildet, einige von ihnen haben studiert oder befinden sich noch in der Ausbildung. Sie haben ein reges Freizeitleben, treiben Sport, machen Musik und engagieren sich aktiv für den Stadtteil. Viele von ihnen sind muslimisch-religiös. Die Frauen dieser Gruppierung können jedoch eine enorme Wut entwickeln, wenn es um das Thema Integration in Marxloh geht, da sie meinen, alles dafür gegeben zu haben, sich aber dennoch von der Mehrheitsgesellschaft nicht angenommen fühlen:

„Nicht nur Marxloh hat einen schlechten Ruf, sondern die Leute, die hier einen akademischen Abschluss haben, die werden auch noch runtergezogen. Die machen es einem nicht einfach, muss ich sagen. Es ist schwierig, hier zu leben. Ich bin aktiv, ich mache Sport, ich mache Musik, meine Eltern setzen sich überall ein, aber irgendwo wird man halt benachteiligt. Wegen des Stadtteils und auch wegen dem Migrationshintergrund.“ (Türkin, weiblich, 35 Jahre)

Viele äußerten zudem, sich entweder von den „Platzanweiserinnen“ bevormundet zu fühlen – *„in Marxloh braucht man einen Anstoß, aber nicht so stark, dass du gleich flach auf dem Boden liegst“* (Türkin, weiblich, 35 Jahre) – oder klagten über Diskriminierungserfahrungen seitens der Mehrheitsgesellschaft. Besonders verdichtet zeigt sich das in folgender Aussage, in der die Befragte über ihren Berufsalltag spricht und begründet, warum sie vor ihren KundInnen ihre türkischen Wurzeln verschweige (was sie problemlos tun kann, da sie blond und blauäugig ist):

„Das ist 'ne reine Männerdomäne. Da hast du als Frau und schon gar nicht als Türkin, hast du nichts zu suchen. Man muss sich ein dickes Fell anschaffen [...] Als Türkin könnte ich den Beruf

³ Die Namen der einzelnen Gruppierungen sind derzeit noch vorläufig und werden gegebenenfalls geändert.

nicht machen, den ich mache. Wenn die [KundInnen, Anm. d. Verf.] erfahren, dass ich Türkin bin, stempeln die mich als wer weiß was ab.“ (Türkin, weiblich, 42 Jahre)

Die „Bildungsaufsteigerinnen“ sind alle insgesamt relativ jung und gut gebildet, fühlen sich aber als solches in Marxloh nicht gesehen. Sie leiden darunter, aufgrund ihrer „schwarzen Haare“ (Türkin, weiblich, 35 Jahre) oder des türkischen Namens außerhalb Marxlohs oft nur schwer eine Wohnung vermietet zu bekommen und klagen über Probleme bei der Arbeitsplatzsuche. Das Gefühl, diskriminiert und nicht vollwertig anerkannt zu werden, scheint somit eines der größten und prägenden Probleme der „Bildungsaufsteigerinnen“ in Marxloh darzustellen, was jedoch nicht bedeutet, dass sie Neuzugewanderten keine Skepsis entgegenbringen, wie hier gegenüber den rumänischen Romafrauen:

„Also dieses Betteln und dieses optische Stören, wenn man auf der Straße sitzt, das mag ich nicht. Das finde ich nicht schön, das ist störend. Da werden wir direkt angegriffen. Denn wenn da irgend jemand etwas macht, sagt man gleich, das sind die Türken.“ (Türkin, weiblich, 26 Jahre)

Eine völlig andere Gruppierung unter der weiblichen türkeistämmigen Marxloher Bevölkerung bilden *Traditionell lebende türkeistämmige Frauen*. Diese Frauen sind oft gering gebildet und verheiratet oder geschieden. Viele von ihnen sind Heiratsmigrantinnen und kommen aus eher ländlichen Regionen der Türkei. Die Interviews konnten alle nur auf Türkisch geführt werden, da die Frauen so gut wie kein Deutsch sprachen.⁴ Oft sind die Frauen lediglich wenige Jahre zur Schule gegangen, bevor sie im Alter zwischen 16 und 20 Jahren geheiratet haben und schließlich nach der Hochzeit als jüngere Frauen ihren Ehemännern nach Marxloh folgten. Die Heirat kam für diese Frauen plötzlich und fand in einigen Fällen gegen ihren Willen statt:

„Als ich 18 Jahre alt war kamen unsere Bekannten aus Deutschland uns plötzlich besuchen. Sie kamen zu uns, um um meine Hand anzuhalten. Mein Vater willigte sofort ein ohne mich zu fragen. Sie kamen ja aus Deutschland. Nach zwei Wochen fand die Verlobung statt. Erst nach der Verlobung kamen wir uns mit meinem Verlobten näher. Nach einem Jahr kam ich nach Deutschland.“ (Türkin, weiblich, 35 Jahre)

Das Alltagsleben dieser Frauen in Marxloh bezieht sich ausschließlich auf das Familieninnere. Sie kümmern sich um den Haushalt und die Kinder, ihre Netzwerkkontakte bestehen ausschließlich zu Türkeistämmigen. Sie gehen selten ohne Begleitung aus dem Haus, vor allem die jüngeren nicht. Während einige Frauen zufrieden mit ihrer Lebenssituation sind, gibt es auch andere, die von

massivem Druck und Gewalt seitens ihres Mannes, seiner und/oder ihrer Familie berichteten. Einige ließen sich deswegen scheiden und lebten fortan mit den Kindern allein. Andere Frauen verharren in der Situation.

Die *traditionell lebenden türkeistämmigen Frauen* sind aber nicht die einzige Gruppierung in Marxloh, die sich nach traditionellen Geschlechterrollenvorstellungen richtet. Ebenfalls oft traditionell, dazu aber auch in teils großer Armut, leben ebenso die *Neuzugewanderten Frauen aus Bulgarien und Rumänien*. Es muss allerdings betont werden, dass sich diese Gruppierung allein in nationaler Hinsicht aus zwei verschiedenen (rumänisch und bulgarisch) und in ethnischer Hinsicht aus vielen weiteren Untergruppierungen zusammensetzt. Während es sich bei den aus Rumänien zugewanderten Frauen um eine relativ traditionell lebende Romagruppierung der Kalderasch handelt, bei denen die Frauen lange bunte Röcke und die Männer markante schwarze Hüte tragen, sind die ethnischen Identitäten bei den Frauen aus Bulgarien schillernd wie bei keiner anderen Gruppierung im Stadtteil. In der Hauptsache sind unter ihnen Eigenbezeichnungen wie „muslimische Bulgaren“, „muslimische Bulgarientürken“ sowie „muslimische Roma“ anzutreffen. Zunehmend bezeichnen sich die Personen aber auch als „christlich-evangelikale Bulgarientürken“ oder „christlich-evangelikale Roma“. Gemeinsam haben alle diese Gruppierungen, dass die Frauen häufig in traditionell-patriarchalen Familienverhältnissen leben, in denen der Mann die Familie nach außen repräsentiert und alle Entscheidungen trifft, die die Familie anbelangen, wohingegen der Frau der innere Bereich mit den Aufgaben als Ehefrau und Mutter zufällt. Aussagen, wie *„immer die Kinder, mein Ehemann, Kinder“* (Bulgarientürkin, weiblich, 23 Jahre) und *„für mich selber habe ich kaum Zeit“* (Bulgarientürkin, weiblich, 32 Jahre), verweisen auf diese Hauptrolle der Frauen als Mutter und Ehefrau. Manche Frauen sehen sich durch die äußere Kontrolle des Mannes eingeschränkt, sie dürfen weder arbeiten noch Auto fahren, und auch häusliche Gewalt kommt bei dieser Gruppierung vor. Während einige der Frauen das mit den Worten *„so sind sie eben, die Männer, sie erwarten es so“* (Bulgarientürkin, weiblich, 23 Jahre) hinnehmen, beziehen sich andere, insbesondere die zum Christentum konvertierten neuzugewanderten Frauen, auf die Gleichberechtigung von Mann und Frau und betonen, keine Gewalt zu erfahren (vgl. Sato: 1988, S. 70):

„Im Christentum ist das Verhältnis von Frau und Mann gleichberechtigt und auf Augenhöhe zueinander.“ (Bulgarientürkin, weiblich, 32 Jahre) Nichtsdestotrotz sind auch diese Frauen meist

⁴ Mein ausdrücklicher Dank gilt Hülya Ceylan, die diese Interviews geführt und transkribiert hat.

nicht berufstätig, was zum einen mit ihrer traditionellen Lebensweise, aber auch mit ihrem geringen Bildungsgrad in Verbindung steht. Sie bekräftigen, es sei ausschließlich ihre eigene freiwillige Entscheidung, nicht arbeiten zu gehen. Da viele der Neuzugewanderten keine Transferleistungen erhalten, leben die Familien oft ausschließlich vom Kindergeld. Allein eine Schwangerschaft kann für die Frauen in finanzieller Hinsicht problematisch werden, da sie meist zudem nicht krankenversichert sind und sich nicht in ärztliche Behandlung begeben können. Immer wieder baten die Frauen in den Gesprächen um Hilfe im Umgang mit deutschen Behörden oder Krankenhäusern. Dieser Gruppierung der Neuzugewanderten mangelt es oft an einer Grundversorgung. Die Sorgen und Nöte der Frauen kreisen dementsprechend vor allem um die gesundheitliche Versorgung ihrer Familien, aber auch um die Zukunftsperspektiven ihrer Kinder. Immer wieder betonten die Frauen, sie seien nach Marxloh gekommen, um ihren Kindern eine bessere Zukunft zu bieten:

„Mein größter Wunsch ist, dass meine Kinder studieren und sich hoch arbeiten.“ (Bulgarientürkin, weiblich, 31 Jahre)

Die letzte Gruppierung, unter der sich ebenfalls ein großes Elend findet, allerdings in anderer Form als bei den aus Bulgarien und Rumänien neuzugewanderten Frauen, ist die Gruppe der *Zurückgezogen lebenden deutschen Frauen*. Bei ihnen haben wir es häufig mit einem sehr geringen Bildungsgrad, mit abgebrochenen Bildungs- und Ausbildungswegen, Arbeitslosigkeit sowie Krankheits-, Gewalt- oder Suchtbiografien zu tun – oft kommt in einer Biografie alles zusammen. Die Frauen leben in zerrütteten Familienverhältnissen mit häufig wechselnden Partnerschaften, oft auftretenden Formen häuslicher Gewalt und in Armut. Eine der Befragten etwa berichtete unkoordiniert und offenkundig unter Alkoholeinfluss:

„Ich kann solche Leute nicht ausstehen, die sich hängenlassen. Ich kann solche Leute nicht leiden. Der da [deutet auf einen Mann, der hinter ihr sitzt und streckt ihm die Zunge heraus, Anm. d. Verf.] ist doch total kaputt. Ich saufe zwar auch, ich hab grad zwei Bier getrunken, aber man merkt mir das nicht an. [...] Ich bin von allen meinen Ex geschlagen worden. Das letzte Mal als mich mein Ex vom Balkon schmeißen wollte, bin ich ausgezogen. Zu 'nem Freund. Der hat mich dann auch geschlagen. Aber was kannst du machen, ne?“ (Deutsche, weiblich, 45 Jahre)

Nicht nur die Frauen selbst, auch ihre Kinder scheinen oft nicht ausreichend versorgt. Häufig sind die Zahnarztkosten von den Frauen nicht zu begleichen, die Frauen haben kein gepflegtes Äußeres mehr. Dafür fehlt ihnen das Geld, aber

auch die Motivation und die Handlungsfähigkeit, aktiv etwas an ihrer Situation zu ändern, ist nicht (mehr) vorhanden. Dazu ein Zitat aus einem Interview mit einer Sozialarbeiterin:

„Wir hatten mal 'ne Klientin, die hatte die ganzen Zähne hier vorne kaputt. Da gab es noch Mittel vom Sozialamt: ‚Gehen Sie doch mal zum Sozialamt, lassen Sie sich das doch bezahlen, die richten ihnen doch die Zähne‘ Und da hat die mit dem größten Gleichmut gesagt: ‚Och, das hat doch sowieso keinen Zweck, die schlägt er [der Ehemann, Anm. d. Verf.] mir doch sowieso wieder ein.‘“ (Sozialarbeiterin)

Unter diesen Frauen finden sich ausgesprochen häufig Formen von Resignation, aber auch tiefste Verbitterung, die sich mitunter in rechtsradikalen Einstellungen äußert: Viele der Frauen haben, wie es ein Lehrer ausdrückte, *„den rechten Arm oben“* (Lehrer) und können in sehr drastischer Weise auf *„die Ausländer“* in Marxloh reagieren.

3. Fazit

Fragen wir danach, was dieser hier dargestellte erste abstrakte Überblick der fünf verschiedenen Frauengruppierungen in Marxloh zeigt, so ist mit Bestimmtheit zu sagen, dass *die* Marxloherin als solches nicht existiert. *Die* Marxloher Migrantin gibt es ebenso wenig wie die Marxloher Deutsche, auch wenn es scheint, dass immer wieder Antworten gefunden werden sollen, ob *die* MigrantInnen integriert sind oder nicht. So fragte die Duisburger Integrationsbeauftragte Leyla Özmal in einem Vortrag über *„türkeistämmige Migrantinnen in Duisburg“* (Özmal: 2011), warum im Mediendiskurs stets von Rückständigkeit und patriarchaler Unterdrückung im Zusammenhang mit *den* Türkinnen die Rede sei und argumentierte im Gegenzug, *die* türkeistämmigen Migrantinnen seien nicht rückständig, sondern *„präsent, vielfältig, aktiv und selbstbestimmt“* (ebd., S. 2). Aber brauchen wir ein klares Entweder-Oder in dieser Frage? In Bezug auf Marxloh müsste dem Dargestellten zufolge die Antwort mit einem *und* verknüpft werden: Einige Türkinnen sind gebildet sowie aktiv *und* andere sind gering gebildet und leben sehr traditionell. Vielleicht würden wir uns leichter tun, würden wir in der Frage um Zuwanderung und Integration – nicht nur, aber insbesondere in sogenannten *„Problemstadtteilen“* – die fixen Kategorien *„Migrantin“*, *„Türkin“* oder gar *„Frau“* auf differenziertere Begriffe ausweiten. So könnten wir berücksichtigen, dass in Stadtteilen wie Marxloh *„Migrantinnen“* weder unterdrückt noch aktiv und *„Deutsche“* weder gebildet noch ungebildet sind. Vielmehr leben hier engagierte und gebildete deutsche Frauen ebenso wie gebildete und engagierte türkei-

stämmige Frauen. Darüber hinaus existieren in Marxloh jedoch auch türkeistämmige Frauen, die unter häuslicher Gewalt leiden, was sie im Übrigen mit einigen der neuzugewanderten Frauen und einigen deutschen Frauen gemeinsam haben, bei denen zudem Armut und Gesundheit zusätzliche Probleme darstellen. Wenn wir aber genauer hinsehen, zeigt sich, dass sich ein und dieselben Phänomene, wie „Bildungsarmut“ oder „häusliche Gewalt“, bei vielen Marxloher Frauen nicht mit ein und derselben Strategie lösen lassen. So hat in Marxloh etwa häusliche Gewalt in einer traditionell-patriarchalisch lebenden bulgarischen Familie, wo die Ehre der Frau der Kontrolle ihres sozialen Umfeldes unterstellt ist, andere Ursachen als bei einer deutschen Familie, in der die Frau unter Alkoholeinfluss mit ihrem ebenfalls alkoholisierten Partner in Streit gerät und fast vom Balkon gestoßen wird. Entsprechend dieser Variationen an Ursachen des eigentlich gleichen Phänomens „häusliche Gewalt“ versteht es sich von selbst, dass wir unterschiedliche Zugänge zu den Frauen und verschiedene Lösungsstrategien ihrer Probleme benötigen. *Die Frauen* gibt es in Marxloh nur als ein Mosaik aus verschiedenen Steinen, und eine differenzierte wissenschaftliche Sicht lohnt durchaus, um den tatsächlich existierenden vielfältigen Lebensformen der Stadtteilbewohnerinnen gerecht werden zu können.

4. Referenzen

- Baumgärtner, Esther (2009): Lokalität und kulturelle Heterogenität. Selbstverortung und Identität in der multi-ethnischen Stadt. Bielefeld.
- Ceylan, Rauf (2006): Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés. Wiesbaden.
- Geertz, Clifford (2003): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main. 1. Aufl. 1983.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): The discovery of the grounded theory: strategies for qualitative research. Chicago.
- Gutierrez-Rodriguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen. Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen.
- Hannerz, Ulf (1980): Exploring the City. Inquiries toward an Urban Anthropology. New York.
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne (1991): Lebenswelt, Milieu und Kultur. In: Flick, Uwe (Hrsg.) (1991): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Konzepte und Anwendungen. München. S. 382–385.
- Hüttermann, Jörg (2010): Moscheekonflikte im Figurationsprozess der Einwanderungsgesellschaft. Eine soziologische Analyse. In: Schiffauer, Werner (Hrsg.) (2010): Migrationsreport 2010. Fakten – Analysen – Perspektiven. Frankfurt am Main; New York. S. 39–81.
- Kluge, Susann (2000): Empirisch begründete Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Social Research, 1,1 (2000). URL: www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1124/2497 [31.03.2014].
- Özmal, Leyla (2011): Türkeistämmige Migrantinnen in Duisburg: Auf dem Weg zur selbstbestimmten Rollendefinition. Vortrag der Integrationsbeauftragten der Stadt Duisburg, Leyla Özmal, während der Tarabya-Konferenz der deutschen Botschaft vom 27. bis 29. Mai 2011 in Istanbul. URL: www.wir-sind-du.de/2011/07/leyla-ozmal-auf-der-tarabya-konferenz-in-istanbul/ [09.04.2014].
- Sato, Ellen B. L. (1988): The Social Impact of the Rise of Pentecostal Evangelicalism Among American Rom. In: da Silva, Cara; Grumet, Joanne u. a. (Hrsg.) (1988): Papers from the 8th and 9th Annual Meetings of the Gypsy Lore Society North American Chapter (= GLS-Publications). S. 69–93.
- Scambor, Elli; Scambor, Christian; Zimmer, Fränk (2012): Die intersektionale Stadt. Interdisziplinäre Zugänge und intersektionale Analysen am Beispiel des Sozialwissenschaft- und Medienkunstprojekts Intersectional Map. URL: www.portal-intersektionalitaet.de [01.04.2014].
- Stabsstelle für Wahlen, Europaangelegenheiten und Informationslogistik der Stadt Duisburg (2013): Interne Statistik der Stadt Duisburg. Duisburg.
- Stadt Duisburg u. a. (Hrsg.) (2009): Integration zwischen Distanz und Annäherung. Die Ergebnisse der Ersten Duisburger Integrationsbefragung. Duisburg.

Katharina Walgenbach, Anna Stach

Privilegien reflektieren in Gender- und Diversity-Bildungskontexten

Zwischenbericht MIWF-Forschungsprojekt

Ziel des MIWF-geförderten Forschungsprojekts *Privilegien reflektieren. Gesprächsanalysen zum ‚Privilegientest‘ in Gender- und Diversity-Bildungskontexten* ist ein Perspektivenwechsel in der Analyse sozialer Ungleichheiten: Nicht die Marginalisierten bzw. Diskriminierten stehen im Fokus der Untersuchung, sondern Subjekte und Wissensformen, die durch hegemoniale Männlichkeit, Bildungsprivilegien, Heteronormativität oder Whiteness systematisch privilegiert werden. Das Projekt verortet sich damit in einer langen Tradition der Reflexion von sozialen Privilegien, die sich historisch gesehen vor allem aus Forschungskontexten der Geschlechterforschung entwickelt hat. Beispiele dafür sind Connells Modell der hegemonialen Männlichkeit oder Adrienne Richs Kritik am Konzept der ‚Zwangsheterosexualität‘ (Rich 1980; Connell 1987). Zudem lassen sich wichtige Autor_innen der kritischen Whiteness Studies biografisch und intellektuell in den Gender Studies verorten (hooks 1992; Morrison 1992; Frankenberg 1993). Sie alle haben auf unterschiedliche Weise die *systematische Privilegierung* von Identitäten, Wissensformen, Praktiken und Lebenschancen in westlichen Gesellschaften zum Gegenstand der Analyse gemacht.

Im Rekurs auf diese Forschungsarbeiten verstehen wir unter *struktureller Privilegierung*, dass bestimmte soziale Kollektive einen privilegierten Zugang zu Ressourcen haben wie Bildung, Erwerbsarbeit oder gesellschaftliche Institutionen. Sie profitieren zudem von einem Repräsentationsregime, das ihre Identitäten bzw. Körper als ‚natürlich‘ oder ‚normal‘ markiert, und sie können ihre eigenen Interessen und Perspektiven als ‚universal‘ setzen (Walgenbach 2010: 250).

In diesem Sinne lassen sich bspw. das männliche Familienernährermodell oder die Institution der heterosexuellen Ehe als Formen struktureller Privilegierung identifizieren. Ein weiteres Beispiel sind Figuren des Androzentrismus in Sprache, Medien oder Wissenschaft. Bereits Simone de Beauvoir verwies auf das männliche Privileg, sich selbst als universal zu setzen: „Sie wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie, sie ist das

Unwesentliche angesichts des Wesentlichen, er ist das Subjekt, das Absolute: sie ist das Andere“ (de Beauvoir 1968: 11).

Darüber hinaus legen wir ein intersektionales bzw. interdependentes Verständnis von struktureller Privilegierung zu Grunde, denn Privilegierte bzw. Privilegien stellen keinen ‚monolithischen Block‘ dar (Walgenbach 2007). Schließlich verstehen wir Privilegien als historisch variabel. In der Geschlechterforschung wird z.B. aktuell diskutiert, ob das männliche Familienernährermodell in westlichen Gesellschaften erodiert, da es einen Trend zum Doppelverdienermodell gibt (Fraser 2009). Auch auf der Institutionenebene gibt es Bewegung, wenn es um die Repräsentanz von Männern in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft geht. Strukturelle Privilegien sind demnach nicht statisch oder ahistorisch zu denken, sie sind auch das Ergebnis gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse und damit veränderbar.

Forschungsdesign

Das Forschungsprojekt *Privilegien reflektieren* nimmt einen zentralen Befund der Studien zu Männlichkeit, Bildungsprivilegien, Whiteness und Heteronormativität zum Ausgangspunkt, nämlich, dass strukturelle Privilegien für die Privilegierten *selbst* oft unsichtbar sind. So stellt Ruth Frankenberg in ihren Interviews mit weißen Frauen fest, dass es ihren Interviewpartnerinnen beinahe unmöglich war, über ihr ‚Weißsein‘ Auskunft zu geben. Sie selbst sahen ihre Identität nicht als ethnisch markiert, sondern nur die der Anderen (Frankenberg 1993). Zu einem vergleichbaren Ergebnis kommen auch Bourdieu und Passeron bei ihren Studien zu Bildungsprivilegien (Bourdieu/Passeron 1997).

Das Forschungsprojekt geht von der These aus, dass ein Grund für die Unsichtbarkeit von Privilegierung in dem meritokratischen Versprechen der Moderne liegt, dass die soziale Platzierung in modernen Gesellschaften allein auf Leistungen beruht. Das heißt, im Unterschied zum Feudalismus bestimmen nicht mehr Geburt, Stand oder religiöser Status über eigene Lebenschancen bzw. Machtressourcen. Gleichzeitig werden aber

soziale Kollektive wie Männer, Weiße, Heterosexuelle, Bildungsprivilegierte etc. in modernen Gesellschaften *systematisch* bevorzugt.

Die Ausgangsthese des Forschungsprojekts ist, dass aus dem Widerspruch zwischen meritokratischem Versprechen der Moderne und systematischer Privilegierung *Spannungen* entstehen, die von privilegierten Subjekten in *unterschiedlicher* Weise bearbeitet werden. Die Fragestellung des Forschungsprojekts ist deshalb bewusst offen formuliert: *Wie wird über Privilegien gesprochen?* In unserem Zwischenbericht präsentieren wir erste Ergebnisse, die wir in die Kategorie ‚Abwehrstrategien‘ bei der Rede über Privilegien einordnen. Wichtig ist uns hervorzuheben, dass auch *andere* Bearbeitungsweisen des oben beschriebenen Spannungsverhältnisses möglich sind. So interessieren uns explizit auch Bearbeitungsformen, die auf einen privilegiensensiblen und verantwortungsbewussten Umgang mit struktureller Privilegierung verweisen. Letztere werden allerdings nicht Gegenstand dieses Beitrags sein.

Das Material des Forschungsprojekts besteht aus transkribierten Gruppengesprächen, die im Anschluss an den so genannten Privilegientest durchgeführt wurden. Erneut lässt sich konstatieren, dass der Privilegientest seinen Ursprung in Forschungskontexten der Geschlechterforschung hat (Lesch-McCaffry 2002). In Deutschland wurde der Privilegientest von Susanne Baer und Daniela Hrzán am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt Universität zu Berlin entwickelt. Beim Privilegientest werden die Teilnehmenden angewiesen, sich in einer Linie aufzustellen und bei Zustimmung bzw. Ablehnung bestimmter Fragen einen Schritt vor- bzw. zurückzutreten. Folgende Beispiele finden sich in der deutschen Version des Privilegientests (Baer/Hrzán, o. J.):

- Wenn es mehr als 50 Bücher in Ihrem Zuhause gab, als Sie aufgewachsen sind, treten Sie vor.
- Wenn Sie niemals Menschen Ihrer „Rasse“, Ethnizität, Nationalität, Schichtzugehörigkeit, Geschlechts oder sexuellen Orientierung im Fernsehen in erniedrigenden Rollen gesehen haben, treten Sie vor.

- Wenn Sie noch nie versucht haben, Ihr Aussehen, Ihr Verhalten oder Ihre Angewohnheiten zu ändern, um nicht abgewertet, verurteilt oder lächerlich gemacht zu werden, treten Sie einen Schritt vor.

Der Privilegientest umfasst demnach mehrere soziale Kategorien: Whiteness, Bildungsprivilegien, Männlichkeit und Heteronormativität. In diesem Sinne werden durch das Forschungsprojekt auch nur *bestimmte* soziale Privilegien in den Fokus genommen.

Das Material des Forschungsprojekts besteht aus Gruppengesprächen in unterschiedlichen Bildungskontexten aus den Jahren 2008 bis 2010. Vollständig transkribiert wurden drei Gruppengespräche nach dem Transkriptionssystem GAT 2 (Selting et al. 2009). Zwei Gruppengespräche wurden mit Studierenden der Sozialwissenschaften an deutschen Universitäten durchgeführt. Die Altersstruktur der Teilnehmenden lag bei beiden Universitätsgesprächen zwischen 20 und 30 Jahren. Gespräch A wurde mit Studierenden in einer mittelgroßen Stadt erhoben (ca. 80.000 Einwohner_innen), Gespräch B in einer deutschen Großstadt (über 1 Millionen Einwohner_innen). Gespräch C wurde in einer Kleinstadt erhoben (ca. 15.000 Einwohner_innen) und dokumentiert ein Gruppengespräch mit Teilnehmenden einer Weiterbildung zum Thema Entwicklungszusammenarbeit. Die Teilnehmenden der Weiterbildung hatten alle einen Studienabschluss und waren Mitte 20 bis Anfang 40. Ein viertes Gruppengespräch mit Erzieher_innen im Berufspraktikum wurde 2013 durchgeführt und wird derzeit transkribiert.

Ausgewertet werden die Gruppengespräche mit der dokumentarischen Methode, die sich aufgrund ihrer theoretischen Bezüge zur Wissenssoziologie (Mannheim) und zu ethnografischen Ansätzen (Garfinkel) in besonderer Weise zur Untersuchung von Privilegien eignet, da sie das *implizite Wissen* von Akteur_innen rekonstruiert. Im Gegensatz zur herkömmlichen Methode der Materialerhebung durch Gruppendiskussionen in der dokumentarischen Methode gehen wir bei unserem Forschungsprojekt allerdings von

	Anzahl Teilnehmende	Gesprächsdauer	Erhebungsdatum
Transkript A Universität mittelgroße Stadt	30	40 Minuten	2008
Transkript B Universität Großstadt	15	60 Minuten	2009
Transkript C Weiterbildung Entwicklungszusammenarbeit	7	30 Minuten	2010

moderierten *Gruppengesprächen* aus. Gruppengespräche grenzen sich von Gruppeninterviews ab, da die jeweiligen Moderator_innen bzw. Dozent_innen sich nicht an den klassischen Regeln der qualitativen Interviewführung orientieren, sondern eine moderierende Funktion einnehmen. Die Gruppengespräche an den Universitäten unterschieden sich bspw. nicht wesentlich von Form und Ablauf einer normalen Seminarsitzung mit Dozent_innen und Studierenden.

Durch den Fokus auf Gruppengespräche unterscheidet sich unsere *Erhebungsmethode* des Forschungsmaterials demnach von traditionellen Gruppeninterviews der dokumentarischen Methode. Bei der *Auswertung* der Gruppengespräche werden dennoch die klassischen methodischen Verfahren der dokumentarischen Methode zur Anwendung gebracht.

Exemplarische Ergebnispräsentation: die Dislokation von sozialen Kategorien als Abwehrstrategie

Im Folgenden sollen einige erste Forschungsergebnisse präsentiert werden.¹ Aufgrund der gebotenen Kürze wird dabei ein Schwerpunkt auf ‚Abwehrstrategien‘ bei der Reflexion von Privilegien gelegt. Hier ließen sich bisher vier Gesprächsmuster aus dem Material rekonstruieren:

- Die Dislokation von sozialen Kategorien
- Die Homogenisierung eines privilegierten Kollektivs
- Die Unterbindung solidarischer Beziehungen zwischen Privilegierten und Deprivilegierten
- Provokation als Instrument der Gesprächssteuerung

Im Folgenden sollen diese Abwehrstrategien exemplarisch anhand einer konkreten Gesprächspassage illustriert werden. In den analysierten Gruppengesprächen zeigte sich permanent die Schwierigkeit, über Privilegien zu sprechen. Dies manifestiert sich u. a. darin, dass Privilegierte mit spezifischen Abwehrstrategien reagieren, wenn sie explizit aufgefordert werden, eigene Privilegierungen zu reflektieren. Interessanterweise findet diese Abwehr selten explizit statt, sondern lässt sich eher in der Diskursorganisation bzw. in subtilen Gesprächsstrategien nachzeichnen.

Eine Abwehrstrategie, die wir aus dem Material rekonstruiert haben, ist die Dislokation von sozialen Kategorien. Unter dem Begriff der Dislokation verstehen wir eine Verschiebung der Diskriminierung bzw. Privilegierung auf einen anderen Ort. Die Dislokation kann dabei verschiedene Formen annehmen:

- Kategoriale Dislokation
- Territoriale Dislokation
- Temporale Dislokation

Im Gespräch A lässt sich die Strategie der Dislokation bspw. im Hinblick auf die Kategorie Männlichkeit rekonstruieren. Der folgende Gesprächsbeitrag eines (männlichen) Teilnehmers interveniert in eine Diskussion, in der es ursprünglich um sexualisierte Gewalt gegen Frauen im öffentlichen Raum ging. Konkret diskutierte die Gesprächsgruppe die Frage, ob man sich als Frau nachts sicher fühlt bzw. das eigene Verhalten (etwa durch die Kleiderwahl) zur Vermeidung von sexualisierten Übergriffen anpasst. Verbale und nonverbale Äußerungen in dem Gruppengespräch deuteten darauf hin, dass diese Frage mit großer Resonanz von den Gesprächsteilnehmerinnen aufgegriffen wurde. Diese Gesprächspassage wird von einem Teilnehmer mit folgendem Zitat unterbrochen, indem er sich zwar auf das Thema ‚Anpassung‘ bezieht, dieses jedoch in spezifischer Weise verschiebt²:

7m: „Entschuldigung! Also, Die haben aber (.) jetzt muss ich mal intervenieren (.) also, die haben wir bei uns aber auch, ja?! Gerade Jungs haben ja das Problem mit der Clusterbildung, ja?! Die brauchen einen Dominanten, (.) da muss man sich [noch lauter] anpassen. Wenn man sich da nicht anpasst, fällt man raus aus dieser Gruppe. Die haben es da viel [stark betont] schwerer [einzelne in der Gruppe lachen verhalten] teilweise als Frauen, ja?! Vom öhm psychologischen Sinn jetzt her gesehen, ja?! Da gibt es ja auch Stimmen dafür, ja?! Das da relativ viele auch um Anerkennung kämpfen müssen (.) ansonsten (.) dass sie dann in die Gruppe dann reingehören, ja?!. Deswegen gibt es da ja Aufnahme rituale, ja?! Bei der Bundeswehr und so Späßchen, ja?! Das gibt es ja bei [ironischer, ablehnender Tonfall] Frauen eher weniger, ja?! Weil bei Männern dieser [stark betont] Kampf dann immer entsteht. Also, da hat man auch (.) also auch seine Probleme als Mann [lachend]! (A, Z. 1057–1110).

Die Gesprächsstrategie der Dislokation lässt sich in diesem Zitat in zwei Richtungen rekonstruieren. Zum einen in der *Verschiebung* der sozialen Kategorien von ‚Männer‘ auf ‚Jungs‘. Wenn man die vorangegangene Gesprächspassage einbezieht, bei der es um die Angst von Frauen vor sexualisierter Gewalt durch Männer ging, fällt hier eine Verschiebung des Fokus auf eine andere Altersgruppe auf: die Jungs, die es „viel schwerer haben“.

Auf der einen Seite bezieht sich dieses „schwerer haben“ zwar auf das Dominanzgefüge *zwischen* Jungen, gleichzeitig allerdings versucht Gesprächsteilnehmer 7 die Aufmerksamkeit auf die Kategorie der ‚Jungen‘ zu lenken, die in der *generationalen Ordnung* unter ‚Frauen‘ stehen.

¹ Die hier dargestellten Abwehrstrategien gehen auf Forschungsergebnisse der ersten Projektphase zurück, in der Friederike Reher als Projektmitarbeiterin tätig war.

² Um eine bessere Lesbarkeit zu gewährleisten, werden die Zitate in diesem Beitrag nicht nach dem Transkriptionssystem GAT 2 dargestellt.

Teilnehmer 7 wählt mit dem Begriff ‚Jungs‘ also eine Verkleinerungsform, womit er das hierarchische Gewaltverhältnis zwischen Frauen und Männern abschwächt, um das es im Gespräch zuvor noch ging. Durch die Verschiebung der sozialen Kategorie von ‚Männer‘ auf ‚Jungs‘ wird darüber hinaus die vulnerable Position von ‚Jungen‘ unterstrichen. Auf diese Weise wird durch Gesprächsteilnehmer 7 auch eine Opferposition im hierarchischen Geschlechterverhältnis reklamiert. Erst in seinen späteren Exemplifizierungen männlicher Aufnahme rituale bezieht sich Teilnehmer 7 dann wieder auf ‚Männer‘.

Die zweite Richtung, in der sich die Dislokation von sozialen Kategorien rekonstruieren lässt, ist die Verschiebung der Aufmerksamkeit weg von einem hierarchischen Geschlechterverhältnis zwischen Männern und Frauen und *hin zu Machtverhältnissen zwischen Männern*. Der Beweis, dass man „auch seine Probleme als Mann“ hat, wird von Teilnehmer 7 im obigen Zitat mit Beispielen untermauert, die Bourdieu als ernste Spiele des Wettbewerbs zwischen Männern identifiziert (Bourdieu 2005). Diese Gesprächsstrategie hat allerdings auch eine Dethematisierung von weiblichen Diskriminierungserfahrungen zur Folge, denn in dem neu aufgeworfenen Gesprächsrahmen lassen sich Angst- und Diskriminierungserfahrungen von Frauen nicht mehr artikulieren.

Stattdessen legt die Form der Eröffnung der hier analysierten Gesprächspassage eher eine Opferkonkurrenz nahe. Im Sinne der dokumentarischen Methode führt Gesprächsteilnehmer 7 seinen Gesprächsbeitrag im Modus der Opposition ein. Der Hinweis, dass es auch für *Männer* Situationen gibt, in denen man sein Verhalten anpasst, wird mit einem „aber auch“ eingeleitet. Männliche Erfahrungen werden hier nicht ergänzend zur vorangegangenen Diskussion eingebracht, vielmehr wird hervorgehoben, dass „gerade Jungs“ Anpassungsleistungen abgefordert werden.

Die Strategie der Dislokation haben wir auch in Bezug auf andere soziale Kategorien rekonstruieren können. Etwa wenn Teilnehmende hervorheben, dass der Privilegiertest „typisch amerikanisch“ wäre, da die „Rassenfeindlichkeit“ bei uns in Deutschland eher nicht gegeben sei. Amerika stellt hier demnach einen negativen Orientierungshorizont dar, gegen den sich ein deutsches, weniger rassistisches ‚Wir‘ abgrenzen lässt. In diesem Gesprächsmuster findet eine territoriale Dislokation von weißen Privilegien statt. Das heißt, Diskriminierung wird auf ein ‚Außen‘ verschoben bzw. projiziert. Zugleich wird strukturelle Privilegierung damit außerhalb der persönlichen Verantwortung situiert.

Was wir an dieser Stelle nur kurz skizzieren können, ist die *Strategie der Unterbindung solidarischer Beziehungen zwischen Privilegierten und Deprivilegierten*. Dieses Gesprächsmuster zeigte sich insbesondere in der Rekonstruktion der *Diskursorganisation* in den von uns analysierten Gruppengesprächen. Wiederholt finden sich z. B. Gesprächsverläufe, in denen Privilegierte explizit Gesprächsbeiträge von Deprivilegierten übergehen oder inhaltlich delegitimieren. Darüber hinaus wird die eigene Privilegierung nicht in einen Bezug gesetzt zu den Marginalisierungserfahrungen von Deprivilegierten. Auch die oben präsentierte Gesprächspassage ist ein Beispiel für die Abwehrstrategie der Unterbindung, denn die Diskussion über sexualisierte Gewalt zwischen Männern und Frauen wird mit diesem Gesprächsbeitrag unterbrochen. Solidarische Beziehungen zwischen männlichen und weiblichen Gesprächsteilnehmenden werden durch die aufgemachte Opferkonkurrenz erschwert. Schließlich deutet sich in dem obigen Zitat auch die Abwehrstrategie der Provokation an. Was wir hier nicht weiter thematisieren können, sind die nonverbalen und verbalen Reaktionen der (vornehmlich) weiblichen Teilnehmenden auf den Gesprächsbeitrag von Teilnehmer 7. Dieser provozierte große Unruhe, ironische Kommentare sowie Hintergrundgeräusche. Letztlich zeigt sich allerdings auch in den divergenten Reaktionen der weiblichen Teilnehmenden, dass es Teilnehmer 7 erfolgreich gelingt, das Thema im Gesprächsverlauf zu setzen und zu kontrollieren. Dies ist ein wichtiges Merkmal der Abwehrstrategie der Provokation.

Im Gesprächstranskript C (Weiterbildung Entwicklungszusammenarbeit) führt ein ebenfalls männlicher Teilnehmer an, dass er seine Privilegien genießt. Wohlwissend, dass er mit dieser Aussage einen Normbruch innerhalb der Gruppe begeht. Provokationen sind eine selten angewandte, aber für den weiteren Gesprächsverlauf einflussreiche Strategie von Privilegierten, mit denen das Gespräch kontrolliert wird. Provokateur_innen setzen eigene Themen auf die Agenda und verdrängen alternative Diskussionen. In diesem Sinne sind Provokationen machtvolle Gesprächsstrategien, die eine Reflexion von Privilegien verhindern.

Ausblickend soll erwähnt werden, dass wir vermuten, dass diese Abwehrstrategien ebenfalls etwas mit Schuld- und Schamgefühlen zu tun haben. In unserem Gesprächsmaterial lassen sich zahlreiche Aussagen finden, in denen Privilegierte von Schuld und Scham in Bezug auf Privilegien berichten. Die Analyse dieser Passagen ist das nächste Ziel des Projekts. Des Weiteren interessieren wir uns für produktive Gesprächs-

strategien von Privilegierten beim Umgang mit Privilegien. Unter produktiver Reflexion verstehen wir, Verantwortung für die eigene soziale Positionierung zu übernehmen. Wer Verantwortung übernimmt, kann auf Abwehrstrategien gegenüber der Reflexion von Privilegien verzichten. Verantwortung übernehmen bedeutet, die eigene Positionierung zu reflektieren, Privilegien zu teilen sowie deren Abschaffung kollektiv voranzutreiben.

Literatur

- Baer, Susanne/Hzàn, Daniela: Der Privilegiertest. URL: <http://baer.rewi.hu-berlin.de/lehre/Archiv/sos03/seantidiskriminierungsrecht/plan/seminarplan/derprivilegiertest/derprivilegiertest1/index.html> (Zugriff 07.05.2014).
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1997): Bildungsprivileg und Bildungschancen an der Hochschule. In: Baumgart, F. (Hrsg.): Theorien der Sozialisation, Bad Heilbrunn, S. 232–242.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M.
- Connell, Robert (1987): Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics, Stanford.
- Frankenberg, Ruth (1993): White Women, Race Matters. The Social Construction of Whiteness, London.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 8, S. 44–57.
- hooks, bell (1992): Black Looks. Race and Representation, Boston.
- Lesch-McCaffry, Barbara (2002): <https://userpages.umbc.edu/~korenman/wmst/privilege1.html> (Zugriff 07.05.2014).
- Morrison, Toni (1992): Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination, Cambridge.
- Rich, Adrienne (1980): Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. In: Signs – Journal of Women in Culture and Society Volume 5. No 4, pp. 631–660.
- Selting, Margret/Auer, Peter/Barth-Weingarten, Dagmar et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT2). In: Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10, pp. 353–402.
- Walgenbach, Katharina (2007): Gender als interdependente Kategorie. In: Walgenbach, K./Dietze, G./Hornscheidt, A./Palm, K. (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen, S. 23–65.
- Walgenbach, Katharina (2010): Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz, H./Herrera Vivar, M. T./Supik, L. (Hrsg.): Fokus Intersektionalität – Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes, Wiesbaden. S. 245–256.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Katharina Walgenbach
 Bergische Universität
 Wuppertal
 Gaußstraße 20
 42097 Wuppertal
walgenbach@uni-wuppertal.de

Sabrina C. Eimler, Vera Hagemann, Nicole C. Krämer, Annette Kluge

„Prejudices are what fools use for reason“ – ein Seminarkonzept zur Sensibilisierung für Stereotypisierung

Stereotype und Diskriminierung sind alltägliche und allgegenwärtige Phänomene, deren Ursachen unter anderem in der menschlichen Informationsverarbeitung, Sozialisation und der medialen Reproduktion typischer stereotyper Inhalte begründet sind. Dass das Phänomen auch in unserem heutigen Alltag relevant ist, zeigt sich etwa an den Debatten, die zum Thema Sexismus geführt wurden. Neben der Zugehörigkeit zu einem sozialen (oder biologischen) Geschlecht gibt es viele weitere Merkmale, die zur Stereotypisierung und Diskriminierung¹ genutzt werden, z. B. die sexuelle Orientierung, nationale oder soziale Herkunft oder die Entscheidung, sich fleischlos zu ernähren. Oft findet Stereotypisierung ohne Absicht oder Bewusstheit statt, führt aber dennoch zu unerwünschten Konsequenzen bei den betroffenen Individuen und Gruppen.

Stereotype, als gesellschaftlich geteilte Überzeugungen hinsichtlich der Eigenschaften sozialer Gruppen und deren Mitgliedern aufgefasst (Stangor, 2009), werden zum Beispiel als Ursache für die ungleiche Beteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt im Allgemeinen und in Führungspositionen im Besonderen diskutiert (z. B. Heilman, 2001). Neben moralischen Überlegungen bedingt die demografische Entwicklung die Notwendigkeit einer stärkeren gleichberechtigten Einbeziehung von Frauen (und auch z. B. von MigrantInnen) in den Arbeitsmarkt. Die Vermeidung bzw. der Abbau von Stereotypisierung gelten (auch deshalb) als erstrebenswertes gesellschaftliches Ziel (Brown, 2010), was in Initiativen zu einer stärkeren Inklusion und Förderung von Frauen im Berufsleben deutlich wird (vgl. www.total-e-quality.de), aber auch zu einer erhöhten „Awareness“ im Bereich der gender-sensiblen bzw. diversity-sensiblen Gestaltung der Hochschule und Didaktik geführt hat (vgl. www.komdim.de).

Doch wie kann eine Sensibilisierung erreicht werden? Wie können diese Themen ohne einen erhobenen Zeigefinger thematisiert werden? Wie kann bspw. durch universitäre (Lehr-)Veranstaltungen eine nachhaltige Wirkung auf Studierende – als zukünftige Arbeits- und Führungskräfte, Lehrende, Erziehende eigener Kinder – einerseits und auf ein universitätsinternes Publikum andererseits, z. B. ProfessorInnen oder VerwaltungsmitarbeiterInnen, erzielt werden? Wie kann eine größere Öffentlichkeit erreicht werden?

Unter der den Ausführungen von Wagner und Farhan (2008) folgenden Annahme, dass Konzepte zur Sensibilisierung und zum Abbau von Stereotypisierung, um erfolgreich und flächendeckend eingesetzt zu werden, theoriegeleitet sein und in einem guten Kosten-Nutzen-Verhältnis stehen sollten, wurde das nachfolgend beschriebene Seminarkonzept entworfen. Vorhandene Kampagnen wurden bislang kaum evaluiert – es kann jedoch angenommen werden, dass eine nachhaltige Wirkung vor allem unter der Bedingung eines wahrgenommenen persönlichen Gewinns und einer positiven Einschätzung erreicht werden kann. Dieser Artikel beschreibt neben theoretischen Hintergründen inhaltliche und didaktische Aspekte der Durchführung, exemplarische Ergebnisse sowie Resultate einer ausführlichen dreiphasigen Erfassung des Eindrucks der Studierenden hinsichtlich dieses Seminarkonzeptes als Pilotprojekt.

Stereotype: Mechanismen und Maßnahmen zu ihrem Abbau

Im Jahr 1989 beschreibt Patricia Devine, dass die Kenntnis eines Stereotyps und dessen Anwendung zwei unterschiedliche kognitive Prozesse darstellen. Devines Ausführungen zufolge wird der Inhalt eines kulturell geteilten Stereotyps zwar bei jeder der Kultur angehörenden Person automatisch, d. h. ohne bewusste Kontrolle aktiviert, jedoch kann unter bestimmten Bedingungen, z. B. einer ausreichend hohen Motivation, verfügbaren kognitiven Ressourcen etc., eine mit dem Stereotyp konsistente Reaktion zunächst reflektiert sowie anschließend kontrolliert und bewusst unterdrückt werden. Aktuelle Untersuchungen gehen sogar davon aus, dass die mit Stereotypen verbundenen Inhalte wieder „verlernt“ werden können. Maßnahmen zum Abbau von Stereotypen (Avery & McKay, 2010; Brief & Barsky, 2000; Crandall & Eshleman, 2003) können sich an diesen zugrunde liegenden kognitiven Mechanismen orientieren, z. B. der Bewusstmachung der kognitiven Prozesse und der Aktivierungsbedingungen sowie der Förderung der Unterdrückungsbedingungen zum Beispiel durch einen Perspektivwechsel. Andere Maßnahmen setzen an sozialen Ursachen an, z. B. durch positive Kontaktmöglichkeiten, die eine

¹ Typischerweise wird zwischen Stereotypen (kognitive Komponente), Vorurteilen (affektive Komponente) und Diskriminierung (behaviorale Komponente) unterschieden. Bei der Anwendung von Stereotypen spricht man auch von Stereotypisierung. Da jedoch die Phänomene häufig untrennbar miteinander verbunden sind, diskutieren AutorInnen wie Brown (2010), dass die begriffliche Trennung nicht haltbar ist.

individualisierte Verarbeitung fördern und die mit Stereotypen häufig verbundene Abwertung der stereotypisierten Gruppe durch die Etablierung einer sozialen Gleichheitsnorm als Wert und Selbstverständnis in Schulen, Universitäten oder Unternehmen reduzieren.

Durch die Teilnahme an einer solchen Maßnahme zur Sensibilisierung für bzw. zum Abbau von Stereotypisierung werden Studierende befähigt, die Tradierung der Stereotype und Rollenvorstellungen kritisch zu hinterfragen und Alternativen zu einseitigen (und deshalb die Erhaltung und Festigung der Inhalte von Stereotypen fördernden, Fiske & Morling, 1996) Kampagnen vorzuschlagen. Als potenzielle zukünftige Führungspersonen können die Studierenden später auch in einem zukünftigen organisationalen Zusammenhang als Vorbilder dienen.

Die Kenntnis der Ursachen, Mechanismen und Abbaupotenziale der hinter Diskriminierung stehenden Prozesse kann sich insbesondere bei Studentinnen positiv auswirken: Erlebte Diskriminierung kann vor dem Hintergrund von fachlichem Wissen auch in anderen Kontexten reflektiert und transferiert werden und wird nicht zwingend (nur) auf die eigene Person bezogen. Angesichts des Wissens über und der Aussicht auf Veränderungsmöglichkeiten können aktiv theoriegeleitete Veränderungen in Hochschulen und Unternehmen initiiert werden. Auch in dieser Hinsicht kann das hier beschriebene Seminarekonzept einen wertvollen Beitrag zur Verbesserung der Chancengleichheit im Beruf leisten.

Gestaltung und Ablauf des Seminars

Die Veranstaltung fand an der Universität Duisburg-Essen im Rahmen des Studienganges Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften (Komedia) im Bachelor (WiSe 2012/13) als ein sogenanntes „Praxisprojekt“ (zehn SWS) der Fachgebiete Sozialpsychologie: Medien und Kommunikation sowie Wirtschafts- und Organisationspsychologie statt.

Ziel des Praxisprojektes war die Erstellung, Umsetzung und Bekanntmachung von Kurzfilmen (Lehr-/Lernfilme) zum Umgang mit Diskriminierung an der Universität. Die Filme waren vorrangig für universitätsinterne Zielgruppen, wie z. B. ProfessorInnen, MitarbeiterInnen und Studierende (der Fakultät für Ingenieurwissenschaften) gedacht, können sich aber durchaus auch an eine größere interne und externe Öffentlichkeit richten. Durch die Filme sollte eine Sensibilisierung für Stereotypisierung und Diversity-Aspekte im universitären Umfeld (z. B. Personalauswahl- oder Prüfungs- und Betreuungssituationen) gefördert werden.

Insgesamt nahmen 14 Studierende (neun davon weiblich) aus dem 3. und 6. Fachsemester am Projekt teil. Die meisten von ihnen verfügten weder über ein die Grundlagen übersteigendes, umfangreiches theoretisches Wissen in Bezug auf Stereotype noch über Vorerfahrungen hinsichtlich der Aufzeichnungs- und Schnitttechnik von Filmmaterial. Organisatorisch bestand die Veranstaltung aus einem Seminarteil (zwei SWS), in dem die Studierenden sich das notwendige Hintergrundwissen aus Fachpublikationen aneigneten und diese kritisch reflektierten. Ergänzend fanden an zwei Blockterminen Lehrereinheiten zu Kameraführung und Filmschnitt statt. In der übrigen Zeit (acht SWS) widmeten sich die Studierenden der Projektarbeit (eigenständige Konzeptausarbeitung, Filmdreh, Filmschnitt und Ergebnispräsentation).

Die Planung des didaktischen Konzepts und der Veranstaltung sowie deren Durchführung orientierten sich an den im Modulhandbuch festgelegten, zu erlernenden Fähigkeiten und Fertigkeiten, wie der Schulung von Präsentationsfertigkeiten oder der Förderung des eigenverantwortlichen Arbeitens im Team, inklusive des Ausbaus von u. a. Kommunikations- und Konfliktfähigkeit. Als zentrale Komponente wird hier das Lernen durch Lehren-Prinzip angewandt (vgl. z. B. basierend auf Martin, 1982; Rusam & Pfeiffer, 1992). Durch die eigenverantwortliche Gestaltung einer Seminarstunde bestehend aus Vortrag und interaktiven Anteilen nehmen die Studierenden zur Schulung ihrer Vermittlungskompetenz die Rolle einer Lehrperson ein und reflektieren, wie die Inhalte zu vermitteln sind. Gleichzeitig dient dies der Schulung von Team-, Kommunikations-, Moderations- und Präsentationsfertigkeiten. Die Lehrenden stehen dabei den Lernenden supervidierend zur Seite. Die entstandenen Kurzfilme sind jeweils Ausdruck eines individuellen, kreativen Zugangs der Studierenden zum Thema und ermöglichen ein hohes Maß an Identifikation mit dem erschaffenen Endprodukt sowie eine Festigung des Lerninhalts. Dabei konnten der hohe inhaltliche Anspruch des Gegenstands durch die Arbeit mit Fachliteratur erhalten und neben der fachlich-theoretischen praktische Perspektiven einbezogen werden. Aufgrund der Verfügbarkeit der benötigten Technik (Kameras, Schnittprogramme) ist es leicht möglich, Videos zu produzieren, die über verschiedene (Internet-)Kanäle verbreitet werden können und so nicht auf den Kreis der Seminarteilnehmenden beschränkt bleiben.

Um die theoretische Auseinandersetzung mit der Fachliteratur durch Eindrücke aus der Praxis zu ergänzen, berichteten die Ombudsfrau der Universität sowie Expertinnen des Zentrums für Hochschul- und Qualitätsentwicklung als geladene

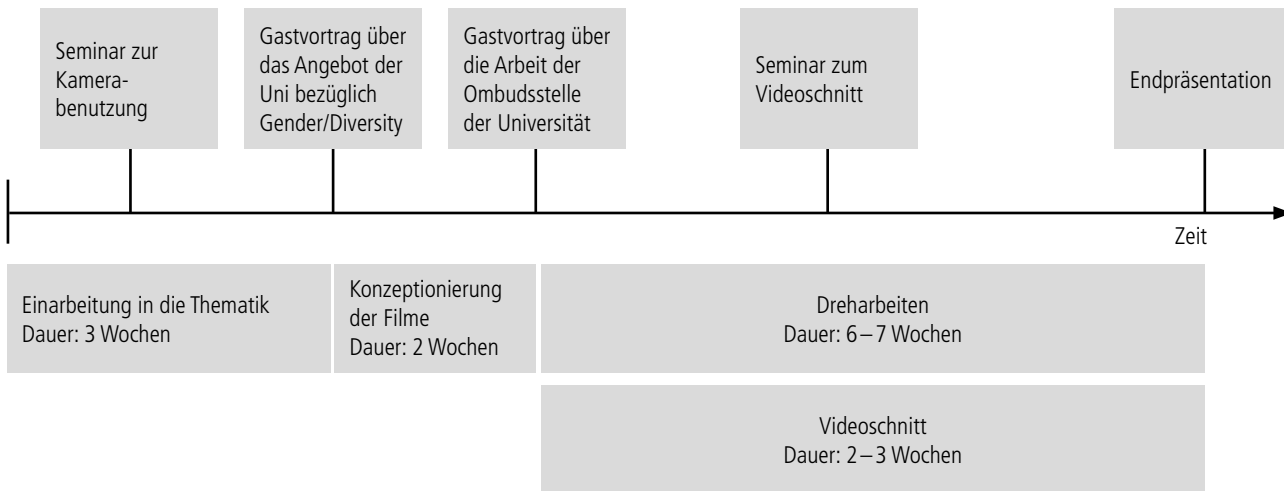


Abbildung 1: Ablauf und Meilensteine des Praxisprojektes mit dem Titel „Prejudice are what fools use for reason – Ein Kurzfilmprojekt zum Umgang mit Stereotypen im Berufskontext“.

Gäste von ihren Erfahrungen mit dem Thema Diskriminierung und mit dem Umgang hiermit an der Universität. Dies diente gleichzeitig dazu, einen engeren Bezug zur Universität zu gewährleisten sowie die praktische Relevanz der Thematik stärker bewusst zu machen. In Abbildung 1 ist der Ablauf des Praxisprojektes inklusive der inhaltlichen Einheiten und Meilensteine zeitlich dargestellt.

Ergebnisse der Veranstaltung

In der Veranstaltung entstanden vier unterschiedliche Kurzfilme (Lehr-/Lernfilme) zum Umgang mit Stereotypisierung im universitären Kontext, die jeweils eine Länge von fünf bis neun Minuten haben. Jede Studierendengruppe wählte einen anderen inhaltlichen Schwerpunkt. Alle Filme enden im Abspann mit Aufklärungsaspekten sowie Hilfestellungen für Betroffene. Exemplarisch werden nachfolgend zwei Beispiele geschildert. Der Kurzfilm „Ein ganz normaler Studientag“ fokussiert automatische Zuschreibungen im Bereich der Geschlechterstereotype. Der Film ist aus der Perspektive des Protagonisten/der Protagonistin erstellt und diese/r daher nicht zu sehen. Im Film erfolgt die Darstellung unterschiedlicher Situationen im Alltag von Studierenden, die eine automatische Geschlechtsattribution (männlich) hervorrufen soll, z. B. Blättern in naturwissenschaftlichen Büchern, Hanteltraining im Fitness-Studio, Abhalten eines Tutoriums mit mathematisch-technischen Inhalten für andere Studierende und Bier trinken (siehe Abbildung 2). Am Ende des Films wird die Perspektive gewechselt. Es wird deutlich, dass der Protagonist/die Protagonistin, für viele überraschend, eine Studentin ist.



Abbildung 2: Szene aus „Ein ganz normaler Studientag“ – Abschluss des Tages mit einer Flasche Bier.



Abbildung 3: Szene aus „Diskriminierung im universitären Arbeitsumfeld“ – Die Studentin wird verfolgt und beobachtet.

Der Kurzfilm „Diskriminierung im universitären Arbeitsumfeld“ behandelt Diskriminierung aufgrund von Namen und ethnischer Herkunft sowie sexualisierte Gewalt gegenüber Studentinnen. Der Kurzfilm ist in zwei aufeinander aufbauende Abschnitte unterteilt. Der erste Teil thematisiert die Auswahl einer studentischen Hilfskraft durch einen Professor. Es werden Studierende unterschiedlichen Geschlechts und ethnischer Herkunft sowie verschiedener Namen (z. B. Ranjit Khan, Chantal Kowaltzki oder Julia Schmidt) gezeigt. Die Stelle erhält Julia Schmidt. Im zweiten Abschnitt geht es um die Arbeit

am Lehrstuhl mit dem Professor. Dieser nähert sich mit der Zeit immer öfter der Studentin auf eine unangemessene Art und Weise, die dadurch verunsichert ist. Als sie Hilfe bei einer Kollegin sucht, versteht die ihre Situation nicht und bietet ihr keine Unterstützung an. Der Professor beginnt zudem, der Studentin in der Freizeit „aufzulauern“, und bedrängt diese schließlich. Abbildung 3 zeigt eine Szene aus diesem Kurzfilm.

Rückmeldung der Studierenden zum Seminarkonzept

Der Erfolg eines derartigen interaktiven Seminar-konzeptes wird nicht nur durch ein gutes didaktisches Konzept, sondern auch dadurch gefördert, dass es den Studierenden Spaß macht. Somit werden nachfolgend einige Zitate aus den Abschlussberichten der Studierenden präsentiert, bevor auf die Ergebnisse der quantitativen Befragung eingegangen wird.

„Das Praxisprojekt hat mir viel Freude bereitet, da ich sowohl vom Ablauf als auch vom Ergebnis mehr als positiv überrascht war. [...] Neben einem verbesserten Zeitmanagement werde ich zusätzlich viele persönliche Erfahrungen mitnehmen und den Uni-Alltag mit anderen Augen sehen, da mir die Problematik von Stereotypen und Diskriminierung jetzt viel mehr bewusst ist. Besonders gut an dem Projekt hat mir der konkrete Praxisbezug gefallen und dass wir abschließend ein sichtbares und hoffentlich auch nützliches Ergebnis präsentieren können, mit dem wir vielleicht den einen oder anderen an der UDE zum Nachdenken anregen können.“

„Wir empfanden es als sehr sinnvoll, dieses Projekt als Filmprojekt durchzuführen. Durch den kreativen Zugang haben wir uns sehr intensiv mit dem Thema auseinander gesetzt. [...] Durch andere Herangehensweisen wäre uns diese Thematik bei weitem nicht so bewusst geworden. Außerdem war das Erstellen eines eigenen Kurzfilms eine sehr wertvolle Erfahrung für uns, da eine solche Möglichkeit nicht oft besteht.“

Die beiden Zitate verdeutlichen, dass der Aufbau des Seminarkonzeptes von den Studierenden sehr positiv wahrgenommen wurde, und zeigt, welche Auswirkungen das Praxisprojekt bzw. die Methodik der Filmerstellung auf die Wissens- und Kompetenzerweiterung der Studierenden in Bezug auf Stereotype hatte.

Um zu erfassen, wie die Studierenden das Praxisprojekt erlebt haben, wurde das *Training Evaluations Instrument* genutzt (TEI, Ritzmann, Hagemann & Kluge, 2013), welches neben Trainings auch für Seminare Anwendung findet. Das TEI wurde zu drei Zeitpunkten eingesetzt: nach

dem Kameraführungsseminar, nach dem Schnitttechnikseminar und am Ende des Praxisprojektes, um dieses in seiner Gesamtheit zu erfassen. Das TEI erfasst zehn Aspekte eines Seminars: fünf beziehen sich auf zwei von insgesamt vier Evaluationsebenen nach Kirkpatrick (1998). Diese beiden Evaluationsebenen (Reaktion und Lernen) wurden differenziert erfasst, nämlich mit „Reaktion: berichteter Spaß“, „Reaktion: wahrgenommene Nützlichkeit“, „Reaktion: wahrgenommene Schwierigkeit“, „Lernen: Einstellung“ und „Lernen: Wissensgewinn“. Diese fünf Aspekte erfassen die Seminar-Outcomes. Die anderen fünf Aspekte beziehen sich auf das Seminar-Design und sind an die Erkenntnisse aus der Instruktionsforschung von Merrill (2001) angelehnt. Diese Skalen sind „problembasiertes Lernen“, „Aktivierung von Vorwissen“, die „Darstellung der Lerninhalte“, die „Anwendung von Gelerntem“ sowie die „Reflexion neu erworbener Lerninhalte“. Mithilfe des TEI werden somit gleichzeitig die subjektive Beurteilung des Praxisprojektes durch die Studierenden sowie die Bewertung des Designs erfasst. Die Ergebnisse zu den jeweiligen drei Erhebungszeitpunkten sind deskriptiv in den Abbildungen 4 und 5 dargestellt.

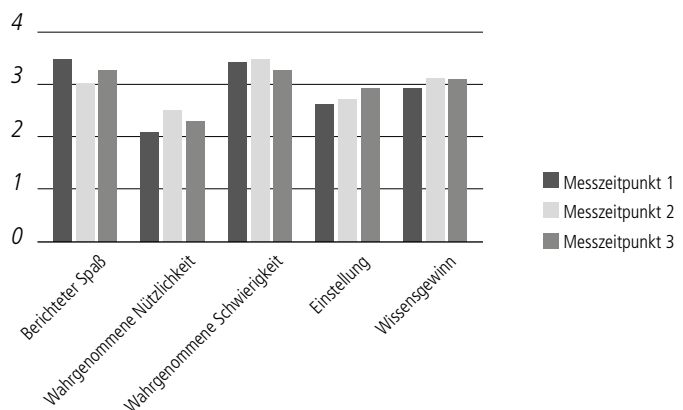


Abbildung 4: Ergebnisse der Befragung mit dem TEI in Bezug auf die Seminar-Outcomes zu den drei Messzeitpunkten (hohe Werte bei wahrgenommener Schwierigkeit indizieren eine geringe Schwierigkeit).

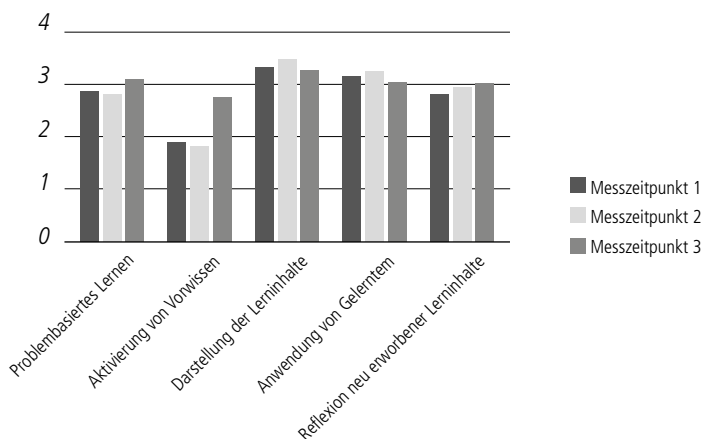


Abbildung 5: Ergebnisse aus der Befragung mit dem TEI in Bezug auf das Seminar-Design zu den drei Messzeitpunkten.

Insgesamt zeigt sich ein sehr positives Ergebnis für alle drei Zeitpunkte. Sowohl das Kameraführungs- und Schnitttechnikseminar als auch das gesamte Praxisprojekt hat den Studierenden Spaß gemacht. Zudem empfanden sie es als nützlich für das Studium und wiesen eine positive Einstellung gegenüber den vermittelten Themen sowie einen Wissensgewinn auf. Die Instruktionsprinzipien für die Gestaltung einer effektiven Lernumgebung wurden ebenfalls positiv bewertet. Lediglich in den Kameraführungs- und Schnitttechnikseminaren wurde wenig Vorwissen aktiviert. Dies ist jedoch nicht von Nachteil, da die Studierenden aufgrund der im Kameraführungs- und Schnittseminar vermittelten Inhalte diesbezüglich keine Vorerfahrung aufweisen mussten. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass das Praxisprojekt sehr positiv von den Studierenden aufgenommen wurde und diese ihre Kompetenzen, d. h. Fertigkeiten im Umgang mit Gruppenarbeit und Präsentation, sowie ihr Wissen in Bezug auf Diskriminierung und Stereotypisierung erweitern konnten.

Fazit

Die entstandenen Filme dienen gleichzeitig der Sensibilisierung einer internen und externen Öffentlichkeit und regen zum Nachdenken an, ohne mit erhobenem Zeigefinger zu agieren. Anders, als Voltaire in seinem für das Seminar titelgebenden Zitat „Prejudice are what fools use for reason“ nahelegt, veranschaulichen die Filme deutlich, dass das Thema Diskriminierung immer und überall präsent ist und jede/n betrifft. Die Studierenden wirken nicht nur als BotschafterInnen, sondern, wie eingangs beschrieben, als MultiplikatorInnen. Durch eine persönliche Identifikation mit Thema und Produkt sowie durch eine positive Gesamtevaluation kann eine nachhaltige Wirkung des Seminars auf die Studierenden angenommen werden.

Die theoretische Fundierung, der verhältnismäßig geringe finanzielle Aufwand (z. B. für das Honorar für ExpertenInnen zur Schnitttechnik) sowie ein überschaubarer Durchführungszeitraum bilden eine gute Basis für eine erneute Durchführung. Da, wie sich gezeigt hat, nur wenig bis kein Vorwissen bei den Teilnehmenden nötig ist, kann das Veranstaltungskonzept in- und auch außerhalb der Universität für verschiedenste Personengruppen angewendet werden und so zur Sensibilisierung beitragen.

Präsentation, Resonanz und Ausblick

Präsentiert wurden die Kurzfilme am Ende des Semesters Interessierten und eingeladenen ProfessorInnen, MitarbeiterInnen und Studierenden

sowie der Pressestelle der Universität. Die Filme sowie das Veranstaltungskonzept wurden wertgeschätzt. Im Anschluss an die Vorstellung der Filme wurde gemeinsam diskutiert, wie diese einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können, und es wurde besprochen, die Filme zukünftig im Rahmen der Hochschuldidaktik sowie in einführenden Informationsveranstaltungen zu Beginn des Studiums zu zeigen. Aktuell sind die Ergebnisse des Seminars über das Gender-Portal² der Universität Duisburg-Essen sowie über das Online-Portal des Zentrums für Kompetenzentwicklung und Diversity Management (KomDim³) abrufbar.

Literatur

- Avery, D. R., & McKay, P. F. (2010). Doing diversity right: an empirically based approach to effective diversity management. In G. P. Hodgkinson & J. K. Ford (Eds.), *International review of industrial and organizational psychology* (Vol. 25, pp. 227–252). London: Wiley-Blackwell.
- Brief, A. P., & Barsky, A. (2000). Establishing a climate for diversity: The inhibition of prejudiced reactions in the workplace. In G. R. Ferris (Ed.), *Research personnel and human resources management* (Vol. 19, pp. 91–129). Amsterdam, Netherlands: JAI.
- Brown, R. (2010). *Prejudice – Its Social Psychology*. West Sussex, UK: John Wiley & Sons.
- Crandall, C. S., & Eshleman, A. (2003). A justification-suppression model of the expression and experience of prejudice. *Psychological Bulletin*, 129(3), 414–446.
- Fiske, S. T., & Morling, B. A. (1996). Categorization. In A. S. Manstead & M. Hewstone (Eds.), *The Blackwell encyclopedia of social psychology* (pp. 94–98). Oxford: Blackwell.
- Heilman, M. E. (2001). Description and prescription: How gender stereotypes prevent women's ascent up the organizational ladder. *Journal of Social Issues*, 57(4), 657–674.
- Kirkpatrick, D. L. (1998). *Evaluating training programs: The four levels*. San Francisco: Berrett-Koehler Publishers.
- Merrill, M. D. (2002). First principles of instruction. *Educational Technology Research and Development*, 50(3), 43–59.
- Ritzmann, S., Hagemann, V., & Kluge, A. (2013). The training evaluation inventory (TEI) – Evaluation of training design and measurement of training outcomes for predicting training success, Vocations and Learning.
- Rusam, A., & Pfeiffer, J. (1992). „Der Student als Dozent: Die Methode „Lernen durch Lehren“ an der Universität“. In Udo O. Jung

² Vgl. www.uni-due.de/genderportal/lehre_filmprojektkomedia.shtml.

³ Vgl. [www.komdim.de/index.php?id=15&cHash=1373592615&tx_p2_komdim_pi3\[projectuid\]=28](http://www.komdim.de/index.php?id=15&cHash=1373592615&tx_p2_komdim_pi3[projectuid]=28).

- (Hrsg.), *Praktische Handreichung für Fremdsprachenlehrer*. Frankfurt, Main.
- Stangor, C. (2009). The Study of Stereotyping, Prejudice, and Discrimination within Social Psychology – A Quick History of Theory and Research. In T. D. Nelson (Ed.), *Handbook of Prejudice, Stereotyping, and Discrimination* (pp. 1–22). New York, NY: Psychology Press.
 - Wagner, U., & Farhan, T. (2008). Programme zur Prävention und Veränderung von Vorurteilen gegenüber Minderheiten. In L. E. Petersen & B. Six (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung Theorien, Befunde und Interventionen* (S. 238–282). Weinheim: Beltz.

Kontakt und Information

Sabrina Eimler, M. A., M. Sc.
 Universität Duisburg-Essen
 Sozialpsychologie – Medien
 und Kommunikation
 Forsthausweg 2
 47057 Duisburg
 sabrina.eimler@uni-due.de

Magdalena Zomerfeld

Wir haben MI(N)T gemacht!

Befragung ehemaliger Teilnehmerinnen der MINT-Schülerinnenprojekte an der Ruhr-Universität Bochum

Gendersensible Schulprojekte an der RUB

Mit dem Ziel, das Potenzial der Studienbewerber/innen zu entfalten, bietet die Ruhr-Universität Bochum (RUB) gendersensible Beratungsangebote, Informationsbroschüren und Workshops an. Noch bevor MINT hochschulpolitisch in aller Munde war, haben sich die technischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten der RUB in Schulprojekten für Mädchen engagiert. Seit den 90er Jahren laden wir gezielt Schülerinnen auf den Campus ein. Das große Engagement der Ruhr-Universität Bochum für Schülerinnen manifestiert sich zudem darin, dass sie als erste Hochschule Nordrhein-Westfalens Partnerin im bundesweiten Pakt „Komm, mach MINT“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung ist.

Parallel dazu motiviert die RUB (männliche) Schüler im Rahmen des Boys' Day, gesellschaftswissenschaftliche und sprachwissenschaftliche Fakultäten kennenzulernen.

Innerhalb dieser geschlechtersensiblen Projektlinien stehen zwei Aspekte im Fokus:

- Die Projekte bieten Rollenvorbilder und Identifikationsschablonen, die Jugendlichen eine Orientierung ermöglichen. Sowohl Informationsbroschüren, die erfolgreiche Akademikerinnen und Akademiker in „geschlechteruntypischen“ Berufsfeldern vorstellen, als auch der persönliche Kontakt zwischen Schülerinnen und Schülern sowie studentischen Mentorinnen und Mentoren stehen im Zentrum der Projekte. Aus der Beratungsperspektive wird Hilfe bei der Studienorientierung geboten.

- Die Projekte eröffnen Jugendlichen Handlungsspielräume und Erfahrungsräume, um sie in der Herausbildung einer Geschlechtsidentität zu unterstützen. Die Heranwachsenden bekommen die Chance, die Erfahrung zu machen, dass ihre Fähigkeiten und ihr Wissen nicht geschlechtergebunden sind, wodurch sie sich als aktiv und kompetent erleben.

Charakteristisch für die MINT-Schülerinnenprojekte waren und sind verschiedene Maßnahmen und Broschüren zur Unterstützung der Schülerinnen bei ihrer Studienwahl. Mit Workshops, Schnuppervorlesungen, Laborführungen, Werkstattbesichtigungen sowie weiteren Mitmachaktionen bieten die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fakultäten einen Einblick in Wissenschaft und Forschung. Die unterschiedlichen Workshops werden durch Studienberatungsangebote flankiert. Zudem werden in den Projekten insbesondere weibliche Wissenschaftlerinnen und Studentinnen vorgestellt, um eine höhere Identifikation der Schülerinnen mit der Forschung zu ermöglichen. 1993 initiierten Studentinnen der Fakultät für Elektro- und Informationstechnik die erste Schülerinnenprojektwoche¹. Im Laufe der Jahre ergänzten die weiteren ingenieurwissenschaftlichen Fakultäten dieses Angebot. Nach und nach verwirklichten auch die Naturwissenschaften weitere Projekte, wie die Projektwoche der Fakultät Physik und Astronomie². 2002 startete das Gleichstellungsbüro der RUB³ die Koordination der fakultätsübergreifenden MINT-Projekte: Girls' Day, MINT-Sommerprojektwoche sowie das Mailmentoring Plus. Seit dem Jahr 2009 ist die Koordination dieser drei Projekte im Dezernat 2 „Studierendenservice und Interna-

¹ Vgl. www.ruhr-uni-bochum.de/pressemitteilungen-1996/msg00158.html.

² Vgl. www.ruhr-uni-bochum.de/pressemitteilungen-2002/msg00197.html.

³ Vgl. www.ruhr-uni-bochum.de/pressemitteilungen-2002/msg00092.html.

tional Office“ angesiedelt, was dem Selbstverständnis Rechnung trägt, Gleichstellungsarbeit als Querschnittsaufgabe der Hochschule wahrzunehmen.

Neben den geschlechtersensiblen Projektklinien sind alle zentralen und dezentralen Schulprojekte ein Teil der „Jungen Uni“, die unter einem Dach Schulprojekte bündelt, welche an der RUB angeboten werden⁴. Zielsetzung aller Junge Uni-Projekte ist es, eine Orientierung bei der Studienwahl durch eigenes Erleben zu ermöglichen sowie eine fundierte Studienberatung zu gewährleisten.

Rückmeldungen der Teilnehmerinnen aus MINT-Schülerinnenprojekten

Im Rückblick auf die vielen Schülerinnenprojekte in den Ingenieur- und Naturwissenschaften hat die Ruhr-Universität Bochum 2013 insgesamt 1.117 ehemalige Teilnehmerinnen befragt, welchen Einfluss die Teilnahme an den Projekten rückblickend auf ihre Studien- und Berufswahl hatte. Angesprochen waren die Teilnehmerinnen aus den verschiedenen Projekten für Mädchen. Mit offenen Fragen in einem schriftlichen Interview wurden die ehemaligen Teilnehmerinnen der MINT-Projekte um ihre persönliche Einschätzung gebeten. Die Teilnahme an der Umfrage war sowohl elektronisch als auch postalisch anonym möglich. Insgesamt 83 junge Frauen haben die Interviewfragen beantwortet und an die RUB zurückgemeldet. Zum Zeitpunkt der Befragung besuchten 48 % noch die Schule, 12 % der Frauen haben bereits ein Studium im MINT-Bereich begonnen, 4 % haben ein Studium absolviert und sind in der MINT-Branche tätig.

Zwanzig Interviews sind auf einer Webseite⁵ erschienen, um Schülerinnen von heute zu zeigen, wie gewinnbringend die Teilnahme an einem MINT-Projekt ist. Im Folgenden werden Interviewpassagen exemplarisch vorgestellt.

Die Interviewten loben insbesondere die praktischen Einblicke in die Fächer. Sie zeigen sich begeistert über die Experimente und Übungen, die sie im Rahmen des jeweiligen Projekts erlebt haben:

„Mir ist besonders der Versuch der Werkstoffwissenschaften mit dem Formgedächtnis-Draht in Erinnerung geblieben.“⁶

„Ich durfte selbst mitarbeiten. Wir hatten Steine, Kiesel, Sand und Wasser zur Verfügung und einen Behälter. Wir sollten den Behälter so füllen, dass kaum Freiräume entstehen und am Ende das Gewicht minimal ist.“⁷

„Mein Highlight in der Sommerprojektwoche war ein Experiment im Bereich der Elektrotechnik. Erst wurden die Schallverteilungen in Räumen am Computer simuliert, danach schauten wir uns

einen richtig schallisolierten Raum an und experimentierten in einem Tonstudio mit verschiedenen Soundsystemen und Frequenzen. Das hat mir damals sehr viel Spaß gemacht und ist bis heute hängen geblieben.“⁸

Auch erinnern sich die Befragten an die fachlichen Inhalte und geben an, dass ihr Interesse am Thema gestiegen ist:

„Durch die Teilnahme an einem Workshop beim Girls' Day an der RUB habe ich vor allem gelernt, wie facettenreich die Physik ist und auf wie viele Lebensbereiche sie Einfluss nimmt und welche Rolle sie vor allem in der Medizin spielt, insbesondere bei der Diagnose bestimmter Krankheiten.“⁹

„Ich habe durch die Teilnahme nicht nur gelernt, dass Physik viel Spaß machen kann, sondern auch den Mut bekommen, mich mehr in dieses Thema hinein zu tasten. Außerdem kann ich nun mit Sicherheit sagen, dass auch Frauen gut in Physik sind.“¹⁰

Viele der Befragten sehen einen Gewinn darin, Kontakte zu Studierenden und gleichgesinnten Schülerinnen geknüpft zu haben. Einige haben in den Projekten Freundschaften geschlossen:

„Andere interessierte Schülerinnen zu treffen und festzustellen, dass man als Mädchen ganz und gar nicht alleine im naturwissenschaftlichen Bereich ist, das waren meine Highlights im Projekt.“¹¹

„Heute studiere ich zusammen mit einer Teilnehmerin von damals.“¹²

„Außerdem habe ich durch das Projekt einen lieben Freund gewonnen, der mir auch nach drei Jahren Mailmentoring noch mit Rat und Tat zur Seite steht.“¹³

Einige Schülerinnen haben durch die Teilnahme an einem MINT-Projekt ihre Kurswahl zugunsten eines naturwissenschaftlichen Fachs getroffen:

„Durch das Projekt habe ich Biologie als Leistungskurs im Abitur gewählt.“¹⁴

„Das Projekt hat mein Interesse für Geographie geweckt und mich dazu bewogen, dies nun als Abiturfach zu wählen.“¹⁵

Die Befragten haben dank der Projektteilnahme die Universität und das Studienfach kennengelernt und sind im Entscheidungsprozess zur Studienwahl weitergekommen. Teilweise geben sie an, dass sie ihre Vorbehalte gegenüber einem MINT-Fach abbauen konnten und durch die Teilnahme ermutigt wurden, einen Studiengang im MINT-Bereich für sich in Betracht zu ziehen. Sie geben auch an, dass sie ihren Studienwunsch durch die Teilnahme revidiert haben oder ihr MINT Interesse bestätigt sahen:

„Ich habe nach dem Abitur mit dem Studium der Mathematik (mit Nebenfach Physik) begonnen. Ich schreibe gerade meine Masterarbeit und

⁴ Vgl. www.rub.de/jungeuni.

⁵ Vgl. www.rub.de/jungeuni/mint-erleben.

⁶ Teilnehmerin der Girls' Week im Jahr 2006.

⁷ Teilnehmerin des Schülerinnen-Projektworkshops in den Ingenieurwissenschaften in den Jahren 2004 und 2007.

⁸ Teilnehmerin der MINT-Sommerprojektwoche im Jahr 2007.

⁹ Teilnehmerin des Girls'Days im Jahr 2011.

¹⁰ Teilnehmerin des Girls'Days im Jahr 2010.

¹¹ Teilnehmerin der Girls'Days in den Jahren 2006 und 2007.

¹² Teilnehmerin der MINT-Sommerprojektwoche im Jahr 2010.

¹³ Teilnehmerin des Mailmentoring Plus seit dem Jahr 2010.

¹⁴ Teilnehmerin der MINT-Sommerprojektwoche in den Jahren 2002 und 2003.

¹⁵ Teilnehmerin des Girls'Days im Jahr 2010.

werde zum Sommersemester 2013 ins Berufsleben einsteigen.“¹⁶

„Durch die Teilnahme wurden mir die Ängste vor MINT-Fächern genommen. Es hat mich auch ermutigt, solche Fächer bei der Studienwahl in Betracht zu ziehen.“¹⁷

„Die Projekte haben mir verdeutlicht, dass ich unbedingt Physik studieren möchte, obwohl in der Schule oft ein negatives Bild der Physik vermittelt wird. Des Weiteren hat es mir in gewisser Weise die Angst vor dem Studium genommen.“¹⁸

„Ich habe mich dazu entschieden, an der Ruhr-Universität Bochum zu studieren. Mein ursprünglicher Studienwunsch war Psychologie. Ich habe dann aber gemerkt, dass mir ein technisches Studium mehr Spaß machen würde. Nachdem ich 2005 an der Sommerprojektwoche teilgenommen hatte, stellte ich fest, dass mich Chemie sowie der Studiengang Angewandte Informatik sehr interessierten. Ich habe dann 2006 noch einmal an der Sommerprojektwoche teilgenommen und mich danach für den Studiengang Angewandte Informatik entschieden, weil ich mir gut vorstellen konnte, in der IT-Branche zu arbeiten oder zu forschen.“¹⁹

„Die Veranstaltung hat mich in meinem damaligen Vorhaben, etwas aus dem MINT-Bereich zu studieren, bestärkt. Und nun habe ich mein Physikstudium an der RUB abgeschlossen.“²⁰

Ausblick

Die Webseite mit den Umfrageergebnissen zeigt Schülerinnen von heute, dass sie durch die Teilnahme an MINT-Projekten in vielfältiger Weise profitieren können, und ermutigt sie, frühzeitig die Angebote zur Studienwahl zu nutzen. Heute und künftig finden interessante MINT-Schülerinnenprojekte auf dem Campus der RUB statt. Seit der Initiierung der MINT-Schülerinnenprojekte wächst das Angebot für Schulen kontinuierlich in allen Fakultäten. Somit haben die positiven Erfahrungen aus den MINT-Projekten auch den Weg für die Entwicklung einer Vielfalt und Vielzahl an Schulprojekten geebnet. Seit 2010 präsentiert die RUB geschlossen alle Schulprojekte unter dem Namen „Junge Uni“²¹ und intensiviert ihr Engagement in der Begleitung der Studienwahl. Das Konzept von aufeinander aufbauenden Projekten ist einzigartig: Von der Grundschule bis zum Abitur werden Kinder und Jugendliche, die ihrer Neugier und ihrem Forschungsdrang folgen und sich frühzeitig für ihre Zukunft orientieren, auf den Campus der RUB eingeladen.

¹⁶ Teilnehmerin des Schülerinnenprojektworkshops der Ingenieurwissenschaften und des Mailmentoring Plus im Jahr 2007.

¹⁷ Teilnehmerin der MINT-Sommerprojektwoche im Jahr 2011.

¹⁸ Teilnehmerin des Girls'Days im Jahr 2008 und des Mailmentoring Plus im Jahr 2009.

¹⁹ Teilnehmerin der MINT-Sommerprojektwoche in den Jahren 2005 und 2006.

²⁰ Teilnehmerin der Girls'Days in den Jahren 2002 und 2003.

²¹ Vgl. www.rub.de/jungeuni.

Kontakt und Information

Magdalena Zomerfeld,
Kordinatorin der Umfrage
Ruhr-Universität Bochum
Dezernat 2,
Abteilung Junge Uni
Arbeitsschwerpunkt: Koordination von Schulprojekten
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
Tel.: (0234) 32-23360
magdalena.zomerfeld@uv.rub.de
www.ruhr-uni-bochum.de/jungeuni

Ulrike Schildmann

Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen

Abschiedsvorlesung am 03.02.2014 an der TU Dortmund



Prof. Dr. Ulrike Schildmann (Mitte) mit Gästen ihrer Abschiedsvorlesung (Fotos: Anne Schlüter).

Liebe Gäste, ich freue mich, Sie zu meiner Abschiedsvorlesung begrüßen zu dürfen. Ich habe an der Universität Dortmund im Sommersemester 1996 eine Antrittsvorlesung gehalten und möchte – u. a. deshalb – auch eine Abschiedsvorlesung halten, und zwar in dem Hörsaal, in dem ich seit etwa 25 Semestern – in unterschiedlichen kollegialen Konstellationen und mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunktsetzungen – die Vorlesung „Allgemeine und geschlechterspezifische Grundlagen der Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung“ gehalten habe.

Für eine Abschiedsvorlesung habe ich mich auch entschieden, weil ich noch einmal deutlich machen möchte, wie wichtig mir die Hochschullehre ist, nicht wichtiger als die Forschung, aber auch nicht unwichtiger. Ich habe immer wieder erfahren, wie sich Lehre und Forschung gegenseitig positiv beeinflussen und wie vor allem auch Forschungsthemen aus den Erfahrungen in der Lehre erwachsen können. Das betone ich an dieser Stelle, weil ich zu denjenigen gehöre, die – hochschulpolitisch gesehen – über Forschungsrichtungen und Forschungsprioritäten gern im Zusammenhang mit den Inhalten der universitären Lehre und nicht unabhängig von diesen nachdenken. Aber auf die hochschulpolitische Ebene möchte ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen; denn ich glaube, dass – im Zusammenhang mit einer Abschiedsvorlesung – mehr Interesse

an wissenschaftlichen Inhalten als an aktuellen hochschulpolitischen Positionierungen besteht. Deshalb werde ich mich im Folgenden auf die Inhalte meines Fachgebietes konzentrieren. Mit dem Titel der Vorlesung „Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht: gestern – heute – morgen“ ist die Frage verbunden,

- wie die Forschung dieses speziellen Fachgebietes entstanden und zeitgeschichtlich einzuordnen ist,
- wo wir heute stehen und
- welche Perspektiven für die Zukunft vorstellbar sind.

I. Gestern

Die Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht hatte drei wichtige Ausgangspunkte:

1. Aufmerksamkeit für die Lebensbedingungen behinderter Frauen im Zuge der Frauenbewegung und der beginnenden feministischen Frauenforschung ab Mitte der 1970er Jahre;
2. Kritik an der Koedukation und Reflexion der Situation von Lehrerinnen und Schülerinnen an Schulen im Zuge der feministischen Lehrerinnenbewegung und Lehrerinnenforschung ab Ende der 70er Jahre;
3. Politische (Selbst-)Reflexionen behinderter Frauen im Zuge der Ende der 70er Jahre

entstandenen „Krüppelbewegung“ (Behinderten- und selbstbestimmt-leben-Bewegung) und im Rahmen des Internationalen UNO-Jahres der Behinderten 1981.

Punkt 1 möchte ich etwas ausführlicher erläutern, da er meinen eigenen Werdegang betrifft; die Punkte 2 und 3 werde ich etwas kürzer kommentieren.

Zu Punkt 1: Als ich im Anschluss an mein Studium (1971–1976) mit meinem Promotionsprojekt begann, konnte ich gewiss sein, dass das von mir gewählte Thema „Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung. Aspekte der gesellschaftlichen Unterdrückung behinderter Frauen“ zuvor noch nicht von anderen Personen wissenschaftlich bearbeitet worden war. Ich selbst war im Rahmen meiner Diplomarbeit über das System der beruflichen Rehabilitation behinderter Menschen in der Bundesrepublik Deutschland auf dieses Thema oder, besser gesagt, auf diese Forschungslücke gestoßen und nahm mir vor, die damals gerade entstandene sozialwissenschaftliche Forschung über „Weibliche Lebenszusammenhänge“ (vgl. Prokop 1977) in Beziehung zu setzen zu den gesellschaftlichen Konstruktionen von Behinderung, die in den 70er Jahren ebenfalls kritisch reflektiert wurden (vgl. exemplarisch Jantzen 1974). Wie gesagt, ich stieß auf eine Forschungslücke! Die Ansatzpunkte waren irritierend und aufschlussreich zugleich; ich nenne drei Beispiele:

Auf der Ebene der statistischen Erhebungen über behinderte Menschen wurde ich damals vor allem bei den Mikrozensus-Untersuchungen fündig. Diese wiesen den Frauenanteil unter den behinderten Menschen in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) folgendermaßen aus:

1962 = 23,3%; 1966 = 31,2% und 1976 = 48,5% (vgl. Schildmann 1983, 42). Diese rasante Veränderung des statistischen Frauenanteils an der Gesamtgruppe der behinderten Menschen deutete darauf hin, dass die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für Behinderung in den 60er Jahren noch stark orientiert war an männlichen Lebens- und Arbeitsverhältnissen in der Folge des Ersten und des Zweiten Weltkrieges; denn vor diesem Hintergrund entstanden das Schwerbeschädigtenrecht und das System der beruflichen Rehabilitation behinderter Menschen, die beide – in Verbindung miteinander – an versehrten/schwerbeschädigten Männer orientiert waren und damit auf männliche Erwerbstätigkeit, vor allem in der Industrie; wogegen weibliche Lebensverhältnisse, vor allem die Leistung von familiärer Reproduktionsarbeit (Hausarbeit) außer Acht blieben, d. h. als gesellschaftlich uninteressant erschienen. Die statistischen Anteile von Frauen und Männern an der Gesamtgruppe der behinderten Bevölkerung

näherten sich, wie an den Daten von 1976 zu sehen ist, erst einander an, nachdem das *Schwerbeschädigtenrecht* 1974 reformiert worden war. In diesem Zuge wurde für die Anerkennung einer *Schwerbehinderung* das Kausalitätsprinzip durch das Finalitätsprinzip abgelöst (vgl. zur Geschichte Schildmann 2000). Wenn man diese historische Entwicklung berücksichtigt, verwundert es nicht, dass auch die wissenschaftliche Forschung auf diesem Feld, soweit sie überhaupt betrieben wurde, bis in die 70er Jahre hinein extrem männlich orientiert war. Ich fand damals als Beispiel eine große Repräsentativuntersuchung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Autor Christian Brinkmann, die 1973 unter dem Titel „Minderung der Erwerbsfähigkeit (Behinderung) und Berufsverlauf“ publiziert wurde, eine interessante Studie, in der 70.000 behinderte Menschen interviewt worden waren – aber erst bei näherem Hinsehen war festzustellen, dass es sich bei den Probanden ausschließlich um Männer handelte. Repräsentativ? Vielleicht, aber nur im Sinne einer männlichen Geschlechterpolitik. Gestützt wurde diese Politik durch ideologische Grundhaltungen, wie sie im folgenden Beispiel in einer Publikation der Deutschen Akademie für medizinische Fortbildung (Autor E. Schubert) zu finden war. Da hieß es 1973 zur beruflichen Rehabilitation von Frauen: „Denken Sie an die vielen Frauen, die eine besondere Berufsausbildung oder Umschulung beanspruchen und bei denen Sie nie wissen, ob der erstrebte Beruf jemals später ausgeübt wird, weil die Frauen lieber ihren Haushalt versorgen“ (Schubert 1973, zit. n. Schildmann 1983, 90f.) – Dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung selbst fiel übrigens die gesellschaftliche Schiefelage seiner Repräsentativuntersuchung auf (vgl. Schildmann 1983, 86); eine wissenschaftliche Auftragsuntersuchung über Frauen in der beruflichen Rehabilitation wurde aber erst Mitte der 80er Jahre an das Institut Frau und Gesellschaft in Hannover vergeben; die Veröffentlichung der Ergebnisse erfolgte 1988, also 15 Jahre nach der Publikation über die Berufsverläufe behinderter Männer. Soweit zur Ausgangssituation der kritischen Erforschung der Lebensbedingungen behinderter Frauen in Deutschland aus meiner persönlichen Wahrnehmung.

Zu Punkt 2: Die Kritik an der Koedukation von Jungen und Mädchen setzte in der BRD Ende der 70er Jahre ein und zwar als eine – wenn auch relativ späte – Reaktion auf die 1965 offiziell eingeführte Koedukation an Gymnasien und Realschulen, die weitgehend als Anpassung der Mädchenbildung an die Jungenbildung angelegt war und ohne jede wissenschaftliche Begleitforschung eingeführt wurde. Die Reflexion über

die Situation von Lehrerinnen und Schülerinnen an Schulen entstand im Zuge der feministischen Lehrerinnenbewegung und -forschung und umfasste nicht nur die weiterführenden Schultypen Gymnasium und Realschule, sondern das gesamte Schulsystem, also auch Grundschul- und Sonderpädagogik; spätestens seit dieser Zeit und in diesem Rahmen wurden auch

- die bis heute auffälligen quantitativen Ungleichheitsverhältnisse zwischen Jungen und Mädchen an Sonderschulen kritisch beleuchtet (vgl. Abé/Prengel 1979),
- die Lebensbedingungen insbesondere lernbehinderter Mädchen untersucht (vgl. Rohr 1982; Prengel 1982, 1984) und
- die Koedukation auf diesem Feld praktisch zu beeinflussen versucht (vgl. Prengel 1980, Rohr 1980).

Das bedeutet, neben der Analyse der Lebens- und Arbeitsverhältnisse behinderter Frauen wurde – im Zuge der Frauenbewegung und beginnenden Frauenforschung – auch die wissenschaftliche Reflexion über die Sozialisation (lern-)behinderter Mädchen = „Schulversagerinnen“ (Prengel 1984) angestoßen.

Zu Punkt 3: Den dritten wichtigen Ausgangspunkt für das einsetzende Interesse an der Erforschung der *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht* bildeten die politischen (Selbst-)Reflexionen behinderter Frauen im Rahmen der Ende der 70er Jahre entstandenen „Krüppelbewegung“ (Behinderten- und selbstbestimmte-leben-Bewegung) und des von der UNO ausgerufenen Internationalen Jahres der Behinderten 1981. Thematische Schwerpunkte waren die Sozialisation behinderter Mädchen und gesellschaftlichen Problemlagen behinderter Frauen aus autobiografischer Sicht zumeist körperlich behinderter Frauen, wobei der Titel des 1985 herausgegebenen Buches „Geschlecht: behindert – besonderes Merkmal: Frau“ (Ewinkel u. a. 1985) die gesellschaftliche Abwehr der Reproduktionsfähigkeit behinderter Frauen auf den Punkt brachte und dadurch – übrigens bis heute – politisch provoziert.

Diese *drei Stränge* bildeten die Plattform für differenziertere sozialwissenschaftliche Analysen der *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht*. Diese waren zunächst weitgehend orientiert an den betroffenen bzw. beteiligten Personengruppen:

- behinderte Frauen und Mädchen/Schülerinnen
- Lehrerinnen/Pädagoginnen
- außerdem Mütter behinderter Kinder.

Eine kritische Jungen- und Männerforschung in unserer Disziplin entstand erst 10 bis 15 Jahre später als die beschriebene Frauenforschung.

II. Vom Gestern zum Heute oder: Von der gesellschaftlichen Ignoranz gegenüber behinderten Frauen und Mädchen zur Aufmerksamkeit für die Verschiedenheit der Geschlechter

Auch in diesem Abschnitt konzentriere ich mich auf drei Punkte:

1. Ausdifferenzierung der empirischen Forschung über Lebensbedingungen behinderter Frauen und Mädchen, über Jungen und Mädchen mit sonderpädagogischem Förderbedarf und über Frauen und Männer in sonderpädagogisch relevanten Berufen
2. Geschlechterdimensionen in der Integrativen (heute: inklusiven) Pädagogik
3. Theorieentwicklung über grundlegende Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht

Zu Punkt 1: Nachdem die „besondere“ Situation behinderter Frauen etwa ab 1980 eine bestimmte politische und wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hatte, ging es in den Folgejahren darum, die Forschung thematisch *auszudifferenzieren*, womit insbesondere auch die Problemlagen geistig behinderter Frauen und Mädchen in den Blick genommen wurden und damit, auf der thematischen Ebene, vor allem auch die Frage der neuen Eugenik. Zu verweisen ist hier auf die Debatten gegen die (Zwangs-)Sterilisation behinderter Frauen, deren rechtliche Grundlage, das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von 1934, nach dem Ende des Nationalsozialismus keineswegs abgeschafft, sondern nur ausgesetzt worden war. Sterilisationen behinderter Mädchen und Frauen blieben bis zur gesetzlichen Regelung im Betreuungsgesetz von 1990 an der Tagesordnung und in der totalen Grauzone und wurden erst ab Mitte der 80er Jahre durch einen politischen Fernsehbeitrag schlagartig öffentlich. Daraufhin setzte die Debatte ein, ob in der BRD eine gesetzliche Regelung der Sterilisation behinderter Menschen überhaupt sinnvoll und notwendig sei. Vor diesem Hintergrund entstand eine weitreichende Debatte über Gewalt gegen behinderte Frauen, die ihren Niederschlag auch in der Forschung fand, deren Ergebnisse wiederum zu politischen Konsequenzen im Sinne der betroffenen Frauen führen sollten. Ich nenne exemplarisch die von Aiha Zemp und Erika Pircher erste deutschsprachige Studie über sexuelle Ausbeutung behinderter Frauen und Mädchen (1996) und die von Julia Zinsmeister herausgegebene Schrift „Sexuelle Gewalt gegen behinderte Menschen und das Recht“ (2003). In diesem Zusammenhang erwähne ich schließlich die jüngst durchgeführte, für Deutschland repräsentative,

empirische Studie über „Gewalt gegen Frauen mit Behinderungen in Deutschland“ von Claudia Hornberg und Monika Schröttle, Universität Bielefeld. An dieser empirischen Untersuchung nahmen mehr als 1.500 behinderte Frauen teil. Die 2012 vorgestellten Ergebnisse werden nun sukzessive in politische Maßnahmen der Gewaltprävention und -intervention überführt.

In meinem eigenen Arbeitsbereich, der „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik“ an der Universität/TU Dortmund, konnten wir auf der Ebene der empirischen Forschung über behinderte Frauen von 2001 bis 2003 ein Forschungsprojekt durchführen (gefördert vom Wissenschaftsministerium NRW), das sich mit *Prozessen der Herstellung von Identität unter widersprüchlichen Lebensbedingungen* beschäftigte, hier speziell bei körperbehinderten Mädchen und jungen Frauen, und dessen Ergebnisse anschließend in die Dissertation von Bettina Bretländer eingingen (vgl. Bretländer 2007). Eine andere Dissertation, die in unserem Arbeitszusammenhang entstand, beschäftigte sich mit der *Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung* (vgl. Kathrin Römisch 2010/2011). Beide Arbeiten machen deutlich, dass die Persönlichkeitsentwicklung behinderter Frauen und Mädchen mit besonders hohen und gleichzeitig widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen und mit verschiedensten Hürden, insbesondere institutioneller Art, konfrontiert ist, vor allem verglichen mit nichtbehinderten Mädchen/jungen Frauen.

Ein anderes Forschungsprojekt und eine Dissertation, in denen es nicht um behinderte Menschen selbst, sondern um die an unserer Disziplin beteiligten Personengruppen ging, untersuchte empirisch „Geschlechterverhältnisse in (akademischen) pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen unter besonderer Berücksichtigung der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaft“, um konkrete Ansatzpunkte für die Erhöhung des Anteils (männlicher) Pädagogen in unseren Studiengängen zu ermitteln (wiederum über das Netzwerk Frauenforschung NRW vom Wissenschaftsministerium NRW gefördert, 2004 bis 2006; vgl. in der Folge auch die Dissertation von Sebastian Möller-Dreischer 2010; vgl. auch Schildmann 2006). An dieser Stelle sei aber auch ein weiteres Dissertationsprojekt erwähnt, mit dem ich auch gleichzeitig überleite in

Punkt 2 dieses Gegenwarts Kapitels, die Geschlechterdimension in der Integrativen (heute: inklusiven) Pädagogik. Es handelte sich bei diesem Projekt um die empirische Erforschung der Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht aus Sicht von Lehrerinnen in der

Integrationspädagogik (vgl. Claudia Nagode 2002). Ich selbst hatte vor meiner Zeit in Dortmund auf diesem Gebiet eine empirische Studie zur Erzieherinnenarbeit in integrativen Kindertagesstätten (Schildmann 1989; Schildmann/Völzke 1994) durchgeführt und eine theoretische Grundlegung zum Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht in der Integrationspädagogik entworfen (Schildmann 1996), dann aber – aus heutiger Sicht leider – die integrationspädagogische Praxis selbst nicht weiter empirisch untersucht. Das hatte für mich persönlich verschiedene Gründe, von denen ich hier folgende nenne: Nach Eintritt in die Universität Dortmund bekam ich sehr schnell Gelegenheit, an zwei sehr unterschiedlichen interdisziplinären Forschungszusammenhängen mitzuarbeiten: an dem Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ der Universität Dortmund und an der DFG-Forschungsgruppe zur „Normalismusforschung“, an deren Gründung ich jeweils beteiligt war und in denen Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht von interdisziplinärem Interesse waren (aber jeweils auf sehr unterschiedliche Weise). Die Integrationspädagogik dagegen, die mir immer sehr am Herzen lag, konnte ich in diese Strukturen zwar einbringen, aber sie nahm nicht Platz 1, sondern nur Platz 2 in der Fokussierung der Forschungsaktivitäten ein. D. h. sie spielte für mich immer eine wichtige Rolle, nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Forschung, die aber durch den Fokus der Konstruktionen von Behinderung und Geschlecht eingerahmt und dominiert wurde.

Damit komme ich zu *Punkt 3* meiner Darstellung des Gegenwartsraumes, zur *Theorieentwicklung* über grundlegende *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht*, und zwar im Rahmen zweier DFG-Projekte, die auch empirisch angelegt waren, die aber darüber hinaus den Anspruch hatten, wie dies von der DFG erwartet wird, theoretische Grundlagenforschung zu betreiben.

Das erste Projekt fand, wie schon erwähnt, im Rahmen einer DFG-Forschungsgruppe zur Normalismusforschung statt (der Projektarbeit vorausgegangen war die Publikation von Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, 1997); die Aufgabe der von mir geleiteten Arbeitsgruppe bestand in der Erforschung von Zusammenhängen zwischen *Normalität, Behinderung und Geschlecht*; das zweite, um die Jahreswende 2013/14 abgeschlossene DFG-Projekt, ein Einzelprojekt, beschäftigt sich mit *Verhältnissen zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne*.

Ich möchte einzelne Ergebnisse vorstellen, die uns in den beiden DFG-Projekten überrascht

haben und für die Theoriebildung grundlegend sein dürften:

Zunächst zur Normalismusforschung – ich beginne mit historischen Aspekten (vgl. Weinmann 2003) und komme dann zur Gegenwart:

- Die gesellschaftliche Diskursstrategie der Normalität, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa mit der Entwicklung der Statistik herausbildete, war von Anfang an auch in den Diskursen der damals entstehenden wissenschaftlichen Heilpädagogik wiederzufinden (vgl. Georgens und Deinhardt 1861/63). Das konnten wir im Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen feststellen. Damit setzte übrigens in der Heilpädagogik die Theorie-Diskussion über Normalität etwa 100 Jahre früher ein als die Theorie-Diskussion über Behinderung, die wir bis heute führen.
- Aufschlussreich und unerwartet für unsere Forschungsgruppe war aber auch, dass Georgens und Deinhardt von Anfang an eine flexibel normalistische Diskursstrategie verfolgten, d.h. sie trennten nicht scharf zwischen Normalität und Abweichung, wie dies charakteristisch für den Protonormalismus ist. Die protonormalistische Normalitätsstrategie kam in der Heilpädagogik im engeren Sinne erst bei Heinrich Hanselmann um 1930 zum Tragen, als dieser versuchte, die Heil- bzw. dann Sonderpädagogik als universitäre Disziplin zu etablieren, vor allem in Abgrenzung gegenüber der allgemeinen Erziehungswissenschaft. Damit stellte sich heraus: Der Protonormalismus war nicht unbedingt auf allen gesellschaftlichen Feldern historischer Vorgänger des flexiblen Normalismus, sondern ggf. erst dessen Nachfolger (vgl. Weinmann 2003). Beide zentralen Strategien des Normalismus, Protonormalismus und flexibler Normalismus, konnten aber in der Geschichte der Heil- und Sonderpädagogik nachgewiesen werden.
- Auf dieser Basis war es für die Forschungsgruppe ähnlich überraschend zu sehen, dass sich in der Pädagogik, 100 Jahre nach Georgens und Deinhardt, mit der bereits mehrfach erwähnten „Integrationspädagogik“, d.h. der gemeinsamen Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder, eine ganz andere Diskursstrategie etablierte, die sich bewusst von jeglichen Normalitätskonstruktionen abwandte und statt proto- bzw. flexibel normalistischen Strategien ein transnormalistisches Theoriegebäude entwarf. Sabine Lingenauber (2003) hat dies an den Werken der Integrationspädagogen Hans Eberwein und Georg Feuser (jeweils 1970 bis 2000) inhaltsanalytisch nachgewiesen.
- Meine eigene Perspektive in diesem Projekt schließlich war darauf ausgerichtet, gesell-

schaftliche Verhältnisse zwischen Normalität und Behinderung im Zusammenhang mit geschlechterspezifischen Normalitätskonstruktionen zu untersuchen und damit die Wechselwirkungen zwischen *Normalität*, *Behinderung* und *Geschlecht* sichtbar zu machen (vgl. Schildmann 2004). Ich habe die Werke der Lernbehindertenpädagogin Barbara Rohr (1972 bis 2000) und der Integrationspädagogin Annedore Prengel (1979 bis 2000) inhaltsanalytisch untersucht, in denen, anders als bei den meisten Vertreterinnen und Vertretern unserer Disziplin, nicht nur die Kategorie Behinderung, sondern ebenso die Kategorie Geschlecht eine durchgängig sichtbare Rolle spielen. In beiden Werken stellte sich das gesellschaftliche Basisnormalfeld der Leistung als wichtigstes Diskursfeld heraus, auf dem die Kategorien Behinderung und Geschlecht an sich ganz unterschiedliche Rollen spielen, aber, wie dies an der sozialen Lage behinderter Frauen nachzuweisen ist, in Wechselbeziehung miteinander treten und sich ggf. negativ potenzieren. Für unsere Disziplin überraschend war dieses Ergebnis deshalb, weil sich für das Verhältnis zwischen Normalität und Behinderung das Basisnormalfeld Leistung als zentral erwies – und nicht Gesundheit und Intelligenz, wie dies häufig angenommen wird.

Ähnlich wie in dem Normalismus-Projekt haben wir auch in dem gerade beendeten DFG-Projekt über „Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne“ interessante und z.T. überraschende Ergebnisse vorzuweisen, von denen hier folgende zu nennen sind:

- In einer Pilotstudie über „Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren. Unter besonderer Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht“ wurde von Dana-Kristin Marks (2011) untersucht, welche Kriterien in Deutschland dafür herangezogen werden, dass bestimmte Jungen und Mädchen bereits von Geburt bzw. frühester Kindheit an als behindert definiert werden. Die Ergebnisse zeigen: Die Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren enthalten rasante Dynamiken, die sich einerseits auf die Zusammensetzung der als behindert definierten Kinder nach gesundheitlichen Schädigungs- bzw. sogenannten Behinderungsarten beziehen und die, in Verbindung damit, andererseits eine nicht zu übersehende Dynamik der Geschlechterkonstellationen unter den betreffenden Kindern hervorbringen: Wird am Lebensanfang nur eine leicht erhöhte Betroffenheit von Krankheit und gesundheitlicher Auffälligkeit bei Jungen festgestellt (Jungen knapp 55 Prozent, Mäd-

chen etwa 45 Prozent), so beträgt bereits im Kindergartenalter der Jungenanteil unter den Kindern, die wegen einer Behinderung „soziale Eingliederungshilfe“ erhalten, etwa 2/3 gegenüber 1/3 Mädchen.

- Unter Bildungsaspekten betrachtet, manifestiert sich das beschriebene quantitative Ungleichverhältnis unter den behinderten Kindern bereits im Kindergartenalter und bleibt über die gesamte Schulzeit hinweg unter den Jungen und Mädchen mit „sonderpädagogischem Förderbedarf“ bestehen. Während also bis zum Ende der Schulzeit Jungen mehr als Mädchen durch sonderpädagogischen Förderbedarf auffallen, wendet sich das Blatt der Benachteiligung mit dem Übergang von der Schule in den Beruf vor dem Hintergrund der Strukturen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, einschließlich des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes, zu Ungunsten junger Frauen gegenüber jungen Männern. Über das frühe und mittlere Erwachsenenalter hinweg sind behinderte Frauen stärkeren sozialen Benachteiligungen ausgesetzt als die männliche Vergleichsgruppe. Erst im hohen Alter finden gewisse statistische Annäherungen statt, die jedoch nicht dazu führen sollten, die Geschlechterdimension aus den Analysen über Behinderung und Alter wegen vermeintlich geringer Relevanz auszublenden (vgl. Schildmann 2013).
- Ich schließe dieses Kapitel mit der theorieorientierten Feststellung ab, dass angesichts verschiedener gesellschaftlicher Erwartungshorizonte und gesamtgesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen die Strukturkategorien Geschlecht, Behinderung und Alter unterschiedliche Wechselwirkungen miteinander eingehen, die es im Sinne der Intersektionalitätsforschung weiter zu analysieren gilt.

III. Perspektiven für morgen

Zu den *Perspektiven für morgen* gehört auf der theoretischen Ebene die Beschäftigung mit der Intersektionalitätsforschung, die sich – ausgehend von der Frauen- und Geschlechterforschung – auf die Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen einzelnen sozialen Ungleichheitslagen konzentriert. Hier geht es für unsere Disziplin vor allem darum, Behinderung als eine wichtige eigenständige Strukturkategorie – im Kanon von Geschlecht, Klasse/Schicht, Ethnizität, Alter etc. – systematisch zu verorten und zu begründen. Grundlagen dafür sind gelegt; es bedarf aber einer differenzierenden Ausarbeitung, die ich als eines meiner zukünftigen Projekte ansehe.



Gäste der Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Ulrike Schildmann (Foto: Anne Schlüter).

Diese theoretische Ausrichtung kann m. E. auch der grundlegenden Perspektivenschärfung für die empirische Forschung über Behinderung und Geschlecht dienen: Die besondere soziale Diskriminierung behinderter Frauen und Mädchen, die auch in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (New York 2006; Art. 6) ihren Niederschlag gefunden hat, ist zukünftig auf unterschiedlichen Ebenen zu untersuchen, und zwar unter Berücksichtigung von Gender Mainstreaming und Disability Mainstreaming, d. h., die Lebensbedingungen behinderter Frauen sind vergleichend mit den Lebensbedingungen behinderter Männer, aber auch nichtbehinderter Frauen und schließlich nichtbehinderter Männer zu analysieren. Ansätze dazu existieren bereits; differenzierende Analysen, an denen ich mich in Zukunft beteiligen möchte, stehen aus.

Schließlich ist die Intersektionalitätsforschung relevant auch für die Inklusiv Pädagogik, um deren flächendeckende Einführung auf der Basis der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Art. 24) in den nächsten Jahren zu ringen sein wird. Wenn es in dieser Pädagogik, wie seit den 90er Jahren diskutiert wird, um die Einführung eines wertschätzenden Umgangs mit Heterogenität und um eine „Pädagogik der Vielfalt“ (Prengel 1993) gehen soll, dann ist damit verbunden, dass nicht nur die Kategorie Behinderung fokussiert, sondern dass allen für das Bildungswesen relevanten sozialen Ungleichheitslagen und deren Wechselwirkungen untereinander Beachtung geschenkt wird. Ich werde mich auch an diesem Diskurs weiterhin aktiv beteiligen, vor allem aber hoffe ich, dass auch die Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund diese Neuorientierung in Lehre und Forschung schafft.

Schluss

Nachdem ich mich entschieden hatte, in meinem 25. Dienstjahr als Professorin (1990 bis 2014) meine Tätigkeit mit einer Abschiedsvorlesung zu beenden, fand ich in der Süddeutschen Zeitung einen dazu passenden Artikel unter der Überschrift „Die Abschiedsvorlesung“ mit dem Untertitel: „Kann die Wissenschaft in Pension gehen? Wie Professoren ihre letzte Vorstellung geben“ (Johan Schloemann, SZ vom 19.12.2013).

Wenn ich nun nach meiner persönlichen Antwort auf die Frage „Kann die Wissenschaft in Pension gehen?“ oder besser: nach meinen persönlichen Perspektiven nach Beendigung des Wintersemesters 2013/14 gefragt werde, dann lautet meine Auskunft, jedenfalls aus heutiger Sicht:

Einzelne Anteile dieses wunderbaren Berufes, so vor allem die zunehmende Verwaltungsarbeit, die die Zeit und Energie für Lehre und Forschung bisweilen erheblich eingeschränkt hat, lasse ich gern hinter mir. Ein anderer Anteil, meine Hochschullehre, geht mit einem lachenden und einem weinenden Auge in Pension; das lachende Auge ist froh, die zu vermittelnden fachlichen Inhalte nicht immer wieder neuen Vorgaben von Bachelor- und Master-Modulen anpassen zu müssen; das weinende Auge wird mich, gelegentlich wehmütig, daran erinnern, dass es die Hochschullehre war, die meinen beruflichen Werdegang zu einer Hochschullaufbahn hat werden lassen. Die Forschung schließlich wird hoffentlich meine Begleiterin bleiben, wobei mich auch die Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht, mit denen ich mich thematisch seit mehreren Jahrzehnten auseinandergesetzt und über die ich hier zusammenfassend referiert habe, weiterhin beschäftigen werden.

Auch dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW werde ich mich – das sei in diesem Zusammenhang betont – weiterhin verbunden fühlen.

Literatur

- Abé, Ilse; Prengel, Annedore (1979): Sonderschule – Möglichkeiten und Grenzen. In: Informationsdienst Arbeitsfeld Schule, Offenbach, S. 5–36.
- Bretländer, Bettina (2007): Kraftakte: Lebensalltag und Identitätsarbeit körperbehinderter Mädchen und junger Frauen, Bad Heilbrunn/Obb.
- Brinkmann, Christian (1973): Minderung der Erwerbsfähigkeit (Behinderung) und Berufsverlauf. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, H. 1; S. 67–90.
- Ewinkel, Carola u. a. (1985): Geschlecht: behindert – besonderes Merkmal: Frau, München.
- Hornberg, Claudia; Schröttle, Monika u. a. (2012): Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen in Deutschland, hrsg. vom BMFSFJ/Berlin.
- Institut Frau und Gesellschaft (1988) (Hrsg.): Frauen in der beruflichen Rehabilitation, Bonn (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung).
- Jantzen, Wolfgang (1974): Sozialisation und Behinderung, Gießen.
- Lingenauber, Sabine (2003): Integration, Normalität und Behinderung. Eine normalismustheoretische Analyse der Werke (1970–2000) von Hans Eberwein und Georg Feuser, Opladen.
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität hergestellt wird, Opladen.
- Marks, Dana-Kristin (2011): Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren. Unter besonderer Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht, Bochum/Freiburg.
- Möller-Dreischer, Sebastian (2012): Zur Dynamik der Geschlechter in pädagogischen Berufen. Eine exemplarische empirische Untersuchung an männlichen Studenten der Rehabilitationswissenschaften/Sonderpädagogik, Bad Heilbrunn/Obb.
- Nagode, Claudia (2002): Grenzenlose Konstruktionen – konstruierte Grenzen? Behinderung und Geschlecht aus der Sicht von Lehrerinnen in der Integrationspädagogik, Münster/Hamburg.
- Prokop, Ulrike (1977). Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt a. M.
- Prengel, Annedore (1980): Unter der Oberfläche der Koedukation: Der heimliche Lehrplan der Geschlechtererziehung. In: Autorinnengruppe (Hrsg.): Was sollen Schülerinnen lernen oder wie schlägt sich der Geschlechterwiderspruch in den hessischen Rahmenlehrplänen für die Schule für Lernbehinderte nieder? Universität Frankfurt (o. Verlag), S. 1–3.
- Prengel, Annedore (1982): Was ist besonders an der Situation der Sonderschülerinnen? In: Brehmer, Ilse (Hrsg.): Sexismus in der Schule, Weinheim/Basel, S. 202–214.
- Prengel, Annedore (1984): Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen, Gießen.
- Römisch, Kathrin (2011): Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung, Bad Heilbrunn/Obb.
- Rohr, Barbara (1980): Koedukation und Konstruktion in der Schule für Lernbehinderte.

- In: Baier, Herwig; Klein, Gerhard (Hrsg.): Die Schule für Lernbehinderte, Berlin, S. 217–235.
- Rohr, Barbara (1982): Zum Lebenszusammenhang von Sonderschülerinnen. Bedeutung für schulische und außerschulische Praxis. In: Schmittke, Hans-Peter (Hrsg.): Sonderpädagogik und Sozialpädagogik, Heidelberg, S. 138–154.
 - Schildmann, Ulrike (1977): Zur politischen und ökonomischen Funktion der beruflichen Rehabilitation Behinderter in der BRD und West-Berlin, Rheinstetten.
 - Schildmann, Ulrike (1983): Lebensbedingungen behinderter Frauen, Gießen.
 - Schildmann, Ulrike (1989): Aufbruch im Erzieherinnenberuf? Erfahrungen von Erzieherinnen in Kindergartengruppen für behinderte und nichtbehinderte Kinder: Klewitz, Marion; Schildmann, Ulrike; Wobbe, Theresa (Hrsg.): Frauenberufe – hausarbeitsnah? Zur Erziehungs-, Bildungs- und Versorgungsarbeit von Frauen, Pfaffenweiler.
 - Schildmann, Ulrike (1996): Integrationspädagogik und Geschlecht. Theoretische Grundlegung und Ergebnisse der Forschung, Opladen.
 - Schildmann, Ulrike (2000): Zur Entwicklung der allgemeinen Behindertenstatistik unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik, Jg. 69, H. 3, S. 254–256.
 - Schildmann, Ulrike (2004): Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel, Opladen.
 - Schildmann, Ulrike (2006): Vor-Bilder. Männer und Frauen in pädagogischen Berufen: Motivation, Werdegänge, Perspektiven, Bochum/Freiburg.
 - Schildmann, Ulrike (Hrsg.) (2010): Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Behinderung – Geschlecht – kultureller Hintergrund – Alter/Lebensphasen, Bad Heilbrunn/Obb.
 - Schildmann, Ulrike (2013): Wechselwirkungen zwischen Geschlecht und Behinderung von der frühen Kindheit bis ins hohe Erwachsenenalter. In: Behindertenpädagogik, 52. Jg., H. 1, S. 68–81.
 - Schildmann, Ulrike; Völzke, Reinhard (1994): Integrationspädagogik: Biographische Zugänge. Berufliche Werdegänge von Erzieherinnen in Kindergartengruppen für behinderte und nichtbehinderte Kinder, Opladen
 - Schloemann, Johan/Süddeutsche Zeitung vom 19.12.2013: Die Abschiedsvorlesung. Kann die Wissenschaft in Pension gehen? Wie Professoren ihre letzte Vorstellung geben.
 - Schubert, E. (1973): Sozialrecht und Rehabilitation. In: Deutsche Akademie für medizinische Fortbildung Kassel (Hrsg.): Rehabilitation Leistungsgeminderter ohne Organschäden, Stuttgart, S. 11–20.
 - Weinmann, Ute (2003): Normalität und Behindertenpädagogik. Historisch und normalismustheoretisch rekonstruiert, Opladen.
 - Zemp, Aiha; Pircher, Edith (1996): Weil das alles so weh tut mit Gewalt. Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung, Wien.
 - Zinsmeister, Julia (Hrsg.) (2003): Sexuelle Gewalt gegen behinderte Menschen und das Recht, Opladen.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Ulrike Schildmann
 TU Dortmund
 Fakultät Rehabilitationswissenschaften
 Emil-Figge-Straße 50
 44227 Dortmund
 ulrike.schildmann@tu-dortmund.de

„... ich möchte wissenschaftlich neugierig bleiben“. Interview mit Ulrike Schildmann

Anlässlich ihrer Verabschiedung in den Ruhestand, geführt von Anne Schlüter



Prof. Dr. Anne Schlüter (links) im Gespräch mit Prof. Dr. Ulrike Schildmann
(Foto: Bettina Bretländer).

Schlüter: Schön, dass wir jetzt Gelegenheit haben, im Nachklang zu deiner Abschiedsfeier an der Universität Dortmund im Februar 2014 ein Interview für das Journal durchführen zu können. Du hast in Deinem Vortrag einen Rückblick vor allem auf Deine Forschungen dargestellt, aber auch auf andere Aktivitäten den Blick gerichtet. Was mir neben den Inhalten nachdrücklich in Erinnerung geblieben ist, ist deine Aussage, dass Anteile von dir jetzt in den Ruhestand gehen und andere Anteile von dir weitermachen.

Schildmann: Ja.

Ja, das fand ich sehr schön ausgedrückt, du hast es so ausdifferenziert zusammenfasst. Du hast ja weiterhin noch Spaß daran, weiter zu forschen, aber anderes kannst du auch leicht abgeben. Das hat mir sehr gut gefallen, weil es natürlich die Situation, in der man sich befindet, beschreibt, wenn man geht. Was tut einem weh, aufzugeben, was macht man vielleicht weiter, worauf möchte man gar nicht verzichten.

Ja.

Du könntest vielleicht noch mal ausführen, was du weiterhin vorhast; also du hast ja doch angekündigt in deinem Vortrag, dass du noch weiter forschen willst.

Ja.

Was sind das für Forschungsfragen, was sind das für Themen, die dich noch weiter beschäftigen werden?

Ja, mit meinen Forschungsfragen beschäftige ich mich natürlich auch weiterhin, meine Forschung sehe ich noch nicht als beendet an. Ich habe ja gerade erst ein großes Forschungsprojekt, das DFG-Projekt „Umgang mit Heterogenität, Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne“ (2010–2013) abgeschlossen, das heißt, nach dreijähriger Förderung ist die Finanzierung ausgelaufen und der Abschlussbericht geschrieben. Aber für mich ist das Projekt frühestens erledigt, wenn die beiden zum Projekt gehörigen Dissertationen und deren Ergebnisse vorliegen. Das dauert voraussichtlich noch ein Jahr. Auf dieser Basis kann dann noch einmal eine vertiefende Analyse zu den Verhältnissen zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne stattfinden, auf die ich schon sehr gespannt bin. Außerdem ist im Zusammenhang mit diesem DFG-Projekt auch meine eigene Motivation gereift, die Strukturkategorie Behinderung in der Intersektionalitätsforschung intensiver zu analysieren und systematisch zu verorten, was bisher noch nicht – jedenfalls nicht zu meiner Zufriedenheit – geschehen ist, auch nicht von Seiten der Disability Studies, die einen Ansatz entwickelt haben, der mich jedoch nicht ganz überzeugt; denn während die Disability Studies in diesem Rahmen einen körpersoziologischen Ansatz verfolgen, wird Behinderung nach meinen eigenen Analysen [v. a. im Rahmen der Normalismusforschung, s. weiter unten] im Wesentlichen über gesellschaftliche Leistung definiert. Zwar ist der Körperaspekt wichtig, aber nicht in jeder Hinsicht hat Behinderung etwas mit Körper zu tun. Z. B. wird im Schulalter die große Gruppe der Lernbehinderten über unterdurchschnittliche Leistung definiert, nicht aber über körperliche Merkmale. Außerdem spielt die Körperdimension nicht nur bei der Strukturkategorie Behinderung eine Rolle, sondern – auf z. T. ganz andere Weise – auch bei diversen anderen Strukturkategorien, v. a. bei der Kategorie Geschlecht. Hier sehe ich ein Feld, das intensiverer Forschung bedarf.

Theoriearbeit sozusagen ...

Ja, vor allem Theoriearbeit, auf die ja gerade auch die DFG Wert legt; denn sie betont ja die Förderung von Grundlagenforschung. Ich denke, das gilt für alle wissenschaftlichen Disziplinen. Das andere, was mich in der Forschung weiterhin beschäftigen wird, sind – in Folge der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK, Beschluss der UN-Vollversammlung Dez. 2006; Ratifizierung durch die deutsche Bundesregierung März 2009) – einerseits die Perspektiven behinderter Mädchen und Jungen für eine gemeinsame Erziehung und Bildung mit allen anderen Kindern und Jugendlichen (Art. 24), andererseits aber auch die die politischen Maßnahmen gegen die soziale Diskriminierung behinderter Frauen und Mädchen (Art. 6). Mit diesem zweiten Aspekt würde ich nochmals an den Anfang meiner wissenschaftlichen Laufbahn, nämlich zur Untersuchung der sozialen Lage behinderter Frauen in Deutschland, zurückgehen und nun das Thema „Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung“ (Thema meiner Dissertation) in Deutschland in einem Spannungsbogen von ca. 40 bis 50 Jahren umreißen.

Nun kannst du aus der zeitlichen Distanz natürlich auch überprüfen, was sich verändert hat.

Genau darum geht es: Welche Entwicklungen wurden durchlaufen, wie beschreiben wir heute die soziale Situation behinderter Frauen und wie verändert sie sich (hoffentlich) durch den Einfluss der UN-BRK? Gemeinsam mit einer Kollegin beginne ich gerade, die entsprechenden Daten des Statistischen Bundesamtes (Mikrozensus 2005 und 2009) zu analysieren und in Kürze auch, sobald möglich, mit den Daten von 2013 zu vergleichen. Wir sind gespannt, welche Auswirkungen UN-BRK in Deutschland hat. Abgesehen von den genannten Forschungsfeldern möchte ich mich aber auch offen halten für ganz neue Forschungsfragen, ich möchte wissenschaftlich neugierig bleiben, Zeit haben zum Studieren im engeren Sinne, in Ruhe lesen und nachdenken und mich intensiv mit wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigen, die mich schon mein Leben lang interessieren, zum Beispiel „Armut“ (oder Verhältnisse zwischen Reichtum und Armut) ...

Also ganz große umfassende Fragen, Armut ist ja eine große soziale Frage, die du aufnehmen willst. – Was mich immer interessiert hat, ist deine Forschung zum Normalismus, die du in verschiedenen Projekten aufgenommen hast, teilweise mit anderen zusammen, wo du eingebunden warst in Diskussionszusammenhänge. Mich würde interessieren, was das Überraschende für Dich an

diesen Forschungen war. Für mich war überraschend, dass diese Diskussion über Normalität ja eigentlich schon ne alte Diskussion ist, so lange, also zwei Jahrhunderte lang kann man fast sagen, gibt es diese Diskussionen über Normalität. Die Fragen: Was ist normal? Was ist abweichend? Fragen, die immer wieder neu gestellt wurden. Dazu hast Du Ausführungen in deiner Abschiedsvorlesung gemacht. Ein überraschendes Ergebnis, was du auch so gekennzeichnet hast, war, dass du die geführten Debatten zur Beantwortung der Fragen über den Maßstab Leistung erklärt hast. Was kann jemand, was kann jemand nicht, was kann jemand vielleicht bei Einschränkung oder bei bestimmten Einschränkungen doch noch machen usw., also das finde ich wahnsinnig, dass das nicht über das Kriterium Gesundheit oder Menschlichkeit oder anderes läuft, sondern wirklich immer in der Einschätzung über den gesellschaftlich hochgehaltenen Leistungsbegriff.

Vielleicht muss ich hier ein wenig differenzieren: Gesellschaftliche Normalität wird auf verschiedenen – so genannten – „Basisnormalfeldern“ hergestellt, wobei ich besonders auf die Felder eingegangen bin, die für die Abweichungsform „Behinderung“ besonders wichtig sind: Leistung, Gesundheit, Intelligenz, aber auch Sexualität (vgl. die Eugenik-Debatte seit 1900). Dabei hat sich in meiner Forschungsarbeit Leistung – direkt und indirekt – als das für Behinderung zentrale Basisnormalfeld herausgestellt. Insbesondere auch in dem Zusammenhang von Geschlecht und Behinderung, den ich untersucht habe, zeigt sich Leistung – in zwei unterschiedlichen Facetten – als zentrales Basisnormalfeld; denn die Gesellschaft, in der wir leben, kapitalistisch organisiert, definiert sich vor allem über das Thema Leistung. Dazu haben die Strukturkategorien Behinderung und Geschlecht aber unterschiedlichen Bezug. Bei Behinderung geht es immer um das Thema „eingeschränkter Leistung“, am gesellschaftlichen Durchschnitt gemessen um „unterdurchschnittliche Leistung“, sonst würde man die Menschen nicht als behindert bezeichnen. Bei Geschlecht geht es im Zusammenhang mit der geschlechter-spezifischen Arbeitsteilung darum, dass (gesellschaftlich notwendige) Leistungsarten sehr unterschiedlich bewertet werden; denn weibliche (Reproduktions-)Arbeit ist gesellschaftlich gesehen nicht weniger notwendig als männliche (Produktions-)Arbeit, sie wird aber schlechter bewertet, weniger wertgeschätzt. Diese Debatte haben wir ja seit den 1970er Jahren geführt, vor allem unter dem Aspekt von bezahlter und unbezahlter Arbeit. Ich erinnere mich gerade an das Buch von Gisela Bock und Barbara Duden: Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit (1977).

Ja, das war ein sehr inspirierend Aufsatz damals. – Im Grunde nimmst du ja mit deinen Fragen oder auch mit deinen Kategorien, die du weiterhin forschungsmäßig anwendest, doch ganz grundsätzliche Fragen des Lebens auf. Daher finde ich deine Arbeit sehr sehr sehr wichtig. Und wenn diese zentralen Fragen theoretisch von dir in größere Zusammenhänge gebracht und durchdacht werden, umso wichtiger sind sie, zur Kenntnis zu nehmen. Diese Basisfelder sind ja doch von euch wahrscheinlich in diesem Projekt über Normalismus entsprechend entwickelt.

Diese Annahme ist nicht ganz richtig. Die Basisnormalfelder hatte Jürgen Link in seinem Buch „Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird“ (1997) bereits herausgearbeitet, bevor unser gemeinsames DFG-Projekt zur Normalismusforschung 1998 von der DFG bewilligt wurde. Jürgen Link war der Sprecher der Forschungsgruppe und ich konnte mich, mit zwei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, daran beteiligen und Zusammenhänge zwischen Normalität, Behinderung und Geschlecht erforschen.

Wenn Du so das berufliche und wissenschaftliche Feld, was du bearbeitet hast, daraufhin befragen würdest, was es gebracht hat, bist du zufrieden mit deinem Werk, was du geschaffen hast, oder fehlen dir Facetten, wo du denkst, du hast keine Zeit gehabt, aber das wäre vielleicht noch ne Facette, die dir wichtig zu untersuchen wäre.

Also, ich bin in einer bestimmten Weise zufrieden, weil ich glaube, man sollte sich selbst gegenüber ein bisschen bescheiden sein und das, was man geleistet hat, im dem Rahmen beurteilen, der überhaupt für die Forschung zur Verfügung stand. Wenn ich bedenke, wie viel Zeit im universitären Alltag für andere Aufgaben „draufgeht“ (v. a. für Verwaltungsarbeiten unterschiedlicher Art und Güte), dann kommt etwas Unzufriedenheit auf; denn ich hätte der Forschung gern mehr Zeit und Gewicht zugestanden. Grundsätzlich bin ich aber nicht unzufrieden, da für mich immer die Verbindung zwischen Lehre und Forschung wichtig war und gut funktioniert hat: Fragen aus der Lehre gingen systematisch in die Forschung ein und umgekehrt. Und schließlich kann ich mich nun ja, nach meinem Abschied aus dem aktiven Hochschuldienst, der Forschung weiterhin widmen. Darauf freue ich mich.

Das kann ich mir vorstellen. Mich interessiert natürlich auch, was du zum Netzwerk sagst und was für eine Einschätzung du dazu hast, weil es gab ja auch schon, sag ich mal, durchaus Auf

und Abs, was die Entwicklung des Netzwerks betrifft, also ich sag mal, beispielsweise was den Start betrifft – zunächst mal etwas langsam –, bis es dann wirklich funktionierte mit der Netzwerkbildung auch unter den Frauen, verging doch einige Zeit.

Ja.

Und du bist ja, als du an die Uni in Dortmund berufen wurdest, auch direkt ins Netzwerk eingetreten, das heißt, du hattest eine Idee oder eine Erwartung, was dir das Netzwerk geben kann.

Ja.

Von daher bitte ich dich um deine Einschätzung dazu.

Mit dem „Netzwerk Frauenforschung NRW“ (so hieß es damals) kam ich bereits in Verbindung, als ich mich an der Universität Dortmund (heute TU) auf die Professur „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik“ bewarb. Ich hatte – zunächst noch aus einer beruflichen Position außerhalb der Universitäten, vom Wissenschaftsrat aus – die Gründung des Netzwerkes mit großem Interesse verfolgt und war ein paar Jahre später, als Professorin für Heil- und Sonderpädagogik an der Universität Siegen, freudig überrascht über die Stellenausschreibung „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik“, die ich dann auch zum Anlass meiner Bewerbung in Dortmund nahm. Meine fachliche Sympathie mit dem Netzwerk existierte damals schon, und das war nun auch die Grundlage für meine persönliche Sympathie. Ich erfuhr von Anfang an Unterstützung durch das Netzwerk und die dahinterstehende Abteilung für Gleichstellungsfragen des Wissenschaftsministeriums NRW. Nicht nur, dass das Ministerium die Einrichtung der Frauenforschungsprofessuren finanziell unterstützte; auch die Möglichkeit, über das Netzwerk Forschungsanträge an das Ministerium zu stellen (die in meinem Falle durchweg positiv beschieden wurden), und schließlich die interdisziplinären Tagungen, die das Netzwerk regelmäßig durchführt, haben mir das Gefühl von einer „wissenschaftlichen Heimat“ vermittelt; denn als Gender-Forscherin musste ich mir einen positiven Stand in meiner eigenen Fakultät erst erkämpfen, während mir das Netzwerk und die anderen Gender-Professorinnen auf dieser Ebene als solidarische Gruppe begegneten. Insgesamt – aber vor allem auf der fachlichen Ebene – habe ich den Eindruck gewonnen, dass dieses Netzwerk sehr erfolgreich arbeitet und für die Hochschullandschaft wirklich wichtig ist.

Und du bist ja auch im Beirat des Netzwerks – als der vor einigen Jahren gegründet wurde, da war ja auch die Überlegung aktuell, wie man das Netzwerk verstetigen kann und wie wir mehr Frauen gewinnen, sich aktiv zu beteiligen und bei der Ausgestaltung mitzureden, denn es kann ja nicht so sein, dass eine Koordinatorin und eine Sprecherin, die das managen, für das Funktionieren eines Netzwerks ausreichen. Es ging bei den Überlegungen zur Einrichtung eines Beirats darum, mit welchen Strategien wir das Netzwerk weiter entwickeln können.

Ja, meine guten Erfahrungen mit dem Netzwerk haben mich auch dazu veranlasst, mich für dessen wissenschaftlichen Beirat zur Verfügung zu stellen. Ich bin zwar keine Meisterin auf dem Gebiet der Hochschul- und der Gleichstellungspolitik, um die es ja auf dieser Ebene geht und gehen muss, aber ich möchte das Netzwerk, wo immer ich kann – manchmal auch nur mit ein paar Ideen und meiner Erfahrung –, unterstützen.

Ja, wunderbar, wenn man sich mal vergegenwärtigt, was so eine Professur alles für Anforderungen an Inhalten und Formalien zu erledigen hat, dann ist das nicht wenig, und wenn man dann noch sagen kann, ich mache mich auch für die Anliegen des Netzwerks stark, dann bringt das nicht allein für alle Netzwerkerinnen Zusammenhalt, sondern hat auch eine äußere Signalwirkung symbolischer Art. Von daher knüpfe ich noch einmal an deine Abschiedsvorlesung an. Gehört das Netzwerk zu den Anteilen, von denen du dich jetzt trennst? Oder wird es diesen Anteil für dich noch weiterhin geben? Läuft das weiter mit? – Die Netzwerkarbeit ist sicherlich für Nordrhein-Westfalen ganz schön wichtig. Wenn du als Beraterin mal gefragt würdest, was würdest du sagen, woran sollte das Netzwerk arbeiten? Woran würdest du theoretisch und praktisch arbeiten wollen, wenn du könntest?

Spontan fallen mir zwei Dinge ein, die ich sehr wichtig finde. Das eine, das wir erst kürzlich wieder behandelt haben, ist die Verstetigung der Gender-Professuren. Das ist meines Erachtens eine originäre Aufgabe dieses Netzwerks. Wir haben alle davon profitiert, so eine Professur zu bekommen, und schon deshalb würde ich auch hier meine Energie einsetzen. Nicht nur für mich, auch für andere, das ist für mich keine Frage. Denn solch ein Netzwerk ist meines Wissens in Europa

einmalig und sollte mit aller Kraft erhalten werden. Das andere, was ich auch immer wichtig fand, ist die Unterstützung der Gender-Forschung. Über viele Jahre hinweg hat das Wissenschaftsministerium des Landes NRW speziell für unser Netzwerk Forschungsgelder bereitgestellt, um die wir uns bewerben konnten und auf deren Basis wir, wie ich finde, gute Forschungsprojekte durchführen konnten. Diese Möglichkeit war einige Jahre lang unterbrochen, ist aber, nun in neuer Form, wieder gegeben, und die geförderten Projekte sind inhaltlich, wie auf den Jahrestagungen des Netzwerks regelmäßig zu sehen ist, höchst interessant und gesellschaftlich innovativ. Also die Verstetigung der Gender-Professuren und die Förderung der interdisziplinären Genderforschung liegen mir persönlich am meisten am Herzen.

Also, ich denke auch, dieses neue Programm zur Gender-Forschung ist nochmal ganz reich an Perspektiven. Die Frage war, was kann innovativ in der Gender-Forschung sein, denn es sind ja auch Themenbereiche angesprochen gewesen, die nicht so unbedingt in unserem Spektrum der allgemeinen Gender-Forschung lagen. Der Versuch, neue Impulse zu setzen, war erfolgreich.

Das halte auch ich für eine wichtige Aufgabe und könnte mir auch vorstellen, ganz gezielt daran zu arbeiten, solche neuen Themen ausfindig zu machen und insbesondere die Vertreterinnen des Mittelbaus aus unserem Netzwerk bei entsprechenden Forschungsanträgen zu unterstützen.

Ja, das kann man natürlich über Projekte steuern. Das war ja auch eine Idee, dass, wenn man als sogenannter Nachwuchs neue Projekte zu bearbeiten hat, dann hat das Folgen für das Spektrum auch der zukünftigen Gender-Forschungsthemen.

Ich bin natürlich schließlich dankbar dafür, dass sich das Netzwerk so sehr in der Gleichstellungspolitik engagiert, auch wenn – oder gerade weil – mir selbst gerade dieser Bereich, im Vergleich zu Forschung und Lehre, am wenigsten liegt. Umso wichtiger finde ich es, dass andere Personen unseres Netzwerkes hier ihre Stärken haben und nutzen können. Genau in diesem Sinne verstehe ich den Begriff des Netzwerkes.

Ich danke dir für das Gespräch. Ich würde mich freuen, dich weiterhin im Netzwerk zu sehen.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Anne Schlüter
 Institut für Berufs- und
 Weiterbildung
 Fakultät für Bildungswissenschaften
 Universität Duisburg-Essen
 Berliner Platz 6–8
 45127 Essen
 Tel.: (0201) 183-2898, -6031
 anne.schlueter@uni-due.de
 www.uni-due.de/bw-eb

Tagungsberichte

Christiane Bomert

Frauenbewegungen und Geschlechterverhältnisse: Und sie bewegen sich doch!

Frauenbewegungen und komplexe (Geschlechter)Verhältnisse in internationaler Perspektive, Festtagung für Ilse Lenz am 22. und 23.02.2014 an der Ruhr-Universität Bochum



Zwei der Moderatorinnen der Festtagung: Dr. Charlotte Ullich (links) und Prof. Dr. Katja Sabisch (Foto: Carmen Kresimon).

Anlässlich der Verabschiedung von Ilse Lenz aus dem aktiven Hochschuldienst fand am 22. und 23.02.2014 eine Festtagung an der Ruhr-Universität Bochum statt, die die Würdigung der Arbeit von Ilse Lenz mit einem inhaltlichen Blick auf Frauenbewegungen im internationalen Kontext verknüpfte. Unter dem aussagekräftigen Titel „Und sie bewegen sich doch!“ standen – entsprechend ihrem Forschungsschwerpunkt – internationale Perspektiven auf Frauenbewegungen im Zentrum der Vorträge von WissenschaftlerInnen aus Frankreich, Japan, Taiwan, den USA und Deutschland. Organisiert und koordiniert wurde die Tagung durch ein Team aus Mitarbeitenden des Lehrstuhls Soziologie/Sozialstruktur und Geschlecht der RUB um die Koordinatorin der Marie-Jahoda-Gastprofessur Saida Ressel und durch die Koordinations- und Forschungsstelle

sowie Mitglieder des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, mit Unterstützung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Gunda-Werner-Instituts der Heinrich-Böll-Stiftung.

Das Begrüßungswort an Ilse Lenz und die Tagungsgäste sprachen der Rektor der Ruhr-Universität Bochum Elmar Weiler, der Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften Martin Werding sowie Ludger Pries von der Sektion Soziologie (Fakultät für Sozialwissenschaft). Besondere Wertschätzung galt dabei Ilse Lenz' Arbeit innerhalb ihrer 22-jährigen Professur für Geschlechter- und Sozialstrukturforschung an der Ruhr-Universität Bochum, in der sie u.a. die 1994 eingerichtete Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Frauenforschung betreute. Vor dem Hintergrund von Globalisierung und Strukturwandel ermöglichen diese von Ilse Lenz mit initiierten Gastaufenthalte führender WissenschaftlerInnen eine interdisziplinäre und internationale Kooperation innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung. Ihr besonderes Forschungsengagement auf theoretischer und empirischer Ebene hoben auch die Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Anne Schlüter, sowie die Sprecherin der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGS, Birgit Riegraf, hervor.

Mit sowohl fachlich-kollegialen als auch persönlich-humoristischen Worten ehrten Christa Wichterich (Kassel/Bonn) und Heide Mertens (kfd-Bundesverband in Düsseldorf) ihre „Wegbegleiterin“ Ilse Lenz. Sigrid Metz-Göckel (Dortmund), ebenfalls Mitherausgeberin der Buchreihe „Geschlecht und Gesellschaft“ im Verlag für Sozialwissenschaften (Wiesbaden), schloss sich diesen Worten mit einer anerkennenden Rede an. Bezugnehmend auf die gemeinsame und weiter

andauernde Forschung zu Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse hielt auch Michael Meuser (Dortmund) eine ehrenvolle Laudatio.

Den inhaltlichen Teil der Tagung eröffnete Ilse Lenz selbst, indem sie die Fragen, was heute unter Geschlecht verstanden wird bzw. wie sich Deutungsforschung und Geschlechterverhältnisforschung zusammenführen lassen, diskutierte. Unter dem Titel „Genderflexer? Zur Geschlechterordnung im globalisierten flexibilisierten Kapitalismus“ erläuterte sie zunächst die drei Dimensionen von Geschlecht als sozialer Strukturkategorie: Neben der Strukturierung von Machtverhältnissen und Arbeitsteilung entsprechend der Zweigeschlechtlichkeit erweisen sich demnach die Normierung legitimer Sexualität sowie die Normierung des Körpergeschlechts als struktur- bzw. identitätsbildend. Jene Dimensionen treten in wechselwirkenden Ungleichheiten mit Klasse und Migration auf und führen zu sozialgesellschaftlichen Ein- und Ausschlüssen. Die gegenwärtige Geschlechterordnung in kapitalistischen postindustriellen Gesellschaften befindet sich, so die These von Ilse Lenz, in einem Transformationsprozess, der durch verschiedene Institutionen und gesellschaftliche AkteurInnen beeinflusst werde. Dieser Wandel zeige sich anhand dreier aufeinanderfolgender Stufen, in denen sich die Geschlechterordnung zuerst von einer neopatriarchalen zu einer differenzbegründeten Geschlechterordnung entwickelte und sich nun im Übergang zu einer flexibilisierten Geschlechterordnung befinde. Deutlich werde die Modernisierung der Geschlechterordnung bspw. anhand des Wandels des Geschlechterwissens, welches sich u. a. in der Pluralisierung der Geschlechternormen oder in der mehrheitlichen Akzeptanz von Homosexualität zeige, sowie anhand der Ökonomisierung, Flexibilisierung und Subjektivierung von Lohnarbeit. Ilse Lenz betonte, dass trotz Verschiebungen innerhalb der Geschlechterordnungen Praktiken der Ungleichheit weiterhin vorherrschend seien und ein gegenwärtiger Trend zu asymmetrischen Machtverhältnissen sichtbar werde.

Den anschließenden feierlichen Empfang leitete Michiko Mae (Düsseldorf) ein, die seit 1999 gemeinsam mit Ilse Lenz das Projekt „Die neuen Frauenbewegungen in Deutschland und Japan im interdisziplinären und interkulturellen Vergleich“ bearbeitet. In dessen Rahmen sind mittlerweile mehrere Sammelbände sowie ein jährlicher Workshop zur Geschlechterforschung in Japan im Rahmen der Sozialwissenschaftlichen Vereinigung für Japanforschung entstanden. Die fruchtbaren Erfahrungen und die Wertschätzung dieser inten-



Prof. Dr. Michiko Mae (links) und Prof. Dr. Ilse Lenz – Forschungspaar zu Gender und Japan (Alle Fotos: Carmen Kresimon).

siven Zusammenarbeit spiegelten sich in den Worten Michiko Maes wider. Moderiert wurde der erste Tagungstag von Paula-Irene Villa (München).

Der zweite Tagungstag wurde mit lokalen und internationalen Begrüßungsworten eingeleitet, die von den Moderatorinnen Katja Sabisch (Bochum), Helen Schwenken (Kassel) und Charlotte Ullrich (Osnabrück) übermittelt wurden. Dieser internationale Blickwinkel prägte auch den Verlauf der weiteren Festtagung, in der vornehmlich die Wandlungsprozesse der Frauenbewegungen und Geschlechterverhältnisse durch Wissenschaftlerinnen aus Frankreich, Japan, Taiwan und den USA analysiert wurden.

Zu Beginn referierte Mirjana Morokvasic (Paris), einstige Marie-Jahoda-Gastprofessorin aus dem Wintersemester 1999/2000, zum Thema „Patterns and outcomes of migration: a gender lens“. Am Beispiel der Lohnarbeit zeigte Mirjana Morokvasic auf, dass die Muster von und die Diskurse um Migration bzw. die Erfahrung, Pflichten, Aufgaben und Erwartungen der MigrantInnen vergeschlechtlicht seien. Gender als sozial konstruierte Kategorie erzeuge Asymmetrien und Ungleichheiten und schreibe fest, was als männlich und weiblich angesehen werde. Vor diesem Hintergrund beeinflusse Gender eine Vielzahl der Wirkungsbereiche von Migration: Demnach ist Gender eine wesentliche Komponente innerhalb der Migrationsarbeit, indem es bspw. auf



Ilse Lenz (rechts) mit internationalen Gästen ihrer Festtagung: u. a. Mirjana Morokvasic (Paris) und Myra Marx-Ferree (Madison) (Foto: Carmen Kresimon).

die Richtlinien für die Ein- und Ausreise einwirke. Mirjana Morokvasic betonte überdies die Wichtigkeit einer intersektionalen Zusammenschau von Gender und anderen Ungleichheitskategorien, wie Klasse, Ethnizität, Sexualität und die Generationszugehörigkeit in Bezug auf Migrationsforschung.

Den Zusammenhang von Mangas und Geschlechterforschung erläuterte Hiromi Tanaka aus Tokio. Anhand von ausgewähltem Anschauungsmaterial aus dem Bereich japanischer Sportcomics diskutierte sie die darin enthaltenden Stereotypen sowie flexiblen Geschlechterrepräsentationen. Hiromi Tanaka resümierte, dass jene Repräsentationsformen bestehende Geschlechterstereotype sowohl produzierten als auch reproduzierten, obschon derzeitige Entwicklungen durchaus das Potenzial besäßen, die Geschlechterordnung in Mangas herauszufordern und so den sozialen Wandel in Japan zu dokumentieren.

Die Institutionalisierung der Frauenbewegung und die Frage nach der Aktivierung der Generation der jungen Feministinnen in Mexiko standen im Zentrum des Beitrags von Yin-Zu Chen (Taipeh). Unter Bezugnahme auf Ergebnisse ihrer qualitativen Forschung benannte sie sowohl begünstigende als auch hemmende Faktoren der Institutionalisierung der Frauenbewegung für die Herausbildung junger Aktivistinnengruppen in Mexiko. Einen Vergleich der Frauenbewegungen

und Backlash-Kräfte in Japan und Deutschland unternahm daran anschließend Toshiko Himeoka (Kyoto). Die frühere Marie-Jahoda-Gastprofessorin stellte, ausgehend vom sozialen Wandel der fokussierten Länder, die Backlash-Bewegung der Gegenwart vor. Neben der Frauenbewegung als Gegenkraft benannte Toshiko Himeoka die wesentlichen Ansichten dieser antagonistischen Kräfte, die sich bspw. in dem Versuch eines Verbots des Ausdrucks „gender“ sowie im Schutz der japanischen Kultur, in der die kaiserliche Familie als Spitze der japanischen Tradition betrachtet wird, zeigten.

Myra Marx Ferree (Madison/USA), ebenfalls ehemalige Marie-Jahoda-Gastprofessorin, wandte sich in ihrem Beitrag der internationalen Reise des Intersektionalitätskonzepts zu und damit dem Ineinandewirken von „Intersectionality and the Politics of Feminist Alliances“. Das Intersektionalitätskonzept, das sich durch eine andauernde Begriffsbestimmungsdebatte innerhalb des feministischen Denkens auszeichne, lasse sich in eine intra- und interkategoriale sowie in eine antikategoriale Perspektive gliedern, so Myra Marx Ferree. Mit diesem dynamischen und institutionellen Verständnis von Intersektionalität, das Ungleichheitsdimensionen selbst als dynamisch und in veränderbare Beziehungen integriert versteht, zeigte sie die Auswirkungen des Intersektionalitätsdiskurses auf die Perspektivverschiebungen in den Frauenbewegungen auf. Um zur ursprünglichen Bedeutung der Intersektionalitätsanalyse zurückzukehren, sei die Identifikation von Macht, Prozessen und Privilegierungen im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit jedoch unerlässlich.

Mit einer musikalischen Zugabe verabschiedete sich Ilse Lenz von ihren Tagungsgästen und somit in den Ruhestand, der – wie sie selbst bereits vermutete – der Frauen- und Geschlechterforschung weiterhin verhaftet bleiben wird. Mit der Auswahl der Vorträge und den anschließenden Diskussionen zu Frauenbewegungen und komplexen Geschlechterverhältnissen gelang der Tagung eine spannende, komplexe und internationale Vielfalt, ganz gemäß des Wirkens der renommierten Soziologin.

Kontakt und Information

Christiane Bomert
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Politikwissenschaft (IfPo)
Zentrum für Europäische Geschlechterstudien (ZEUGS)
Scharnhorststraße 100
48151 Münster
c.bomert@uni-muenster.de
Tel.: (0251) 8329945

Anne Schlüter

Grußwort des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zur Verabschiedung von Ilse Lenz

Frauenbewegungen und komplexe (Geschlechter)Verhältnisse in internationaler Perspektive, Festtagung für Ilse Lenz am 22.02.2014 in Bochum

Als Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW überbringe ich Dir, liebe Ilse, die Glückwünsche der 267 Netzwerkmitglieder. Darunter sind 105 Professorinnen und zwei Professoren an insgesamt 32 Hochschulen in NRW. Ich bringe auch das symbolische Netz mit – als Zeichen der Koordinationsstelle des Netzwerks.

Liebe Anwesende, Ilse Lenz ist seit 1992 Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und eine aktive Netzwerkerin der ersten Stunde. Ein zentrales Forschungsinteresse von Ilse Lenz gilt den neuen Frauenbewegungen und bezogen auf den Titel der heutigen Tagung „Und sie bewegen sich doch!“ möchte ich hervorheben, dass Ilse nicht nur forschend tätig war, sondern selbst eine wichtige Akteurin der Frauenbewegung an den Hochschulen und in der Wissenschaft ist. Ilse hat hierdurch mit viel Energie und ebenso großer Beharrlichkeit – nicht ohne Grund schmückt die Einladung zur heutigen Tagung ein Elefant – als Netzwerkprofessorin mit der Denomination „Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht“ viel bewegt. Besonders hervorzuheben sind einige Meilensteine, die wir auch dank der Geschichtsschreibung durch Uta C. Schmidt überblicksartig benennen können:

1993

Bereits ein Jahr nach ihrer Berufung – also im Jahr 1993 – nimmt sie die Kooperation mit dem Graduiertenkolleg an der Universität in Dortmund auf, das von Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel initiiert wurde. Unter Beteiligung weiterer Netzwerkprofessorinnen aus den NRW-Universitäten, Ursula Müller (Bielefeld), Ursula Beer (Dortmund) und Doris Janshen (Essen), förderte das Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel – Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“ ausschließlich den weiblichen Nachwuchs. Es war das erste der über 300 DFG-Graduiertenkollegs, das sich explizit den Geschlechterverhältnissen widmete. Und es ist auch Ilses Verdienst, dass dem Netz-

werk Frauen- und Geschlechterforschung NRW heute mehrere Professorinnen angehören, die aus diesem Graduiertenkolleg hervorgegangen und zum Teil heute hier anwesend sind, wie die Professorinnen Birgit Riegraf, Paula-Irene Villa, Ute Fischer, Brigitte Hasenjürgen oder Susanne Kröhnert-Othman.

1994

Wiederum ein Jahr später – also im Jahr 1994 – lud Ilse Lenz gemeinsam mit der damaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn zur Eröffnung der „Marie-Jahoda-Proffessur für internationale Geschlechterforschung“ an die Ruhr-Universität Bochum ein. Ilse Lenz hatte das Ministerium von der Idee einer internationalen Gastprofessur als einem weiteren Knotenpunkt des Netzwerks überzeugen können. Die Marie-Jahoda-Gastprofessur bot nun zusätzlich ein überzeugendes Konzept, dieses Innovationspotenzial durch internationalen, interkulturellen und interdisziplinären Austausch zu befördern und Impulse für die Weiterentwicklung in Forschung und Lehre zu setzen. In Nordrhein-Westfalen institutionalisierte sich damit die erste Gastprofessur dieser Art in der Bundesrepublik und stärkte so die Netzwerk-Idee, die sich nun anschickte, nicht mehr allein das Land, sondern den Globus zu umspannen.

1996

Im Jahr 1996 gründete Ilse Lenz gemeinsam mit der Netzwerkprofessorin Michiko Mae, Japanologin am Ostasien-Institut der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, eine Koordinationsstelle für japanbezogene Frauen- und Geschlechterforschung als Kooperation zwischen den Netzwerkprofessorinnen.

1996

Ebenfalls im Jahr 1996 gehörte Ilse Lenz zu den Gründerinnen der Buchreihe „Geschlecht & Gesellschaft“ im Verlag Leske + Budrich. In dieser Buchreihe, die über die Koordinationsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung

NRW koordiniert wird und inzwischen im Verlag für Sozialwissenschaften erscheint, sind seitdem über 50 Bücher veröffentlicht worden. Ilse hat hier Buchpublikationen unter den Titeln „Getrennte Welten, gemeinsame Moderne“, „Frauenbewegungen weltweit“ oder über „Reflexive Körper“ herausgegeben. Und ich verrate Ihnen, dass der Band 58 der Buchreihe in nicht allzu ferner Zukunft mit dem Titel „Neukonfigurationen von Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus“ u. a. von Ilse Lenz herausgegeben wird.

2005

Nicht nur, dass Ilse Lenz aktiv in regionalen, nationalen und internationalen Netzwerken arbeitet, auch vor Ort – an der Ruhr-Universität Bochum – förderte sie die Kooperationen zwischen den GeschlechterforscherInnen. Zu nennen ist hier das RUB Netzwerk Gender Studies, welches die Basis bildete, um einen eigenständigen Studiengang Gender Studies an der RUB gründen zu können. Im Wintersemester 2005 war es dann soweit und der Studiengang Gender Studies ging an den Start.

2009

Als im Jahr 2009 die Fortführung und Verstärkung der Koordinationsstelle des Netzwerks

beraten und ein Beirat gegründet wurde, war Ilse Lenz sofort und bis zum heutigen Tag unterstützend dabei. Auch hierfür sagen wir Dir ganz herzlichen Dank.

2012

In der Reihe „Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW“ gab Ilse Lenz u. a. gemeinsam mit Katja Sabisch im Jahr 2012 die Dokumentation „Anders und gleich in NRW – Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt“ heraus. Die vorausgegangene Tagung zum Thema konnte die Koordinations- und Forschungsstelle an Ilse vermitteln, denn thematisch passte sie gut in den Rahmen ihrer Professur.

Liebe Ilse, rückblickend lässt sich zusammenfassen: 22 Jahre Netzwerkgeschichte, das macht genau ein Drittel Deines Lebens aus. Das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW dankt Dir sehr für Deine Ideen, Deine Initiativen und für Deine bewegte Vernetzung. Wir hoffen darauf, dass wir weiterhin verbunden bleiben, und wünschen Dir für einen neuen Lebensabschnitt alles Gute.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Anne Schlüter
Institut für Berufs- und
Weiterbildung
Fakultät für Bildungswissenschaften
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183-2898, -6031

Sigrid Metz-Göckel

Ein „bisschen Größenwahn“ steht jeder Frau – Laudatio für Ilse Lenz

Und sie bewegen sich doch! Frauenbewegungen und komplexe (Geschlechter)Verhältnisse in internationaler Perspektive, Festtagung für Ilse Lenz am 22.02.2014 in Bochum

Ein „bisschen Größenwahn“ steht jeder Frau, und Dir, liebe Ilse, ganz besonders, deshalb reichen auch vier Laudator/innen eigentlich nicht aus. Erschrick jetzt bitte nicht, ich meine es gut und ernst. Denn wie soll ich Dich, die immer in Bewegung ist, in fixe Worte fassen?

- Die Gender-Reisende um die ganze Welt,
- die lokal und global,
- die wissenschaftlich und politisch,
- die theoretisch und praktisch sich
- auf vielen thematischen Feldern tummelt,
- allein und noch mehr in unterschiedlichen Gruppierungen
- mit Frauen und Männern,
- Deutschen und Nicht-Deutschen,

- national und international unterwegs war und ist?

Polyglott allemal und sogar des Japanischen mächtig! Ich glaube nicht, dass bei Dir ein Ende dieser rasenden Beweglichkeit im Geiste und geografisch abzusehen ist.

Laudationes sind zum Loben da, und es gibt nichts, was ich in Deinem Fall lieber täte. Ich schaffe es aber nur äußerst selektiv, Deine *Weltumspanntheit* einzufangen, subjektiv allemal, nur aus meiner beschränkten Perspektive, indem ich Dich als Kollegin von nebenan, als kreative, wahrscheinlich auch *workaholische* Wissenschaftlerin und vor allem als *Frauen-Bewegungsfrau* beschreibe. Nur drei Kennzeichen will ich hervorheben:

1. Ilse Lenz, die furchtlose Frau von Anfang an

Ein nachhaltiges allererstes Bild von Dir, das mir eindrücklich hängengeblieben ist, liebe Ilse, war, wie Du Dich auf einer riesigen, leicht tumultartigen Frauenveranstaltung – an der Wende der 1970er/1980er Jahre – freiwillig zu Wort gemeldet hast, damals noch ohne Position, um die Diskussionsleitung zu übernehmen. Dazu bedurfte es damals aus meiner Sicht eines riesigen Mutes und starken Selbstvertrauens. Ja, und die Anwesenden sind Dir gefolgt. *Sie traut sich was, dachte ich bewundernd bei mir.* Du warst mir völlig unbekannt, noch ohne Titel, aber irgendwie selbstverständlich Leitung übernehmend. Und so ging es dann weiter.

2. Ilse Lenz, die Grenzen überschreitende, die grenzenlose Wissenschaftlerin

Du hast Dich hauptsächlich, aber nicht ausschließlich mit Frauenfragen befasst, das jedoch weltumspannend und total, gegen den Strom denkend, immer voran und in Bewegung.

Du hast ganz dicke Bretter gebohrt, z.B. *geschlechtersymmetrische Gesellschaften* in unseren, den westlichen Vorstellungshorizont gerückt, geradezu übermütig hast Du *Frauenmacht ohne Herrschaft* gedacht.¹ Wenn das kein dickes Brett ist! Und noch dickere, unvorstellbar dicke Bücher über *die neue Frauenbewegung in Deutschland*² hast Du veröffentlicht, eine kommentierte Quellensammlung von 1196 Seiten, begleitet von theoretischen Strukturierungen, sodass auch alles wissenschaftlich belegt und dem Vergessen entrisen ist.

Da fühlte ich mich sehr einbezogen wie ganz viele andere auch. So zu denken, dass viele andere mitgehen können, ist eine Fähigkeit von Riesinnen, wenn es um den Spurt über Grenzen geht und wenn diese Grenzüberschreitungen eta-

blierte Grenzzäune überwinden. Du scheust Dich nicht, selbstbewusst, gar mit Vergnügen und ganz und gar nicht verbissen vom Feminismus zu reden, feministische Projekte und feministische Theorie weiterzuentwickeln und den Sexismus in allen Varianten zu attackieren. Mir scheint, Du scheust vor keiner Herausforderung zurück, neues Terrain und vermintes Gelände zu betreten.

3. Ilse Lenz, die großartige Visionärin

Im ersten Graduiertenkolleg der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Frauenforschung „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel, Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“ warst Du eine ganz zentrale Denkerin und zuverlässige Kollegin.³ Aber nicht nur dies verbindet die 56 Kollegiatinnen und neun Kolleginnen im Rückblick miteinander, Du hast in die Zukunft gedacht.

Du bist Initiatorin und zentrale Akteurin im Netzwerk Frauenforschung NRW und Deine Idee war es, gleich eine ganze Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“ *gleichsam für die Ewigkeit* zu projizieren, damals erschien sie im Leske + Budrich Verlag,⁴ jetzt im Verlag für Sozialwissenschaften in Wiesbaden. Dies beweist, dass Du in historischen Ausmaßen für die nachfolgenden Generationen denkst. Die Reihe umfasst inzwischen mehr als 50 Bände.

Think big, scheint Dein Motto zu sein, aber mehr noch: Nur gemeinsam sind wir stark, wer auch immer *dieses WIR* ist. Auf keinen Fall ist *dieses WIR* kleinkariert und engstirnig. Also, „unverschämt“ und großmütig bist Du, liebe Ilse, ganz offensichtlich. Ich wiederhole, ein „bisschen Größenwahn“ steht jeder Frau, aber Dir in besonderem Maße – und das ist ganz gut so. Ich bin dankbar, dass ich Dich kennenlernen durfte. Es hat mich sehr gestärkt, Dich nebenan zu wissen, und Du kannst sicher sein, wir brauchen solche Riesinnen wie Dich.

¹ Ilse Lenz/Ute Luig (Hrsg., 1990): *Frauenmacht ohne Herrschaft. Geschlechterverhältnisse in nichtpatriarchalen Gesellschaften*, Berlin Orlanda Verlag

² Ilse Lenz (Hrsg., 2008): *Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied*, Wiesbaden, VS-Verlag. Es gibt auch eine Kurzfassung: Ilse Lenz (Hrsg., 2009): *Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Ausgewählte Quellen*, Wiesbaden VS-Verlag, 348 Seiten

³ Ilse Lenz (2002): *Neue Frauenbewegung, Feminismus und Geschlechterforschung*. In: Schäfer, Eva/Fritzsche, Bettina/Nagode, Claudia (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel. Interdisziplinäre Analyse zu Geschlecht und Modernisierung*, Opladen, Leske + Budrich, Sigrid Metz-Göckel/Angelika Kalbitz (2001): *Dokumentation Graduiertenkolleg Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume & Definitionsmacht von Frauen*, Dortmund.

⁴ Damals herausgegeben von Ilse Lenz, Michiko Mae, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller, Marlene Stein-Hilbers (†). Die Reihe startete mit L. Christof Armbruster/Ursula Müller/Marlene Stein-Hilbers (Hrsg., 1995): *Neue Horizonte. Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen. In dieser Reihe sind mit einer ergänzten Herausgeberschaft inzwischen mehr als 50 Titel erschienen.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
Zentrum für Hochschulbildung
Bereich Hochschuldidaktik
der TU Dortmund
sigrid.metz-goeckel@
tu-dortmund.de

Jenny Bünnig

Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren – Potenziale & Perspektiven

Bericht zum Gender-Kongress 2014 des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW am 07.03.2014 im SANAA-Gebäude in Essen



Das SANAA-Gebäude in Essen.



Eingang des SANAA-Gebäudes.



Von links nach rechts: Prof. Dr. Michael Meuser, Ursula Heller (stehend), Dr. Beate Kortendiek, Svenja Schulze, Dr. Uschi Baaken (sitzend) (Fotos: Holger Jacoby).

Einblicke und Ausblicke – durch diese Kontraste wird nicht nur das architektonisch einzigartige SANAA-Gebäude auf der Zeche Zollverein in Essen bestimmt, das zu den bedeutendsten Bauwerken des japanischen ArchitektInnenduos Kazuyo Sejima und Ryue Nishizawa zählt. Im Zeichen dieses Gegensatzpaares stand auch der dritte Gender-Kongress des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW, der hier am 07.03.2014 unter der Beteiligung von insgesamt 235 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Mitgliedern verschiedener Hochschulen, Studierenden sowie Akteurinnen und Akteuren aus den unterschiedlichen Bereichen der Gleichstellung aus NRW stattfand. An diesem Tag wurden Einblicke in die Ergebnisse des aktuellen Gender-Reports 2013 vermittelt, der von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW – gefördert durch das MIWF –

erarbeitet wurde, und dabei gleichzeitig Ausblicke in die Zukunft gegeben sowie Potenziale und Perspektiven gemeinsam diskutiert.

In ihrem Grußwort sprach Ministerin Svenja Schulze davon, dass die nordrhein-westfälischen Hochschulen bei der Entwicklung hin zu einer geschlechtergerechten Hochschullandschaft nicht mehr am Anfang stehen. Sie betonte jedoch, dass der Weg zu einer echten Chancengerechtigkeit zwischen Frauen und Männern in der Wissenschaft noch weit sei und dass er deshalb auch in Zukunft konsequent weitergegangen werden müsse. Den Gender-Kongress hob sie als eine wichtige Möglichkeit hervor, Menschen aus unterschiedlichen Ebenen, aus Hochschulleitung, Wissenschaft, Gleichstellung, Politik und Verwaltung, miteinander darüber ins Gespräch zu bringen, wie dieser Weg gestaltet werden kann. Der Gender-Kongress 2014 wurde von der Journalistin Ursula Heller vom Bayerischen Rundfunk

moderiert und von Kommunikationslotsen begleitet, die die wichtigsten Momente, Statements und Entwicklungen auf großen Aufstellwänden zeichnerisch festhielten und die Höhepunkte der Veranstaltung auf diese Weise visuell aufbereiteten. Inhaltlich gliederte sich der Kongress in drei Keynotes am Vormittag sowie vier parallele Zukunftsgespräche am Nachmittag. Deren Ergebnisse und zentralen Diskussionspunkte wurden anschließend in einem Plenum vorgestellt. Den Abschluss bildete ein Schlusswort aus dem Ministerium.

„Leaky pipeline“, Netzwerke und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – die Ergebnisse des Gender-Reports 2013

Unter dem Titel „Geschlechter(un)gerechtigkeit an Hochschulen – der Gender-Report 2013“ stellte *Dr. Beate Kortendiek* (Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW) einige der zentralen Ergebnisse des von ihr gemeinsam mit Meike Hilgemann, Jennifer Niegel und Ulla Hendrix erarbeiteten Gender-Reports 2013 vor. In diesem wurden Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken und Wissenschaftskarrieren untersucht und gleichzeitig Empfehlungen für geschlechtergerechte Berufungsverfahren und für eine Erhöhung des Professorinnenanteils gegeben.

In ihrem Vortrag gab Kortendiek einen Überblick über die Frauenanteile an Studierenden, AbsolventInnen, Promovierten und Professorinnen. Zwar bestehe die Gruppe derjenigen, die ihr Studium erfolgreich abschließen, mittlerweile zur Hälfte (50,8 Prozent) aus Frauen, doch nehme der Frauenanteil mit jeder weiteren Qualifikationsstufe ab („leaky pipeline“), sodass noch immer 80,1 Prozent aller Professorinnen in Nordrhein-Westfalen mit Professoren besetzt seien. Der Blick auf die Geschlechterverteilung in den Fächergruppen zeige zudem, dass Studentinnen und Studenten nach wie vor ungleich verteilt seien und dass sich dieses Missverhältnis im Verlauf der letzten zehn Jahre sogar noch verstärkt habe. In Bezug



Dr. Beate Kortendiek (rechts) im Gespräch mit Ursula Heller.

auf Frauen- und Männeranteile an Hochschulleitungen stellte Beate Kortendiek fest, dass die im Landesgleichstellungsgesetz geforderte Geschlechterparität in den Gremien bzw. die durch die Landesregierung angestrebte Marke von 40 Prozent nur von wenigen Hochschulen in NRW erreicht wird.

Die Ergebnisse von drei weiteren Studien, die im Rahmen des Gender-Reports zum Thema „Wissenschaftskarrieren – der Weg zur Professur“ durchgeführt wurden, zeigten darüber hinaus, dass das Netzwerken in der Wissenschaft der förderlichste Faktor für das Gelingen einer Wissenschaftskarriere und für den Weg auf eine Professur darstelle – sowohl für Frauen als auch für Männer. Als hinderlich werde von Professorinnen jedoch deutlich häufiger als von Professoren die mangelnde Vereinbarkeit mit Familie, Kindern und/oder Partnerschaft genannt. Die Analysen belegten insgesamt, dass Geschlecht und Geschlechterverhältnisse immer noch einen großen Einfluss auf den wissenschaftlichen Karriereweg zur Professur hätten.

Old boys networks and homo academicus – zur Bedeutung der homosozialen Kooptation

In seinem Vortrag griff *Prof. Dr. Michael Meuser* (TU Dortmund) ebenfalls die Ergebnisse des Gender-Reports 2013 auf, insbesondere die ausgeprägte Geschlechterdifferenz auf der Ebene der Professorinnen und Professoren. Er widmete sich dabei einem Faktor, den er sowohl für die Wissenschaft als auch für berufliche Karriereverläufe als bedeutsam ansah – dem der sogenannten homosozialen Kooptation, der Rekrutierung neuer Mitglieder auf Basis sozialer Ähnlichkeit. Dem Selbstverständnis moderner Organisationen nach werde, wie Meuser darlegte, Personal ausschließlich nach funktionalen Kriterien und „ohne Ansehen der Person“ rekrutiert. Dies widerspreche jedoch Ergebnissen aus der Forschung zum Verhältnis von Organisation und Geschlecht, die zeigten, dass Organisationen eine geschlechtliche Substruktur haben bzw. dass sie verge-



Teilnehmende des Gender-Kongresses 2014 (Fotos: Holger Jacoby).



Prof. Dr. Michael Meuser.



Dr. Uschi Baaken (Fotos: Holger Jacoby).

schlechtlich sind. So sei ein entscheidendes Kriterium bei Personalentscheidungen immer auch die Frage: Wer passt? Und Geschlecht sei ein zentrales Passungskriterium. Meuser sprach in diesem Zusammenhang von einem Entscheidungshandeln, das implizit männerbündisch strukturiert sei und seine Fortsetzung nicht selten in sogenannten „old boys networks“ fände, die sich den Kontrollmechanismen von Organisationen entzögen. Bezogen auf die Figur des homo academicus, des (Ideal-)Bildes eines Wissenschaftlers, der sich befreit von jeder familiären Verpflichtung ausschließlich der Wissenschaft widme/widmen könne, hob Meuser hervor, dies impliziere die Förderung von Wissenschaftskarrieren durch eine typisch männliche Lebensführung.

Michael Meuser schloss seinen Vortrag zum einen mit der Forderung nach einem Aufbrechen des Prinzips der homosozialen Kooptation und einer Abkehr von der „männlichen“ Lebensführung als Orientierungsfolie. Zum anderen fragte er aber auch, ob sich mit einem weiteren Anstieg des Anteils von Frauen auf der Ebene der Professuren das „Gerüst des Wissenschaftssystems“ ändern werde. Würden Frauen in ihm zu legitimen Mitspielerinnen allein dadurch, dass sie mehr und mehr präsent seien? Oder werde sich vielleicht sogar ein neues Spiel mit neuen Regeln entwickeln? Meuser sieht hier Klärungsbedarf und verwies mit Blick auf die Gender Studies gleichzeitig darauf, dass homosoziale Kooptation kein männliches Privileg sei.

Zwischen Chancen und Herausforderungen – zum Wandel der Gleichstellungsarbeit

Im letzten Vortrag des Vormittags gab *Dr. Uschi Baaken* (Bundeskonzferenz der Frauenbeauftragten und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen) einen Einblick in neue Herausforderungen und Perspektiven in der Gleichstellungsarbeit an Hochschulen. Voneinander abweichende Gesetzgebungen zur Autonomie, Länderunterschiede in Bezug auf Ausstattung und Funktion der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten,

uneinheitliche Abgrenzungen zum Wirkungsbereich der Landesministerien – schon ein kurzer Blick auf die Rahmenbedingungen für die Gleichstellungsarbeit an Hochschulen in Deutschland mache deutlich, so Baaken, wie heterogen sich dieses Feld und damit auch die Spielräume in der Gleichstellungsarbeit gestalten. Diese haben sich zudem in den letzten Jahren durch verschärften Wettbewerb und (inter)nationale Konkurrenz, Reformdruck und wachsende Eigenverantwortung der Hochschulen zunehmend verändert. Auch das Thema Geschlechtergerechtigkeit in der Spitzenforschung sei in diesem Zusammenhang stärker ins Bewusstsein gerückt. So identifizierte Baaken auf der einen Seite eine externe Steuerung, die zunehmend Gleichstellungsziele miteinbeziehe und in den letzten Jahren vor allem von der DFG, dem Wissenschaftsrat, dem Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder sowie der Hochschulrektorenkonferenz ausgegangen sei. Durch die wachsende Autonomie der Hochschulen sieht sie auf der anderen Seite gleichzeitig einen größeren Spielraum für Gleichstellungssteuerung in hochschulinternen Prozessen, zum Beispiel über interne Mittelverteilung mit Gleichstellungsindikatoren.

Mit diesen Veränderungen sieht Baaken auch einen Wandel der Gleichstellungspolitik und eine Entwicklung von neuen Gleichstellungsstrukturen einhergehen. So komme es zu einer Verschiebung der Gleichstellungspolitik von der Interessensvertretung zum Hochschulentwicklungs- bzw. Qualitätsmanagement, wodurch sich zum einen der Gestaltungsspielraum der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten vergrößere, diese zum anderen aber gleichzeitig stärker von ihren Handlungspartnerinnen und Handlungspartnern abhängig seien. Sie machte zudem einen Wechsel der Funktion und Arbeitsweise von Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten aus, wodurch deren Kontroll- zunehmend durch eine Beratungsfunktion ersetzt werde. Die Einrichtung neuer Gleichstellungsstrukturen, wie Stabsstellen, Gender-Equality-Stellen, Funktionsstellen in der Verwaltung oder in Einheiten wie Graduiertenschulen, sieht Baaken als Zeugnis eines Struk-



Teilnehmende des Gender-Kongress 2014.

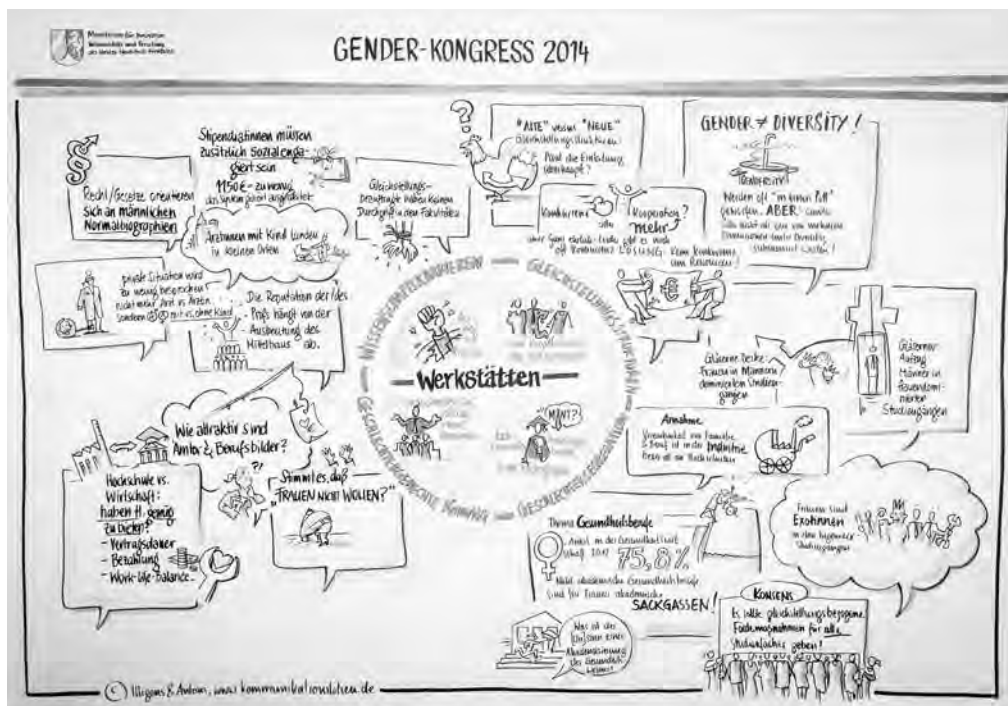


turwandels und des Vorhandenseins zusätzlicher Ressourcen für Gleichstellungsarbeit. Sie beinhaltet jedoch auch die Gefahr einer Konkurrenz zwischen neuen Strukturen und den Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten. Unabdingbar sei es, dass die Hochschulleitungen die Verantwortung für die Umsetzung von Gleichstellung übernehmen. In Bezug auf die Hochschul- und Gleichstellungssteuerung müssten verbindliche Steuerungsinstrumente eingeführt und stärkere (insbesondere finanzielle) Anreize gegeben werden.

Zukunftsgespräche

Den inhaltlichen Schwerpunkt im Nachmittagsprogramm des Gender-Kongresses bildeten vier parallel stattfindende Werkstätten, die sich mit Wissenschaftskarrieren, Gleichstellungsstrukturen, Ungleichheiten auf Hochschulleitungsebene sowie der Geschlechtersegregation in den Fächergruppen beschäftigten.

Unter dem Titel „Wissenschaftskarrieren – der Weg zur Professur“ diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der ersten Werkstatt die förderlichen und hinderlichen Faktoren einer Karriere in der Wissenschaft sowie Gründe, aus denen Frauen auf dem Weg zur Professur aufsteigen bzw. aussteigen. Dabei ging es vor allem um Wissenschaftlerinnen mit Kind, Nachwuchsförderungsprogramme, Berufungsverfahren und die Situation im wissenschaftlichen Mittelbau. Einig waren sich die Anwesenden darüber, dass es weiterer Unterstützungsmaßnahmen bedarf, um Familie und Beruf besser vereinbaren zu können und Frauen auch unabhängig von persönlichen Netzwerken Karrieren zu ermöglichen. Es wurde gefordert, dass Nachwuchsförderprogramme nicht nur in Bezug auf die Anzahl, sondern auch hinsichtlich ihrer finanziellen, strukturellen und rechtlichen Rahmenbedingungen ausgebaut werden. Darüber hinaus müssten Entfristungen im wissenschaftlichen Mittelbau weiter vorangetrieben werden, da nur so eine strukturelle



Aufstellwand der Kommunikationslotsen (Fotos: Holger Jacoby).



Teilnehmende des Gender-Kongress 2014.



Sängerin Léonie Thoms (rechts), begleitet von Prof. Patricia Martin (Fotos: Holger Jacoby).

Sicherheit, insbesondere für Frauen, auf dem Weg zur Professur verbessert werden könne. In Werkstatt 2 ging es um alte und neue Gleichstellungsstrukturen und die Frage, ob diese in Konkurrenz zueinander stehen oder Wege der Kooperation möglich sind. Dabei sprachen sich die Teilnehmenden nicht nur für eine breitere personelle und institutionelle Verankerung aus, sondern auch für eine geteilte Verantwortlichkeit, die als wesentlich für eine erfolgreiche Gleichstellungsarbeit gesehen wurde. Zudem wurde die Bedeutung von Zielvereinbarungen als einem zentralen Instrument betont, um eine größere Verbindlichkeit in der Umsetzung von Gleichstellungszielen zu gewährleisten. Da gerade die Konkurrenz um begrenzte Ressourcen als wesentlicher Hinderungsgrund für ein kooperatives Verhältnis zwischen Gender und Diversity identifiziert wurde, ging hier auch eine Bitte ans Ministerium, eine ausreichende Ressourcenausstattung sowohl für Gender- als auch für Diversityarbeit zu gewährleisten.

Vor dem Hintergrund des immer noch geringen Frauenanteils in den Führungsgremien der Hochschulen setzten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Werkstatt 3 mit geschlechtergerechter Führung auseinander. Es wurde danach gefragt, welche Mechanismen Frauen daran hindern, Leitungspositionen zu übernehmen, und wie eine geschlechtergerechte Besetzung dieser Positionen möglich gemacht werden kann. Die Anwesenden plädierten nicht nur dafür, die Attraktivität von Hochschulleitungspositionen zu erhöhen und hier auch auf eine stärkere Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu achten. Sie sprachen sich darüber hinaus für eine aktive externe Rekrutierung sowie die Förderung und gezielte Ansprache qualifizierter Frauen aus. In Werkstatt 4 ging es unter dem Titel „Geschlechtersegregation in den Fächergruppen – fachkultureller Handlungsbedarf“ um die ungleiche Verteilung der Geschlechter in verschiedenen Fächern und Fächergruppen und dabei vor allem um die Frage, ob es noch angemessen ist, gleich-

stellungsbezogene Förderangebote ausschließlich auf die MINT-Fächer zu konzentrieren. Zentrale Ergebnisse der Diskussion waren in diesem Zusammenhang unter anderem die Forderungen, Gendersaspekte stärker in die Curricula aufzunehmen und Gender als Grundlagenwissen in den Fächern zu verankern. Um langfristig eine Kulturveränderung zu bewirken, müsste außerdem auf einen Wandel in der disziplinären Studien- und Organisationskultur hingewirkt werden, von dem beide Geschlechter profitieren.

Ausklang

Ehe sie zum Ausklang des Gender-Kongress überleitete, griff die Ministerialrätin Susanne Graap in ihrem Schlusswort aus dem Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW noch einmal – im Anschluss an die Begrüßung von Ministerin Svenja Schulze am Vormittag – das Fazit des aktuellen Gender-Reports auf¹. Sie schlug damit nicht nur einen Bogen zum Anfang der Veranstaltung, sondern benannte auch noch einmal das Ziel des Gender-Kongresses 2014: Dieser sollte einen Überblick vermitteln, wo die hochschulische Gleichstellungsarbeit steht, an welcher Stelle des Weges sie sich befindet und zugleich einen Ausblick geben, in welche Richtung sich die Gleichstellungsarbeit in Zukunft entwickeln soll. Und vor allem sollte er die Teilnehmerinnen und Teilnehmer darüber ins Gespräch bringen, wie es möglich ist, dort hinzugelangen. Das ist an diesem Tag auf vielfältige Weise gelungen.

Abgerundet wurde der Kongress durch einen Auftritt der Sängerin Léonie Thoms, die mit thematisch passenden Chansons die Teilnehmenden musikalisch auf den Internationalen Frauentag einstimmte.

Die Tagungsdokumentation zum Gender-Kongress 2014 sowie der aktuelle Gender-Report sind über die Website der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zu bestellen: www.netzwerkfgf.nrw.de/koordinations-forschungsstelle/publikationen/studien-des-netzwerks

¹ Kortendiek, Beate; Hilgmann, Meike; Niegel, Jennifer & Hendrix, Ulla. (2013). Gender-Report 2013. Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 17, S. 418.

Brigitta Wrede, Ilona Pache

Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)

Bericht zur 12. Arbeitstagung der KEG am 13. und 14.02.2014 in Paderborn



Die Sprecher_innen (von links nach rechts): Dr. Brigitta Wrede, Dr. Tanja Rietmann, Dr. Ilona Pache und Alexander Fleischmann.

Auf der diesjährigen Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung wurden aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen erörtert. An der Universität Paderborn trafen sich im Februar am Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies (ZG) mehr als 70 Geschlechterforscher_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zu einem Erfahrungsaustausch. In insgesamt sieben Arbeitsgruppen wurden in unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen Trends der Hochschulentwicklung in ihren Auswirkungen auf die Einrichtungen diskutiert sowie Strategien der Institutionalisierung reflektiert und analysiert.

Die AG I *Zentren für die Zukunft – Perspektiven der Verstetigung in Zeiten von Umbrüchen und Neuanfängen* – moderiert von Inga Nüthen (ZEFG, Freie Universität Berlin) und Dirk Schulz (GeStiK, Universität zu Köln) – fokussierte die Situation der Einrichtungen für Geschlechterforschung. Ausgangspunkt war die Frage, ob es trotz unterschiedlicher Rahmenbedingungen und Erfahrungen ähnliche Herausforderungen, Strategien und Perspektiven gibt. Obwohl sich die Wege der Institutionalisierung sowie die Strukturen der Zentren regional und über die Dekaden hinweg stark unterscheiden, stehen sie doch immer wieder vor ähnlichen Herausforderungen (Stichworte: Evaluation, Verstetigung, Zeit- und Rationalisierungsdruck). Helga Hauenschild (Koordinationsstelle Geschlechterforschung, Universität Göttingen), Brigitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterfor-

schung (IFF), Universität Bielefeld), Britta Thege (Institut für Interdisziplinäre Gender-Forschung und Diversity, Fachhochschule Kiel) und Marianne Schmidbaur (Cornelia Goethe Centrum (CGC), Universität Frankfurt/Main) diskutierten über die aktuelle Situation, über strukturelle Umbrüche, Aufgaben und Rollen der jeweiligen Zentren innerhalb der Hochschule und gaben einen Ausblick auf deren Zukunft.

Insbesondere die allgemeinen Bedingungen einer ökonomisierten Hochschullandschaft machen die Verstetigung zentraler Einrichtungen der Geschlechterforschung ähnlich relevant. Gerade im Kontext einer Finanzierungssituation, die immer mehr dauerhafte Aufgaben zugunsten kurzfristiger Projekte aufgibt, ist die Frage nach der Verstetigung besonders wichtig. Neben den strukturellen Bedingungen sind auch immer wieder die Fragen zu diskutieren: Was soll, muss und kann eine solche Einrichtung leisten? Welches sind ihre Aufgaben und welche strukturelle Organisation ist dafür optimal? Welche Rolle spielt dabei die lokale Situation? Ausgehend von einer gemeinsamen Bestandsaufnahme wurden Möglichkeiten und Strategien für eine Zukunft der Zentren diskutiert.

Die AG II *Entwicklung der Gender-Studiengänge* wurde moderiert von Helga Hauenschild (Georg-August-Universität Göttingen) und Ilona Pache (Humboldt-Universität zu Berlin). Ein Schwerpunkt der AG war die Reflexion institutioneller Rahmenbedingungen und curricularer Ausrichtungen bei der Ersteinrichtung von Gender-Studiengängen. Über den Stand der Entwicklung des BA-Nebenfachs an der Goethe-Universität Frankfurt referierte Marianne Schmidbaur (Goethe-Universität Frankfurt), zur Entwicklung des hochschulübergreifenden Masterstudiengangs Gender Studies „MGGM“ – Marburg-Gießen-Gender-Master sprach Barbara Grubner (Phillips Universität Marburg). Die Beiträge thematisierten verschiedene Strategien der Etablierung und Fragen zur Ausstattung mit den notwendigen Ressourcen.

Ein zweiter Schwerpunkt fokussierte die Studien- und Lehrerfahrungen in etablierten Studien-

gängen. Dabei standen Fragen der Qualitätsprüfung und -sicherung sowie Rahmenbedingungen und Ergebnisse der Reform der BA- und MA-Studiengänge im Vordergrund. Helga Hauenschild zeigte Bilanzen und Perspektiven der Göttinger Geschlechterforschung auf, bevor Ilona Pache abschließend zur Reform der BA- und MA-Gender-Studiengänge an der HU Berlin sprach. Diese Beiträge zeigten Erfolge in den etablierten Studiengängen auf, aber auch, dass strukturelle und konzeptuelle Profilvermerkmale der Gender Studies, wie Inter- und Transdisziplinarität, nach wie vor Besonderheiten im akademischen Betrieb und somit anhaltende Herausforderungen sind.

Mit der AG III *Gleichstellungspolitik, Frauenförderung und Geschlechterforschung an Kunst- und Musikuniversitäten bzw. Kunst- und Musikhochschulen* eröffneten Andrea Ellmeier (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien), Alexander Fleischmann (Akademie der Bildenden Künste Wien) und Christa Brüstle (Kunstuniversität Graz) ein im Rahmen der KEG gänzlich neues Themenfeld. Schwerpunkt war die Diskussion der Anforderungen an die Hochschulen in diesem Bereich, die sich durch die Implementierung von Gleichstellungsmaßnahmen, Frauenförderprogrammen sowie Geschlechterforschung/Gender Studies ergeben. Sie stoßen im Kunst- und Musikbereich auf spezifische institutionelle und strukturelle, aber auch inhaltliche (fachliche) Vorbedingungen und Ausgangssituationen. Hier scheint insbesondere ein grundsätzliches Verständnis von Kunst oder Musik ausschlaggebend, das fach- bzw. institutionenspezifisch oft hegemoniale Züge trägt. Beide Aspekte spielen auch bei der jeweiligen Ausrichtung der Geschlechterforschung/Gender Studies eine Rolle. Während an den Kunstuniversitäten ein innovatives Verständnis von Kunst und eine Aufgeschlossenheit gegenüber kulturwissenschaftlichen und interdisziplinären Arbeitsansätzen dazu führt, dass der Geschlechterforschung eher mit Offenheit begegnet und diese auch produktiv, vor allem im Bereich der bildenden Künste, aufgenommen wird, zeigt sich an Musikuniversitäten hingegen häufig ein konservatives Verständnis von Musik und zugleich sind relativ traditionelle Arbeitsstrukturen grundlegend.

Diese AG will aus dem Vergleich von Institutionen im deutschsprachigen Raum sowie zwischen Hochschulen unterschiedlicher künstlerischer Ausrichtung neue Aspekte in die hochschulpolitische Diskussion einbringen. Nicht zuletzt scheint auch das Thema künstlerischer Forschung gerade für die Geschlechterforschung selbst wichtige Impulse liefern zu können.

Die AG IV *Gender Studies goes online? Gender-Wissen im Netz* thematisierte unter der Moderation von Gabi Jähnert (Humboldt-Universität zu Berlin) die Möglichkeiten des web2.0 und der neuen Informationsmedien für die weitere Profilierung der Gender Studies. Der Hintergrund für ein solches Panel liegt auf der Hand: Die wissenschaftlichen Kommunikationsstrukturen sowie die Anforderungen und Bedürfnisse in der Literaturrecherche und -bereitstellung haben sich in den zurückliegenden Jahren verändert. Wissenschaftliche Texte werden auch in den Gender Studies in Blogs und Internetforen bereitgestellt und diskutiert. Es gibt Online-Zeitschriften, Gender-Wikis und Gender-Glossare. Unter Student_innen und auch Wissenschaftler_innen erfolgt die Erstinformation über neue Themen häufig über Wikipedia und Google. Die Akzeptanz für Open Access und für reine Online-Publikationen ist – wie in den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt – jedoch immer noch gering. Die oftmals prekäre und doppelte Verankerung der Geschlechterforschung – innerhalb von Disziplinen und als interdisziplinäres Fach – bringt für die Literatursuche und -bereitstellung noch einmal besondere Herausforderungen mit sich.

Vor diesem Hintergrund stellte die AG exemplarisch einige dieser Projekte und Rechercheinstrumente vor und diente dem Erfahrungsaustausch über Herausforderungen in diesem Feld. Präsentiert wurden Online-Gender-Ressourcen aus bibliothekarischer Sicht von Karin Aleksander (Humboldt-Universität zu Berlin), das Projekt *Meta_Datenbank* des i.d.a.-Dachverbandes von Marius Zierold (Humboldt-Universität zu Berlin), das onlinejournal *kultur & geschlecht* von Anja Michaelsen (Ruhr-Universität Bochum), die Planungen für ein Gender-Fachrepositorium von Gabriele Jähnert (Humboldt-Universität zu Berlin) sowie das Gender-Glossar (www.gender-glossar.de) von Daniel Diegmann und Juliane Keitel (Universität Leipzig).

Auch mit der AG V *Verankerung der genderspezifischen Lehre in den Curricula am Beispiel Medizin* wurde von Anja Vervoorts (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf), Ulrike Nachtschatt (Medizinische Universität Innsbruck) und Sandra Steinböck (Medizinische Universität Wien) ein für die KEG neues Feld eröffnet: die Erfahrungen bei der Verankerung von Gender-Aspekten in der Lehre an medizinischen Fakultäten. Ausgehend von einer Bestandsaufnahme der Gender-Medizin an drei deutschsprachigen Universitäten wurde diskutiert, welche Rahmenbedingungen, welche Strategien und welche Qualitätsstandards notwendig sind, um die Verankerung der Gender-Medizin in den Curricula voranzutreiben.

Nach einleitenden Präsentationen fand ein Austausch von Ideen und Erfahrungen insbesondere zu zwei Themenfeldern statt: zum einen zum Gender-Begriff in der Medizin sowie zu Strategien zur Vermeidung der Reduktion auf biologische Faktoren, zum anderen zu Evaluation und Qualität, Rahmenbedingungen, Vernetzung und notwendigen Stakeholdern.

Die AG VI *Was heißt gender- und diversitygerechte Didaktik? (Forschungs-)Grundlagen, Umsetzung und kritische Praxisreflexion* wurde moderiert von Urte Böhm (Alice-Salomon-Hochschule Berlin), Daniela Marx (Georg-August-Universität Göttingen) und Sandra Smykalla (Fachhochschule Kiel). Zur Ausgangslage: Wie Gender- und Diversity-Ansätze in Studium und Lehre verankert werden können, wird derzeit bspw. im Kontext der Hochschuldidaktik und der Studiengangsentwicklung an vielen Hochschulen diskutiert und es ist ein regelrechter Boom an Maßnahmen in diesem Bereich zu verzeichnen. Insbesondere durch die Förderung im Rahmen des Qualitätspakts Lehre haben die hochschuldidaktischen Initiativen in diesem Bereich stark zugenommen und es sind neben Geschlechterforscher_innen und Gleichstellungsbeauftragten auch ganz neue Akteur_innen damit befasst. Es fällt auf, dass neue Akteurskonstellationen entstehen, dass ein oft nur vages Verständnis von Diversität und Heterogenität zum Tragen kommt, dass das Verhältnis von Diversity und Gender unterbestimmt bleibt und schließlich dass Erkenntnisse aus der Lehr-Lernforschung häufig ohne Gender-Bezug als empirische Grundlage dienen.

Die AG ging vor diesem Hintergrund der Frage nach, was „gender- und diversitygerechte Lehre“ genau heißen kann und soll und auf welche Studien sowie Erkenntnisse der Gender Studies didaktische Maßnahmen zurückgreifen. Welche Forschungsperspektiven und -ergebnisse nutzen – und brauchen – die Akteur_innen in der Konzeption und Umsetzung gender- und diversitygerechter Didaktik und Lehre?

Auf der Basis eines umfassenden Diversitätsbegriffs mit intersektionaler Perspektive, welcher Heterogenität im Lehr-Lernverhalten ebenso in den Blick nimmt wie soziale Ungleichheitsverhältnisse, wurde im Sinne einer kritischen Praxisreflexion ausgelotet, welche Möglichkeiten der konkreten Umsetzung „gender- und diversity-gerechte Lehre“ es in einzelnen Lehrveranstaltungen und in der Lehrplanung gibt. Hierbei wurde auch die Gefahr der Stereotypisierung und Reifizierung der Differenz reflektiert. Fragen, die sich hieraus ergeben, betreffen auch die Verankerung gender- und diversitygerechter Lehre in den Curricula: Welche Effekte haben additive bzw.

Querschnittsangebote? Welche Qualitätskriterien gelten zudem für „gender- und diversitygerechte Lehre“? Sollten gar eigene Qualitätskriterien entwickelt werden?

In der AG VII *Integratives Gendering in der Forschung* stellte Nele Bastian (Leuphana Universität Lüneburg) den an der Leuphana Universität entwickelten Ansatz zur Berücksichtigung von Gender-Diversity-Aspekten im alltäglichen Prozess von Lehre, Forschung, Transfer, Organisations- und Personalentwicklung als ein Qualitäts- und Profilelement vor. Die Konzeptionierung und Realisierung des ‚integrativen Gendering‘ fokussierte sich zu Beginn auf die Integration von Geschlechterforschung in Studium und Lehre sowie auf Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit im Studienzugang und in der Studienstruktur. Das Konzept erfuhr eine Erweiterung auf die Vielfaltsdimensionen des Diversity-Konzeptes. Diversity wird seither nicht additiv zu Gender betrachtet, vielmehr bildet Diversity ein Spektrum, das verschiedene Vielfaltsdimensionen umfasst, welche jeweils in einer wechselseitigen Beziehung mit der Kategorie Gender verknüpft sind. Nach einem kurzen Input wurde in einem methodisch aufbereiteten und strukturierten Diskussionssetting gearbeitet. Die AG diskutierte, wie die Integration von Geschlechterforschungsfragestellungen in die Breite der disziplinären Forschung zur Steigerung der Qualität von Forschung beitragen sowie dem Nachweis exzellenter Forschungsleistungen dienen kann. Es wurden Empfehlungen, Best Practice-Beispiele, Strategien, Orte und Adressat_innen der Platzierung erörtert. Dabei wurden auch Effekte, Potenziale sowie Kooperationen des integrativen Gendering in der Forschung herausgearbeitet.

Zu allen AGs der KEG 2014 finden sich ausführliche Protokolle im Netz (Webadresse siehe unten). Mit Blick auf die nächste Jahrestagung der KEG 2015 wurden als mögliche Themen benannt:

- Gender Studies an Fachhochschulen: Neue Kooperationsmöglichkeiten
 - Interdisziplinäre Netzwerke der Gender Studies auf nationalen und regionalen Ebenen
 - Zentren im Kontext neuer Governance-Strukturen (Hochschulentwicklung, Finanzierungskonzepte, Exzellenzinitiative, Parametersteuerung)
 - Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung: Kooperationen und Konkurrenzen
- Weiter fortgeführt werden sollen folgende AGs:
- Entwicklungen der Zentren für Gender Studies – zwischen Anpassung, Vermarktung und Selbstbehauptung (Normalisierung und Professionalisierung; eigene und strukturelle Kriterien und Qualitätsanforderungen)
 - Entwicklungen der Gender Studies-Studiengänge

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Dr. Ilona Pache
Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG)
Humboldt-Universität zu Berlin
ilona.pache@gender.hu-berlin.de

Dr. Tanja Rietmann
Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung
Universität Bern
tanja.rietmann@izfg.unibe.ch

Alexander Fleischmann
Akademie der bildenden Künste Wien
a.fleischmann@akbild.ac.at

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede
 Interdisziplinäres Zentrum
 für Frauen- und Geschlechter-
 forschung (IFF)
 Universität Bielefeld
 birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

- Gender Studies an Kunst- und Musikhochschulen
 - Gender Studies in der Medizin
 - Didaktiken der Gender Studies
- Initiativen zur Ausgestaltung dieser oder anderer AGs sind herzlich willkommen! Die nächste Tagung der KEG findet am 12./13.02.2015 (im Vorfeld der 5. Jahrestagung der deutschen Fachgesellschaft Geschlechterstudien) an der Universität Bielefeld statt.

KEG im Internet: www.genderkonferenz.eu. Hier gibt es unter „Kontakt“ auch die Möglichkeit, sich in die Mailingliste der KEG einzutragen. Über die Mailingliste können Informationen auch verteilt werden.

Patricia Tegtmeier

Zukunftsorientiertes Personalmanagement – Diversität im Fokus

Tagungsbericht zum Transferforum II des BMBF-Projekts pinowa am 19.03.2014 in Essen



Die Referentinnen und Referenten des Transferforums (Foto: Tom Schulte).

Eigene wissenschaftliche Ergebnisse aus den letzten knapp zwei Jahren Forschung vor- und zur Diskussion zu stellen, war das Ziel dieser Tagung, zu der das Institut für Arbeit & Personal (iap) der FOM Hochschule im März nach Essen eingeladen hatte. Der thematische Schwerpunkt der Veranstaltung lag auf lebensphasen- und diversitätsorientiertem Personalmanagement. Das Projekt pinowa wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und der Europäischen Union gefördert und startete im Sommer 2012. Das Projekt ist in drei Teilvorhaben gegliedert, in denen zu verschiedenen Themen des Personalmanagements und der Arbeitsgestaltung in wissensintensiven Branchen geforscht wird.

Fokus Diversität – thematische Einführung

Nachdem die wissenschaftliche Direktorin des iap, Prof. Dr. Ulrike Hellert, die Gäste begrüßt

hatte, gab Prof. Dr. Anja Seng, ihres Zeichens Rektoratsbeauftragte für Diversity Management (DiM) an der FOM, einen Einblick in das Diversity Management im eigenen Hause. Sie stellte die Aktivitäten in den vier Handlungsfeldern Hochschulmanagement, Forschung, Lehre und Praxis sowie einige Ergebnisse einer Befragung von Studierenden und Lehrenden der Hochschule vor. Die Erhebung habe gezeigt, dass sowohl Lehrende als auch Studierende sich eine stärkere Verankerung der Themen Diversität und DiM in der Lehre wünschen. Dr. Petra Köppel stellte im Anschluss daran in ihrer Key Note Thesen auf, die sowohl auf wissenschaftlichen Erkenntnissen als auch auf eigenen Erfahrungen basierten und zeigten, unter welchen Umständen Diversität im Unternehmen gelingen kann. Sie plädierte deutlich für eine Abkehr davon, DiM als Minderheitenprogramm zu begreifen. Sie argumentierte stattdessen für einen ganzheitlichen Ansatz von DiM als Change-Management-Prozess, der zu einer Diversität wertschätzenden Unternehmenskultur führen könne.

Berichte aus der aktuellen Forschung

In der zweiten Hälfte des Vormittags wurden die einzelnen Teilvorhaben vorgestellt. Den Anfang machten Ute Peters und Christina Goesmann aus dem iap mit dem Vortrag „Diversität in KMU – Kernstrategie oder Nice-to-have?“ Nach einer Einführung zum Stand der Forschung referierten sie die Ergebnisse ihrer eigenen qualitativen Analysen in drei Unternehmen. Untersucht wurden die Forschungs- und Entwicklungsabteilungen. DiM werde in den Unternehmen vor allem als

lebensphasenorientiertes Personalmanagement praktiziert, welches sich nach den individuellen Bedürfnissen der Beschäftigten richtet. Allgemeingültige Angebote oder ein strategisches DiM fänden sich dort jedoch nicht. Auch würden die vorhandenen Stärken in diesem Bereich bisher nicht ausreichend genutzt, um die Unternehmen nach außen als attraktive Arbeitgeber/innen zu präsentieren.

Der zweite Vortrag „High performance-Teams im Entwicklungsbereich – je bunter, desto besser?“ kam von Dr. Anja Gerlmaier und Dr. Stephan Hinrichs vom Institut für Arbeit und Qualifikation (IAQ). Ihre Ergebnisse basieren auf quantitativen Erhebungen aus dem Bereich IT-Entwicklung. Sie stellen vor, wie sich erstens die Diversität und zweitens der kollektive Handlungsrahmen (sprich organisationale wie individuelle Belastungen und Ressourcen) auf die Übernutzung und die Unter-nutzung von Innovationspotenzialen und die Arbeitsmotivation auswirken. Sie kamen zu dem Schluss, dass der Einfluss von Diversität auf die Innovationsfähigkeit von Unternehmen eher gering ist; vielmehr sei der kollektive Handlungsrahmen ausschlaggebend. Dieser Handlungsrahmen werde jedoch von den Personen je nach Alter, Geschlecht und Familiensituation unterschiedlich wahrgenommen.

Den Abschluss des Vormittags übernahm Katrin Gül vom Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung München (ISF). Unter dem Titel „Berufliche Entfaltung ein Arbeitsleben lang – Rollen- und Karrierekonzepte lebensphasensensibel gestalten“ wurden die Ergebnisse qualitativer Erhebungen dargestellt. Sie identifizierte vier Handlungsfelder, die für die Realisierung dieser beruflichen Entfaltung relevant seien: die Entzerrung der Rush-Hour des Lebens, die Öffnung horizontaler beruflicher Entwicklungspfade, die Nutzung der Potenziale erfahrener Beschäftigter und die Schaffung nachhaltiger Arbeitsbedingungen. Gerade Umbruchsituationen im Unternehmen seien geeignet, um „mit der Welle“ lebensphasenorientierte Rollen- und Karrierekonzepte in den Unternehmen einzuführen.

Praxisrelevanz der Forschungsthemen

Auch für den Praxisbezug der vorgestellten Ergebnisse war Raum vorgesehen. Dafür gab es am Nachmittag drei parallele Workshops, die von den beteiligten drei Instituten des Projekts ange-

boten wurden. Ziel war es, die aktuellen Themen des Projekts zur Diskussion zu stellen und mit den jeweiligen Teilnehmer/innen der Workshops aktiv weiterzuentwickeln.

Das iap stellte gemeinsam mit Marco Götz von der Pilkington Deutschland AG die Frage, welche Rolle Intuition in der Personalauswahl spielt und wie sie in der potenzialorientierten Rekrutierung genutzt werden kann. Im Workshop des IAQ wurde zusammen mit Claus Hoffmann vom Fraunhofer Institut der Frage nachgegangen, wie in der betrieblichen Praxis der Wissensarbeit Kreativität und Gesundheit gefördert werden können. Im Workshop des ISF stellten Dr. Heidrun Kleefeld von der SAP AG und Monika Neumann von der Software AG die in ihren Unternehmen praktizierten Ansätze lebensphasenorientierter Karriere-Modelle zur Diskussion.

Resümee

Die Ergebnisse aus den Workshops wurden anschließend ins Plenum getragen. Hierzu übergab Gundula Grzesik, die bis dahin durch die Veranstaltung geführt hatte, die Moderation an Dr. Petra Köppel. Diese machte durch Interviews mit den Workshopleiterinnen und -leitern die erarbeiteten Inhalte für das Plenum zugänglich. Hieraus entstanden wieder neue Fragen, die im Laufe der Veranstaltung nicht abschließend beantwortet werden konnten. So wurde angeregt darüber diskutiert, wie man auch jene Beschäftigten von den Vorteilen von Diversität überzeugen könnte, die durch die aktuellen Strukturen im Unternehmen privilegiert sind. Auch wie die betriebliche Debatte über die hier besprochenen Kernthemen Geschlecht und Alter auf andere Diversitythemen wie zum Beispiel Behinderung ausgeweitet werden kann, wurde von den Anwesenden thematisiert. Insgesamt hat die Tagung mit den klar dargestellten Projektergebnissen und ihrem breiten Raum für Diskussion viele Fragen beantworten können und gleichzeitig das Thema mit viele neuen Fragen weiter aufgespannt.

Die Dokumentation der Tagung ist über die Projekthomepage abrufbar. Das Projekt pinowa geht nun in die letzte Phase, in der die Ergebnisse der letzten beiden Jahre in praxisnahe Handreichungen und Instrumente überführt werden. Diese sollen auf der Abschlussveranstaltung im März 2015 in Duisburg vorgestellt werden.

Kontakt und Information

Dr. Patricia Tegtmeier
FOM Hochschule für
Oekonomie & Management
iap – Institut für
Arbeit & Personal
Leimkugelstraße 6
45141 Essen
patricia.tegtmeier@fom.de
www.pinowa.de

Buchbesprechungen

Levke Harders rezensiert

Schramm, Hilde (2012): *Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux 1882–1959. Nachforschungen*

432 Seiten, 19,95 €, ISBN 978-3-498-06421-1, Rowohlt, Reinbek

Ausgehend von den Erinnerungen an ihre Lehrerin Dora Lux hat Hilde Schramm ein ungewöhnliches Buch verfasst, das nicht nur Biografie einer beeindruckenden Frau, sondern zugleich deutsche Bildungs-, Geschlechter- und politische Geschichte des 20. Jahrhunderts ist – nicht zuletzt in Teilen auch eine Autobiografie. Dora Lux war eine der ersten Abiturientinnen und anschließend ersten Studentinnen in Preußen. Sie kämpfte entschieden um ihr Recht auf eine akademische Ausbildung und Berufstätigkeit – auch als verheiratete Frau mit Kindern. Im Nationalsozialismus verfolgt, überlebte sie durch ihre Weigerung, sich als Jüdin registrieren zu lassen.

1882 im Kreis Czarnikau/Czarnków geboren, wuchs Dora Bieber ab 1891 in Berlin in einer getauften Familie jüdischer Herkunft auf. Der Vater Joachim Bieber förderte die Ausbildung seiner fünf Kinder. Zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Annemarie besuchte Dora Bieber daher die Gymnasialkurse von Helene Lange und erlangte auf diesem (Um-)Weg 1901 das Abitur. Anschließend studierte Dora Bieber Latein, Griechisch und Geschichte, um Lehrerin zu werden. Wegen der problematischen Situation an der Berliner Universität, an der viele geisteswissenschaftliche Professoren dem Frauenstudium nicht eben freundlich gesonnen waren und es keine reguläre Zulassung von Abiturientinnen gab, wechselte sie 1903 nach Heidelberg und 1904 nach München. 1906 – also zwei Jahre vor der regulären Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium in Preußen – reichte Dora Bieber ihre Dissertation über Fabeln in der Antike ein und war damit wohl die vierte promovierte Altphilologin in Deutschland. Nach dem Dokortitel folgten die nächsten Hürden, da auch die Zulassung zum Staatsexamen für das Höhere Lehramt und die schulpraktische Ausbildung für Frauen kaum möglich waren. Nach einer Ausnahmeentscheidung konnte sie 1907 in Baden das Staatsexamen ablegen und die Lehramtsausbildung in Kassel abschließen, wo sie 1909 die Lehrbefähigung für höhere Mädchenschulen erhielt. Schramm überschreibt die-

sen Teil ihrer Studie zu Recht mit „Eine Wegbereiterin“ und schildert anschaulich die (bildungs-)politische Diskriminierung von Frauen wie auch die Handlungsstrategien von Dora Bieber und anderen.

Nach diesem für eine (jüdische) Frau im Kaiserreich ungewöhnlichen Ausbildungsweg begann Dora Bieber eine langjährige Lehrtätigkeit in Berlin. Über einen Radfahrerbund ihres Vaters hatte sie um 1900 den Sozialdemokraten, Publizisten und Beleuchtungstechniker Heinrich Lux kennengelernt, den sie 1915 heiratete. Auch nach der Heirat und der Geburt ihrer Töchter (1919 und 1920) blieb Dora Lux trotz aller Widerstände gegen verheiratete Lehrerinnen Vollzeit berufstätig, zunächst in den Gymnasialkursen und ab 1922 als Studienrätin am Lette-Haus. Nachdem sie 1933 entlassen wurde, arbeitete sie noch einige Jahre als Publizistin, vor allem für die „Ethische Kultur“. Schramm stellt die Gesellschaft, ihre „kleine traditionsreiche linksliberale“ Zeitschrift (S. 158) und die regimekritischen Beiträge von Dora Lux ausführlich vor, bevor sie die nationalsozialistische Verfolgung der Familie Bieber und ihre Überlebensstrategien rekonstruiert. Schramms Berichte über den ‚gekauften‘ nichtjüdischen Großvater und über die Entscheidung von Dora Lux wie ihres Bruders Friedrich Bieber, sich nicht als ‚Juden‘ zu melden, werfen einen neuen Blick auf widerständiges Handeln im Nationalsozialismus, das Schramm als „Ausnahmeverhalten in einer Ausnahmesituation“ beschreibt (S. 269). Während Friedrich Bieber 1944 trotzdem deportiert und ermordet wurde, überlebte die Schwester Elsbeth Schaper das Konzentrationslager Theresienstadt. Richard Bieber war 1936 in hohem Alter verstorben, Annemarie Bieber emigrierte 1940 mit ihren Töchtern in die USA. Dora Lux war zunächst durch die ‚privilegierte Mischehe‘ geschützt, ehe sie nach dem Tod ihres Mannes 1944 aus Berlin flüchtete, um in Süddeutschland das Kriegsende zu erleben. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Dora Lux als Geschichtslehrerin in der Elisabeth-von-Thadden-

Schule in Heidelberg, wo sie auch Hilde Schramm, die Tochter von Albert Speer, unterrichtete. Die finanzielle Notwendigkeit, im Alter von 65 Jahren noch zu lehren, die Kämpfe um die – schließlich lächerliche – Wiedergutmachung, zunehmende Gesundheitsprobleme, das zurückgezogene Leben und die fehlende Auseinandersetzung der bundesdeutschen Gesellschaft mit dem Nationalsozialismus kennzeichnen diese Lebensjahre. 1959 verstarb Dora Lux in Heidelberg.

Lux' jahrzehntelange Arbeit als Lehrerin und ihre pädagogischen Konzepte diskutiert Schramm ebenso wie die Bedeutung des familiären, freundschaftlichen und kollegialen Netzwerkes. Die Biografie wird zudem ergänzt durch fünf Exkurse, die auf der Homepage des Verlages abrufbar sind.¹ Schramm informiert über die Gymnasialkurse für Frauen, über das Gesuch von Abiturientinnen auf

Immatrikulation an preußischen Universitäten, über die Zeitschrift und Gesellschaft „Ethische Kultur“ und über die Wiedereinführung des Geschichtsunterrichts in Nordbaden nach 1945. Außerdem kann die interessierte Leserin hier in den Memoiren von Heinrich Lux nachlesen. Die beeindruckenden Recherchen, der ausgewogene Stil der Darstellung und die Abbildungen machen die ‚Nachforschungen‘ sehr lesenswert. Dieser Untertitel verweist auf Schramms Vorgehen und Methode: Der Respekt für ihre Lehrerin, der diese Autobiografie motiviert hat, ist ebenso deutlich erkennbar wie eigene Einschätzungen, Interpretationen oder Vermutungen, gleichzeitig werden die Quellen zu Dora Lux und ihre Auswertung immer in den Kontext vergleichbarer Ereignisse und Lebenswege gestellt.

¹ Vgl. www.rowohlt.de/buch/Hilde_Schramm_Meine_Lehrerin_Dr_Dora_Lux_2954762.html (16.01.2014).

Kontakt und Information
Dr. Levke Harders
Universität Bielefeld
Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Abteilung Geschichte
levke.harders@uni-bielefeld.de

Ruth Hagengruber rezensiert

Sychowski, Gaja von (2012): *Geschlecht und Bildung. Beiträge der Gender-Theorie zur Grundlegung einer Allgemeinen Pädagogik im Anschluss an Judith Butler und Richard Höningwald*

272 Seiten, 29,80 €, ISBN: 978-3-8260-4650-6, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg

Gaja von Sychowski stellt ihrer hier veröffentlichten Habilitationsschrift ein Motto von Norbert Meder voran, mit dem sie ihr Vorhaben charakterisiert. Die Aufgabe bestehe darin, den „postfeministischen Diskurs als *den* bildungstheoretischen Diskurs“ als Grundlage einer Bildungstheorie einzuholen. Anhand der Theorien zweier namhafter AutorInnen, Judith Butler und Richard Höningwald, soll auf den folgenden 270 Seiten eine die Geschlechterfrage reflektierende Bildungstheorie entworfen werden. Die pädagogisch-methodischen Überlegungen des neukantianischen Philosophen Höningwald zur Analyse des Erlebens werden dabei mit dem sprach- und diskurstheoretischen Programm der Soziologin verknüpft. Der Begriff der „poststrukturalistischen korrelativen Bildung“ steht für eine Verfahrensweise, in der binär angelegte Definitionen und der in ihnen wirksame performative Herrschaftsanspruch kritisch reflektiert und an seine Stelle das „performant handelnde Kontingente/Fragile“ gesetzt werden sollen. Zurecht fragt die Autorin an dieser Stelle, ob ein solches Vorhaben, in dem das Subjekt performant gedacht *und* die Frage nach der Selbst- und Handlungsverantwortung beantwortet werden sollen, gelingen kann. Die beteiligten Wissenschaften werden damit durchaus an ihre

Grenzen geführt. Es ist ja kein Geheimnis, dass Butlers Überlegungen dem traditionellen Philosophie- und dem darin formulierten Freiheits- und Verantwortungsverständnis, das auf Identifikation von Subjekt und Handlung aufbaut, entgegenlaufen und dass die Frage der Verantwortung in der postmodernen Diskussion längst nicht ausreichend diskutiert ist. Wesentlicher für dieses Projekt ist jedoch die Suche nach einer Antwort auf eine andere Frage, nämlich jene, ob substantialisierte Bedeutungen von Begriffen dekonstruiert und in performante Akte und offene Verweisungszusammenhänge überführt werden können. Dieser Vollzug der „offenen Praxis“ soll in der Studie Gaja von Sychowskis beispielhaft auf verschiedenen Gebieten nachvollzogen werden, in denen sich das Verhältnis des Einzelnen zu den Gegenständen seiner Welt und im sozialen Bezug des Einzelnen zum Anderen, als Verhältnis von Einzel- und Gattungswesen, d.h. in seiner gesamten anthropologischen Dimension und seinem Selbstverhältnis, untersucht werden (S. 30–50).

Eine Vorstudie für den Aufbau der *genderreflektierten* Bildungstheorie stellt dabei die Analyse der Methodik dar, wie sie der Butler'schen Theorie zugrunde liegt. Weil in Butlers Theorie „alles,

was Geschlechtlichem vermeintlich substantiell zu Grunde liegt“ (S. 58) konstruiert ist und aus kultureller Erzeugung resultiert, wird dies im Rückgriff auf die Foucault'sche Methode zur Dekonstruktion der Substanzontologie dargestellt. In kurzen, aber prägnanten und überzeugenden Analysen präsentiert Gaja von Sychowski einschlägige Thesen von Nietzsche, Foucault, Heidegger, Lyotard und Derrida. Es finden sich scharfsinnige Exkurse zum spannungsgeladenen Verhältnis von Theorie und Praxis, die einigen der hier gewählten Theorievorlagen implizit sind; sie stellt Heideggers Dekonstruktion der Geschichte der Ontologie als theoretisches Konstrukt seinem eigenen Gutachten gegen Hönlingswald entgegen, mit der Heidegger dem damaligen Universitätslehrer erheblich schadete. Er wurde in den Ruhestand versetzt, interniert und musste schließlich emigrieren. Heidegger nannte Hönlingswald darin einen „Diener einer indifferenteren, allgemeinen Weltkultur“ (S. 66, siehe Anmerkung S. 280). Erwähnenswert ist auch der Exkurs über die fragwürdigen Thesen vom Zusammenhang korrelativen Denkens und jüdischem Neukantianismus, wie es sich auch in Judith Butlers Frage zur *Herkunft ihres Denkens* zeigt, die sie selbst mit der Frage nach dem *Ort ihres Denkens* verknüpft (S. 103–106, siehe Anmerkungen S. 457–459). Es ist Gaja von Sychowski anzurechnen, dass sie sich nicht zurückzieht, solche schwierigen Diskurse aufzunehmen, die gewöhnlich tabuisiert werden. Vielmehr zeigt sie hier wirkliche Stärke, wenn sie das in das Programm des *performanten Denkens* einholen kann und die Rede als „individuelle Aktualisierung eines kulturellen Herstellungsprozesses“ bezeichnet, der von Judith Butler genutzt, aber von einer ethnisch-rassistischen Attribuierung abgegrenzt werden müsse!

Lesenswert sind die hier vorgetragenen philosophischen Kurzexkurse für den gegenwärtigen Theoriestand der Pädagogik allemal; dies gilt ebenso für den kurzen Aufriss von Sartres *Fürsich und Ansich*, wie auch die Einordnung von Lyotards Idee der *Differenz der Diskurse* als Schritt hin zu Derridas Überlegungen zur *différance*. Gezeigt wird die Nähe von Butlers Idee der Performanz zu Derridas Konzept des „Verweisungszusammenhang von bezeichnendem Zeichen“ als dem Antrieb ständiger Bewegung.

Den Erläuterungen zur (Geschichte der) Dekonstruktion folgt die methodische Analyse der Konstruktion. Sie wird als „Spur“ in der Dekonstruktion, als „Genealogie von Relation und Korrelation“ identifiziert, ihr Zweck ist die Erläuterung von „Befreien und Binden“. Die prinzipiell konstruktive Zielstellung der Bildungstheorie soll damit mit den Ansätzen der postmodernen Theorien vereinbart werden. Wird die Butler'sche Idee der Performanz philosophisch interpretiert, als

offenes Erleben, so ist dies für die philosophisch geschulten Lesenden freilich nicht neu. Auch Platon, der sicherlich ein großer Pädagoge war, feiert „den Vollzug“ im Handeln als „Zwischen“, als *die Wirklichkeit des Logos* und als das wesentliche Ereignis für den Menschen, wie er im *Symposion* zeigt.¹ Gaja von Sychowski findet entsprechende Gewährleute in der Geschichte der Philosophie. Sie bezieht sich auf die Interpretation der aristotelischen Kategorien- und Substanzlehre von Kurt Flasch und erörtert die Konstitutionsmöglichkeit von Wissen *am Beispiel der kantischen Urteilslehre*. Sie folgt Flasch mit der These, die aristotelische Substanzkategorie könne selbst der Relation untergeordnet werden, und die Relation könne in Aristoteles als das „Gegenstandsdefinierende“ gedeutet werden (S. 100). Kants Überlegungen zum Urteil werden als offene Einheit der Apperzeption interpretiert, in der die subjektive Einheit des „ich denke“ funktional zum Urteil und der darin objektivierten Einheit der Apperzeption offen bleibe (S. 101f.). Dann folgt Hönlingswald, dessen „Ur-relation“ als Selbstverhältnis von *Ich* und *Welt* die Idee der Selbstgestaltung im Vollzug, also als performanten Prozess, darstelle. Bei ihm werde die Relation von Selbstkonstitution und Gegebenheit als uneinholbar gesetzt, weil in dieser niemals abgeschlossenen „Ur-Relation immer neues entsteht und das Alte vergeht“. Dieses Konzept liegt Hönlingswalds pädagogischer Idee von „Befreien und Binden“ zugrunde, als Wechselverhältnis „zwischen zeitlosem Wahrheitsbestand und den Bedingungen der zeitlichen Gestaltung“ (S. 121, Anmerkung S. 552). Gerade deshalb werden in der Folge Hönlingswalds neukantianische „Psycho-logik“ sowie seine Idee der „Höherbildung“ kritisiert. Ihre melioristische Zukunftsorientierung sei mit dem poststrukturalistischen Konzept unvereinbar (S. 127).

Im zweiten der vier Kapitel wird die Geschichte der Dekonstruktion phallogozentrischer Substanzontologien nachvollzogen. Beachtlich ist die hier vorgetragene Kritik an Schellers Wertbegriff (S. 141 ff.) und an Luce Irigarays Standpunkt irreduzibler Materialität. Als wichtigen Schritt zu Butlers postmoderner Geschlechtertheorie gelten die Cyborgs von Donna Haraway, denn in ihnen sei Zeugung von Penetration entkoppelt und Zwangsheterosexualität als zwingendes Konzept des Überlebens überflüssig geworden (S. 153). Bleibt schließlich die Frage, was pädagogisches Interesse hoffen kann und darf, wenn die „Anerkennung der Bedingtheit“ und die „Abhängigkeit und Schwäche“ die „Menschlichkeit des nicht-souveränen Subjekts“ bestimmen (S. 165). Gaja von Sychowski greift hier noch einmal auf Kant zurück und erläutert mit ihm, Bildung sei gegeben, insofern das Subjekt aus seiner Apper-

¹ Vgl. hierzu meine Ausführungen in: Ruth Hagengruber, 1984. *Das Schöne als Vollzug der Liebe. Eros-Logos-Verhältnisse in Platons Symposion*. MA Typoscript. LMU München, www.upb.de/philosophie/hagengruber/publikationen/Symposion.

zeption *als es selbst* hervorgehe. Das kantische Fazit jedoch, dass daraus auch die Autonomie des Subjekts abzuleiten sei, bleibt weiterhin bestritten (S. 170). Zwar sei die Pädagogik an der Emanzipation orientiert, doch erweise sich Kants substanzontologische Strategie dafür als untauglich. Dem wird eine sprachhandlungsorientierte Strategie entgegengehalten, wonach „Wahrheit ist, was wir tun“. Wenn Praxis zur Wahrheit wird, bleibt zu fragen, welche Folgen dies zeitigen wird, wenn *allen* Handlungen eine zwar verschiedene, aber *gleichermaßen geltende* Wahrheit zugeschrieben werden soll (S. 177). Hier mag frau sich philosophisch kritischer äußern, denn dies führt ja auch die Geltungszuschreibungen als ungerechtfertigt empfundener Handlungen mit sich, wie Gewalterfahrungen und anderes mehr.

Das dritte und vierte Kapitel beschäftigt sich mit der Konstruktion der pädagogischen Grundlagen und der Darlegung der „korrelativ-performanten“ Fundamente der Bildung. Das Ziel ist „das Vollziehen der phallischen Performanz im korrelativen Erleben“ (S. 185). Auch hier wird wieder historisch geforscht und die Genealogie des phallischen Herrschaftskonzeptes anhand der Thesen von Freud, Beauvoir und Lacan bis

zu Butlers „lesbischem Phallus“ dekonstruiert (S. 185–206). Mit den Schemata, in denen die Begründungsdimensionen des ersten Kapitels zusammengefasst werden, soll nun noch einmal gezeigt werden, wie nicht hypostasierte hegemoniale Bildung aus dem Erleben hervorgehen kann. Ziel des Bildungsauftrags sei die „Ermöglichung von Performanz bzw. Erleben“ als universelles Ideal.

Gaja von Sychowski legt eine interessante Analyse vor, wie das Konzept der Performanz methodisiert werden kann, sodass daraus konstruktive Vorschläge für eine poststrukturalistische Pädagogik entstehen können. Ihr Verdienst mit diesem Buch ist es allemal, eine genderreflektierte Bildungstheorie in Angriff genommen zu haben, die in weiten Teilen gelungen ist und eine Grundlage für eine sich noch ausweitende Diskussion darstellt. Die schwierige Aufgabe, wie *Paidagogia* geschehen soll, wenn keine hypostasierten „Werte“ und kein melioristisches Ideal den Bildungsdruck erzeugen, wird hier mutig zur Diskussion gestellt. Die Frage der PhilosophInnen, ob es aus systematischer Perspektive überhaupt möglich ist, Bezugnahme immer nur im Verweis auf Korrelation zu beantworten, ist an anderer Stelle zu klären.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Ruth Hagengruber
Leiterin des Lehr- und Forschungsschwerpunkts History of Women Philosophers and Scientists
Universität Paderborn
Fach Philosophie
Warburger Straße 100
30098 Paderborn
ruth.hagengruber@upb.de

Jennifer Niegel rezensiert

Metz-Göckel, Sigrid/Heusgen, Kirsten/Möller, Christina/Schürmann, Ramona/Selent, Petra (2014): *Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem*

202 Seiten, 26,90 €, ISBN 978-3-8474-0130-8, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Kind und Karriere scheint für Frauen eine nicht oft zu realisierende Herausforderung zu sein. Betrachtet man unter diesem Aspekt Wissenschaft und Hochschulen mit der deutlichen Überzahl von Professoren erweist sich dort schon die Karriere für Frauen als große Hürde. Doch wie sieht es mit dem Kinderwunsch bzw. der Kinderlosigkeit von WissenschaftlerInnen konkret aus? Welche WissenschaftlerInnen werden Eltern und welche warum nicht? Das Buch „*Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem*“ der WissenschaftlerInnen Sigrid Metz-Göckel, Kirsten Heusgen, Christina Möller, Ramona Schürmann und Petra Selent geht mithilfe einer repräsentativen Datenbasis diesen und weiteren Fragen in Bezug auf Elternschaft/Kinderlosigkeit der WissenschaftlerInnen im Zusammenhang mit deren Lebensentwürfen sowie mitunter prekären Beschäftigungsverhältnissen an Hochschulen

nach. Es handelt sich bei dem vorliegenden Buch um eine überarbeitete Fassung des Abschlussberichts des Projekts „Wissen- oder Elternschaft? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsbedingungen an Hochschulen in Deutschland“, welches vom BMBF im Rahmen des Förderprogramms „Frauen an die Spitze“ gefördert wurde.

Die Basis und die Besonderheit dieser Publikation bildet eine umfangreiche Sekundäranalyse. Es handelt sich konkret um die Hochschulpersonalstatistik bezogen auf die wissenschaftlichen MitarbeiterInnen und ProfessorInnen der Universitäten und Fachhochschulen aller Bundesländer in Deutschland und zum anderen um spezifische Daten zur Elternschaft/Kinderlosigkeit dieser Untersuchungsgruppe in acht ausgewählten Bundesländern in zwei Zeiträumen (1998 und 2006). Die ausgeführten quantitativen Analysen (Kapitel 3–6) fokussieren durchweg die „prekäre

Beschäftigung, den Lebenszusammenhang als Einheit von Arbeit und Leben und die generative Diskriminierung“. Letztere wird von den Autorinnen als „die strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber jungen Eltern, die – anders als die Kinderlosen – in einer begrenzten Zeit in ihrem Lebensverlauf mit verdichteten Leistungs- und Aufmerksamkeitsanforderungen konfrontiert sind“ (S. 16), definiert. Die insgesamt acht Kapitel werden ergänzt durch Belege aus der Theorie und anderen Forschungsprojekten.

Die ersten zwei Kapitel befassen sich mit den grundlegenden Begriffen und dem aktuellen Forschungsstand rund um Elternschaft/Kinderlosigkeit in der Wissenschaft und Beschäftigungsverhältnisse in den Hochschulen. Zudem werden besonders die wissenschaftlichen Lebenszusammenhänge mit generativen Entscheidungen erörtert.

Wie werden Kinderlose statistisch definiert? Wie kann man belegbare Daten zu Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen mit Kindern gewinnen? Die Autorinnen haben es geschafft, sich diesen und anderen methodischen Fragen zu stellen und diese für ihr Projekt aufzulösen. Dies stellte sich für das Projektteam als zeitintensive Herausforderung bei der Erhebung der Daten dar. So ist es schwierig, wenn die Grenzen der Datenlage der amtlichen Statistik sowie des Datenschutzes aufgezeigt werden und die Datenanfrage mit den verschiedenen VertreterInnen der Bundesländer abzusprechen ist.

Die „Beschäftigungsverhältnisse und Risiken einer Wissenschaftskarriere“ stehen im vierten Kapitel im Mittelpunkt. Anhand eines interinstitutionellen Vergleichs zwischen Universitäten und Fachhochschulen, eines Intra-Gruppen-Vergleichs, eines Inter-Gruppen-Vergleichs nach Status, Geschlecht und anhand von zwei Zeiträumen wird diese Thematik beleuchtet. Zentral sind hier einerseits die prekären Bedingungen des wissenschaftlichen Mittelbaus, die Rolle von Voll-/Teilzeit und andererseits die unterschiedlichen Voraussetzungen der ProfessorInnen an den Hochschulen. Zudem wird hier auf neue Entwicklungen eingegangen, wie auf das in einigen Bundesländern eingeführte Beamtenverhältnis auf Zeit bei der ersten Berufung. Dies ist eine Entwicklung, die den Mittelbau, der mit größtenteils unsichereren Zukunftsperspektiven lebt, in Bezug auf die Wissenschaftskarriere negativ beeinflussen könnte und näher verfolgt werden sollte.

Die „soziale Unsicherheit und Kontextabhängigkeit der generativen Entscheidungen“ wird im fünften Kapitel thematisiert. Auch hier wird auf die unterschiedlichen Definitionen von Kinderlosigkeit hingewiesen (Statistisches Bundesamt, SOEP) und auf die Problematik, die dadurch entstehen kann,

wie beispielsweise bis zu welchem Alter man von einer temporären und wann von einer endgültigen Kinderlosigkeit spricht, wodurch unterschiedliche Ergebnisse zum Anteil von kinderlosen WissenschaftlerInnen entstehen können. Die Analysen der Erhebung zeigen deutliche Statusunterschiede des wissenschaftlichen Personals und bei letzterem auch in Bezug auf Geschlecht. Laut der Daten verschiebt sich bei den Wissenschaftlerinnen, aber auch bei Wissenschaftlern die Elternschaft zunehmend nach hinten. Es zeigt sich zudem, dass die Kinderlosigkeit im Mittelbau höher ist als bei den Professorinnen, dass sie an den Fachhochschulen geringer ist und dass eine Vollzeittätigkeit Elternschaft begünstigt.

Der sechste Teil befasst sich mit dem „sozialen Portrait der WissenschaftlerInnen – Alter, Status und Einkommen“. Hier werden besonders die WissenschaftlerInnen bezogen auf die Kinderfrage untersucht; es handelt sich hierbei um die Untersuchung der acht Bundesländer. Drei wesentliche Ergebnisse liefert die Untersuchung: Jüngere Wissenschaftlerinnen haben häufiger als ihre altersgleichen Kollegen Kinder, Professorinnen haben erst sehr spät Kinder, aber deutlich seltener als ihre Kollegen und sowohl Frauen als auch Männer im Alter von 43 bis 53 Jahren mit unbefristeten Verträgen haben signifikant häufiger Kinder als diejenigen mit befristeten Verträgen. Die Befunde deuten darauf hin, dass die befristeten Beschäftigungsverhältnisse „einen negativen Einfluss auf die generativen Entscheidungen, wenn auch nicht den alleinigen“ (S. 128) haben. Im siebten und achten Kapitel resümieren die AutorInnen noch einmal vertiefend über das Verhältnis von Beschäftigung, Hochschule und WissenschaftlerInnen bezogen auf deren Kinderwunsch. Demnach sind „familienbezogene Zeitbedarfe und ein Zusammenleben mit Kindern mit den gegenwärtigen zeitlichen Beanspruchungen und Zeitrestriktionen der wissenschaftlichen Arbeit kaum vereinbar, so lässt sich ein Motiv des Verzichts auf Kinder deuten“ (S. 181). Entsprechende Rahmenbedingungen, wie andere Beschäftigungsbedingungen und Angebote für Eltern, könnten dazu beitragen, eine „elternfreundliche Wissenschaftskultur“ zu pflegen.

Das Buch „Karrierefaktor Kind“ stellt zusammenfassend einen Gewinn für die genderbezogene Hochschulforschung dar. Die Einbettung repräsentativer Daten zu Elternschaft und Kinderlosigkeit von Wissenschaftlerinnen in den aktuellen Forschungsstand ist gelungen und bietet sich als Grundlage für weitere Forschungsfragen und vertiefende Analysen an.

Sven Bergmann rezensiert

Charlotte Ullrich (2012): *Medikalisierte Hoffnung. Eine ethnographische Studie zur reproduktionsmedizinischen Praxis*

356 Seiten, 33,80 €, kart., ISBN 978-3-8376-2048-1, transcript Verlag, Bielefeld

Charlotte Ullrich gewährt einen detaillierten soziologischen Einblick in die gegenwärtige Situation reproduktionsmedizinischer Behandlungen in Deutschland. Durch teilnehmende Beobachtung und Interviews in der reproduktionsmedizinischen Abteilung einer Universitätsklinik geht sie der Frage nach, inwieweit der unerfüllte Kinderwunsch medikalisiert wird. Unter Medikalisation versteht die Autorin nach Peter Conrad einen Prozess der Ausweitung medizinischer Zuständigkeit in von ihr als lebensweltlich bezeichnete Bereiche (S. 20f.). Dabei geht es Ullrich vor allem darum, die Veralltäglichsung und Normalisierung der Reproduktionsmedizin zu zeigen, mit deren Hilfe immerhin ein bis zwei Prozent aller Kinder in Deutschland gezeugt werden. Entgegen eines eindimensionalen Fokus auf die Objektivierung von Körpern durch die Medizin will Ullrich zeigen „wie Körper und Leib in die Definition und Herstellung medizinischer Zuständigkeit integriert werden“ (S. 88). Des Weiteren wendet sich Ullrich mit Ansätzen der Science and Technology Studies gegen einen unterstellten Technikdeterminismus der Reproduktionsmedizin, dagegen „wird in dieser Arbeit die Technik in ihrem Kontext zum Gegenstand gemacht“ (S. 91).

Die Studie basiert auf einer Forschung in einer Universitätsklinik, in der 2005 allein 510 Behandlungen der assistierten Reproduktion wie Inseminationen oder In-vitro-Fertilisation (IVF) durchgeführt wurden, was ca. einem Prozent aller in Deutschland ausgeführten Behandlungen entspricht. In derselben gynäkologischen Abteilung wird auch noch eine naturheilkundliche Klinik unterhalten. Aufgrund dessen war die Studie anfangs stärker auf einen Vergleich zwischen schulmedizinischen und naturheilkundlichen Verfahren angelegt, was sich aber aufgrund der geringen Behandlungszahlen und der Umstrukturierung dieser Abteilung als nicht praktikabel erwies; es finden sich in der Arbeit daher eher vergleichende Verweise auf die naturheilkundliche Praxis. Kernstück der Arbeit bilden elf Interviews mit Patientinnen, sieben mit Ärzt_innen sowie 17 ebenfalls transkribierte Erstbehandlungsgespräche in der Klinik (Kap. 4). Die Darstellung medizinsoziologischer Perspektiven (Kap. 2) sowie von Ansätzen zur Arzt-Patient-Interaktion, zu Handlungsorientierung, Technikeinsatz und der Involviertheit

des Körpers (Kap. 3) dient Ullrich zur Rahmung der drei empirischen Kapitel: die Diskussion des Krankheitsbegriffes bei unerfülltem Kinderwunsch (Kap. 5); die Darstellung der Struktur, der Organisation und der arbeitsteiligen und geschlechterdifferenzierten Rollen in der reproduktionsmedizinischen Behandlung (Kap. 6); sowie „die Arbeit des Paares an der Verlaufskurve“ (Kap. 7), wie Ullrich in Anlehnung an Strauss und Corbin die Handlungsstrategien der Patientinnen zwischen Klinik und Alltag, Biografie- und Beziehungsarbeit bezeichnet.

Abgesehen von den Behandlungsgesprächen, die meist mit Ehepaaren durchgeführt wurden, traf Ullrich in der Klinik fast nur Frauen an. Dies liegt in der Behandlungsstruktur assistierter Reproduktion, insbesondere der IVF, begründet, die deswegen schon lange Gegenstand feministischer Kritik ist: Darin wird ein Problem des (heterosexuellen) Paares behandlungstechnisch zu einer Prozedur am weiblichen Körper transformiert. Während am Anfang der Behandlung plötzlich ein für die Medizin ungewöhnlicher Akteur (das Paar) in der Behandlungsstruktur geschaffen wird, wird sich im weiteren Verlauf auf schlichte Arbeitsteilung beschränkt. Wenn ein Arzt einer Patientin über ihre bevorstehende Insemination mitteilt: „Und an dem Tag kommen Sie mit Becherle oder Mann“ (S. 237) werden die Rollen und Skripts der reproduktionsmedizinischen Behandlung klar festgezurr, in diesem Fall der Mann als Zulieferer von Sperma, das eben auch von zu Hause (im Becher) mitgebracht werden kann. Darüber hinaus wird dem Mann lediglich eine passive, unterstützende Teilhabe zugewiesen. Im Kontrast dazu lässt sich die stärkere medizinische Involviertheit des weiblichen Körpers als Form von „agency through objectification“¹, welche die eigene Akteursrolle betont, beschreiben, während Männer die Nicht-Medikalisierung ihres Problems zwar als „weniger Handlungszwänge“ (S. 247), aber auch als „beschränktere Handlungsmöglichkeiten“ (ebd.) erleben können. Das plausible Beharren auf dem Begriff – einer aber differenzierten und reflexiven – Medikalisierung begründet Ullrich u. a. damit, dass weder Ärztinnen noch Patientinnen den unerfüllten Kinderwunsch als Krankheit definieren (S. 322). Zwar existieren im ICD, der Internationalen statistischen Klassifikation der

¹ Thompson, Charis M. (2005): *Making parents: The ontological choreography of reproductive technologies*. Cambridge, MA: MIT Press.

Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme, Definitionen von weiblicher und männlicher Sterilität, allerdings wird diese Krankheitsdefinition nur nachträglich hergestellt, indem sich die Paare aufgrund ausbleibender Schwangerschaft in die reproduktionsmedizinische Behandlung begeben (S. 107–114). Und auch die interviewten Reproduktionsmediziner_innen grenzen das Problem des unerfüllten Kinderwunschs von den Problemen herkömmlicher Klinikpatient_innen ab und verstehen es eher als subjektives bzw. psychisches Leiden (S. 138–143). Ullrich betont darüber hinaus, dass die Medikalisierung nicht erst mit der Infertilitäts-Behandlung einsetzt, sondern dass sich die Körper bereits durch Familienplanung und Verhütung im Vorfeld innerhalb eines Dispositivs pro- wie antinataler Technologien bewegen, das den Zugang zur Reproduktionsmedizin plausibel macht (S. 171). Im Vergleich zur internationalen Forschung zur Reproduktionsmedizin verdeutlicht Ullrichs Studie den Sonderfall deutscher Reproduktionsmedizin (prohibitive Regulation durch das Embryonenschutzgesetz und konservative Richtlinien der Bundesärztekammer), der sich auch in den moralischen Interventionen und Grenzziehungen der lokalen Klinik widerspiegelt. Die Mediziner_innen grenzen sich zum einen von einer befürchteten Kommerzialisierung und dem Warencharakter der Behandlung ab (S. 145–150); zum anderen gibt es einen permanenten Rekurs auf Natur und Natürlichkeit. Damit wird zum Beispiel in dieser Klinik die Ablehnung von Verfahren begründet, bei denen gespendetes Spermium benutzt wird (was in Deutschland nicht verboten ist) (S. 160). Aufgrund dieses Ausschlusses vertritt Ullrich in ihrem Resümee die These der Genetisierung von Elternschaft durch reproduktive Technologien (S. 322). Doch gerade wenn der Blick über nationale Grenzen geweitet wird, zeigt sich eine ebenso starke Unterminierung genetischer Verwandtschaft durch Samen- oder Eizellspende und durch andere Zugangsmöglichkeiten für schwul-lesbische Paare oder Single-Mothers und die dadurch entstehenden vielfältigen Formen (queerer) Verwandtschaft.²

Für den Alltag der von Ullrich interviewten Akteur_innen führt die reproduktionsmedizinische Behandlung mitunter zu paradoxen Anforderungen, was die Choreografie der klinischen Organisation der Behandlung mit dem Alltag und der Lebenswelt der Paare angeht. So wird von den Patientinnen der Abbau von Stress verlangt (S. 228). Allerdings versuchen fast alle Paare, die Aufnahme einer Behandlung möglichst geheim zu halten. Dies bedingt einen erheblichen Aufwand, die Behandlung nicht am Arbeitsplatz zu thematisieren und die durch die Behandlung in

der Klinik sowie durch die Nebenwirkungen der Hormonstimulation entstehenden Arbeitsausfälle durch geschicktes Ausnutzen von Gleitzeit, umfangreiche Urlaubsplanung, Krankschreibung und Lügen zu managen (S. 295–300). Dass gerade diese Taktiken erheblichen zusätzlichen Aufwand und Stress verursachen, wird von den Patientinnen als kontraproduktiv zur erwünschten Stressreduktion beschrieben. Ullrich interpretiert den konspirativen Umgang der Interviewten weniger als eine strikte Tabuisierung der Behandlung, denn als Möglichkeit, Störfaktoren auszuschließen. Sie legt nachvollziehbar dar, dass die Geheimhaltung weniger auf der Erfahrung konkreter Stigmata begründet ist, sondern auf deren Antizipation – diese Praxis verhindert allerdings einen offensiveren Umgang und den Zusammenschluss mit anderen Betroffenen. Gerade die genauere Analyse dieser Formen anonymisierter und/oder klandestiner Sozialität bleibt bisher ein Desiderat soziologischer Forschung.

Insgesamt überwiegt in Ullrichs Buch der Umgang mit dem sprachlichen, verdiskursivierten Inhalt der Interviewausschnitte. Als ethnologischer Rezensent hätte ich mir manchmal mehr Beschreibung von Situationen, Interaktionen und den Körpern im Feld gewünscht. Auch die Akteur_innen bleiben an vielen Stellen etwas blass. Zwar wird die Interaktion zwischen Ärztinnen und Patientinnen beleuchtet, über die Interaktion zwischen Forscherinnen-Subjekt und den Interviewten wird aber relativ wenig geschrieben bzw. reflektiert. Dies mag in einer anderen Tradition soziologischer Forschung bzw. einer spezifischen Aneignung von Ethnografie in der Soziologie begründet sein. Ungeachtet dieses disziplinär anderen Umgangs mit Ethnografie hat die Autorin mit ihrer Studie wertvolles empirisches Material generiert. Es macht Sinn, Ullrichs Studie mit der ersten britischen Monografie über Reproduktionsmedizin von Sarah Franklin³ zu vergleichen und quer zu lesen. Franklin hatte charakterisiert, dass die IVF zwar sehr oft scheitert, aber die spezifische Anrufung hervorbringt, immer weiter machen zu müssen, um sich hinterher keine Vorwürfe zu machen, es nicht probiert zu haben, was genau die problematische Sogwirkung der IVF als neoliberale Hoffnungstechnologie ausmache. Ullrich kann allerdings auch Stimmen Raum geben, die über ein Ende der Behandlung und damit auch über ein Ende des Kinderwunschs nachdenken. Dieser Abschnitt zur „Relativierung des Kinderwunschs“ (S. 311–317) ist sozialwissenschaftlich von großem Interesse und wirft zahlreiche neue Forschungsfragen auf. Hier scheint kurz ein Moment von Alternativen zu einem Weiter an Behandlungen auf, auch wenn Ullrich aufgrund ihres Forschungsausschnitts (der

² Vgl. Mamo, Laura (2007): *Queering reproduction: Achieving pregnancy in the age of technoscience*. Durham, N. C.: Duke University Press.

³ Franklin, Sarah (1997): *Embodied progress: A cultural account of assisted conception*. London/New York: Routledge.

keine langfristige Begleitung der Paare/Frauen leisten konnte) nicht mit Gewissheit sagen kann, ob dies nur eine vorübergehende Strategie oder eine Selbsttäuschung ist (sich z.B. die Paare im Anschluss an eine Klinik im Ausland wenden, wo Verfahren wie die in Deutschland verbotene

Eizellspende oder die Präimplantationsdiagnostik angeboten werden). Zumindest wird in dieser Relativierung sowohl eine individuelle biografische Frage als auch eine gesellschaftliche Problematisierung des Phänomens virulent, die auf Möglichkeiten jenseits der Medikalisierung verweist.

Kontakt und Information
Dr. Sven Bergmann
sven.bergmann@charite.de

Neuerscheinungen

Zeitschrift GENDER: Anne Schlüter (Hrsg.), (2014): Gleichstellung als Beruf

2014, 6. Jahrgang – Vol. 6, 163 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Über die Forderung, Gleichstellung professionell zu betreiben, wurde ein neues Berufsbild für einen gesellschaftlich feststellbaren Problembereich geschaffen. Wie dieses Handlungsfeld ausgefüllt und aktuell erforscht wird, ist Schwerpunktthema dieser GENDER-Ausgabe. So thematisieren Gerrit Kaschuba und Cornelia Hösl-Kulike Konfliktlinien in der Umsetzung von Gleichstellungspolitik, die sich aus der Professionalisierung ergeben: die Konfliktlinie zwischen Gleichstellung als Frauenförderung und als Genderquerschnittsaufgabe sowie die zwischen Gleichstellung als politischer Aufgabe und als Gendermanagement. Melanie Roski und Ingrid Schacherl stellen für den Hochschulbereich fest, dass es für gleichstellungsorientierte Innovationen externer Impulse sowie der Übernahme von Verantwortung für die Umsetzung durch die Hochschulleitung bedurfte. Der Blick von Friedel Schreyögg und Ute von Wrangell auf die kommunale Gleichstellungsarbeit als Arbeits- und Handlungsfeld verdeutlicht, dass die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten viele Lernprozesse in Gang gesetzt und begleitet haben. Heft 1/14 der GENDER zeigt in diesen und weiteren Schwerpunktbeiträgen, wie sich Gleichstellung im Zusammenwirken verschiedener Akteurinnen und Akteure auf den unterschiedlichen Hierarchiestufen in Organisationen als selbstverständliche berufliche Arbeit durchgesetzt hat. Die Ausgabe zum Schwerpunkt „Gleichstellung als Beruf“ kann über die Website der Zeitschrift bestellt werden: www.gender-zeitschrift.de

Kontakt und Information
Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Juliane Jacobi (2013): Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart

509 Seiten, 39,90 €, EAN 9783593399553, Campus, Frankfurt/Main, New York

Neuere Gesamtdarstellungen der deutschen Bildungsgeschichte berücksichtigen die Mädchenbildung allenfalls marginal. Auch europäische Perspektiven werden in ihnen fast gar nicht eingenommen. In ihrem komparativ angelegten Buch – der Summe ihrer langjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Mädchen- und Frauenbildung – folgt Juliane Jacobi einem anderen Ansatz: Sie bezieht die für die Bildungsgeschichte Europas besonders aufschlussreiche Frühe Neuzeit mit ein und greift bis ins 20. Jahrhundert mit seinen veränderten Geschlechterordnungen aus. Im Fokus steht dabei die Entwicklung der Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland, Frankreich und England; Blicke nach Süd- und Osteuropa sowie nach Skandinavien und in die Niederlande ergänzen das Bild.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Juliane Jacobi
juliane.jacobi@uni-potsdam.de

Levke Harders (2013): American Studies. Disziplingeschichte und Geschlecht

341 Seiten, 56 €, ISBN 978-3-515-10457-9, Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Die Institutionalisierung von American Studies als interdisziplinäres Lehr- und Forschungsgebiet war eine Reaktion auf wissenschaftliche und gesellschaftliche Problemlagen in den USA. Dabei verbanden sich mit den disziplinären Wissensformen geschlechterspezifische Differenzierungen: Die Funktion des Faches im Hinblick auf nationalkulturelle Konstruktionen, aber auch der innerdisziplinäre Ausdifferenzierungsprozess führten zu Exklusionsmechanismen, in deren Folge weibliche, nichtweiße und nichtakademische AmerikanistInnen als nicht zum Zentrum des Faches gehörend definiert wurden. Die Autorin zeigt, dass das wissenschaftliche Feld von ungleichen Laufbahnen und unterschiedlichen institutionellen wie materiellen Rahmenbedingungen gekennzeichnet und dass Geschlecht auch in den Inhalten und Konzepten der American Studies verankert ist.

Levke Harders verknüpft in dieser ersten Disziplingeschichte des Faches American Studies neuere Ansätze der Wissenschaftsgeschichte mit einer geschlechter- und sozialhistorischen Perspektive, um soziale und politische Faktoren in der Fachentwicklung ebenso wie die (Re-)Produktion struktureller und epistemologischer Ungleichheiten aufzuzeigen.

Kontakt und Information
Dr. Levke Harders
levke.harders@uni-bielefeld.de

Rita Schäfer (2013): Transitional Justice – Geschlechterpolitische Perspektiven für Übergangsgesellschaften

Schriften des Gunda-Werner-Instituts, Band 10, 60 Seiten, ISBN 978-3-86928-119-3, Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

Nach Kriegen und schweren Menschenrechtsverletzungen werden geschlechtsspezifische Gewaltformen bei der Aufarbeitung und Aussöhnung meist vergessen. Doch nur wenn sie beachtet werden, können Friedensprozesse nachhaltig gestaltet werden. Deshalb ist es wichtig, die Institutionen und Ansätze der Übergangsgerechtigkeit (Transitional Justice) eingehend zu überprüfen. Das Ergebnis: Bisher setzt sie sich in der Praxis vielerorts nicht mit Geschlechterdimensionen auseinander und verstärkt damit Ungerechtigkeiten, Hierarchien und Gewaltmuster. Die vorliegende Studie zeigt diese Probleme im Detail auf und präsentiert die daraus resultierenden Herausforderungen für Politik und Gesellschaft.

Kontakt und Information
Heinrich-Böll-Stiftung
buchversand@boell.de
www.gwi-boell.de/downloads/Transitional_Justice_web.pdf
www.gwi-boell.de/web/publikationen-transitional-justice-5143.html

Anne Schlüter, Babette Berkels (2014): Mentoring als Transformationsriemen für das Neue in Organisationen?

In: Susanne Maria Weber u. a. (Hrsg.): Organisation und das Neue, Seite 331–340, 49,99 €, ISBN 978-3-658-03733-8, Springer VS, Wiesbaden

Das „Neue“ ist in den sich stetig dynamisierenden Gesellschaften Programm: In Innovationsdiskursen ergreift das „Neue“ machtvoll die Gesellschaft, ebenso wie die Mesoebene der Organisationen und die Mikroebene der Subjekte. Das politisch zentral gesetzte programmatische „Neue“ wird institutionell und professionell je eigenlogisch „übersetzt“ und ausgestaltet. Es findet aber auch an den Grenzen des schon allseits Akzeptierten statt und durchbricht die Routinen des Alltags und der gesellschaftlichen Normalität. Eine organisationspädagogische Perspektive auf das Neue richtet sich insbesondere auf die Veränderungsfähigkeit organisationaler Systeme als kulturelle und symbolische Ordnungen, die sich im Horizont gesellschaftlicher Innovations- und Zukunftsdiskurse entfalten, und fragt hier auch nach institutioneller Kreativität und Gestaltungsperspektiven. Der Band diskutiert aktuelle Debatten und Positionen erziehungswissenschaftlicher Innovations-, Organisations- und Zukunftsforschung.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
anne.schluefer@uni-due.de

Ulla Hendrix, Felizitas Sagebiel (2014): „Erfolg, Technik und Geschlecht – Führungsfrauen zwischen Anpassung und Diskontinuität“

In: Denis Hänzi, Hildegard Matthies, Dagmar Simon (Hrsg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung, erschienen im Leviathan Sonderband, S. 280–295, 49 €, ISBN 978-3848700462, Nomos Verlag, Baden-Baden

Kaum eine gesellschaftliche Domäne scheint heute mehr zu existieren, in der man nicht partout erfolgreich zu sein hat. Woher rührt der Siegeszug dieser Leitorientierung? Welche sozialen Voraussetzungen und Folgen hat das zusehends allgegenwärtige Motto: Erfolg um jeden Preis? Diesen Fragen geht das Buch nach. In 16 Beiträgen beleuchtet es die Herausbildung der Erfolgsmaxime, erörtert feld- und organisationspezifische Konstellationen, in denen diese ihre Wirkmacht entfaltet, und zeichnet berufsgruppen-, geschlechts- sowie milieutypische Muster ihrer individuellen Adaption nach. Wie sich zeigt, verbindet sich die Entwicklung des Erfolgsprimats auf kompliziertere Weise mit anderen Momenten des gesellschaftlichen Strukturwandels, etwa der Individualisierung, die ihr erst zum Durchbruch verhelfen. Gleichzeitig wird deutlich, dass die Erfolgsmaxime auch strukturelle Begrenzungen kennt. So erweist sich ihre gesellschaftliche Durchschlagskraft je nach sozialem Kontext recht ungleich und es kommt zu sozialen Brechungen, die mitunter höchst paradoxe Effekte zeitigen.

Kontakt und Information
Ulla Hendrix, Dipl.-Soz.-Wiss.
ulla.hendrix@uni-due.de

Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf, Claudia Mahs (Hrsg.), (2014): 40 Jahre Feministische Debatten. Resümee und Ausblick

228 Seiten, 24,95 €, ISBN 978-3-7799-2913-4, Beltz Juventa, Weinheim

Entlang von vier ausgewählten Themenschwerpunkten unternimmt der Band eine Bestandsaufnahme der feministischen Debatten der letzten vierzig Jahre in Deutschland und fragt: Was ist aus den ehemals zentralen Themen und Ansätzen geworden? Sind sie im gesellschaftlichen Diskurs noch präsent? Und wenn sie es nicht sind, warum nicht? Und wenn sie es sind, wie haben sie sich verändert?

Kontakt und Information
Dr. Claudia Mahs
cmahs@mail.uni-paderborn.de

LAG Mädchenarbeit in NRW e. V. (2014): Betrifft Mädchen Heft 1/2014 – pink

Pink lässt keine_n kalt, es sorgt für extreme Ablehnung oder Begeisterung und steht als provokantes Zeichen für sich. Stinkt Pink oder lässt pink die Entfaltung weiblichen Eigensinns zu? Pink ist im Alltag von Mädchen nicht nur, aber auch ein Konsumgut oder eine Markierung als weiblich, und darüber hinaus ein Gegenstand der Verhandlung in Mädchen-Alltagskulturen. Pink polarisiert. Die Beiträge der aktuellen Ausgabe der Betrifft Mädchen zeigen, wie komplex und widersprüchlich das Phänomen Pink ist. Das Besondere an den Beiträgen ist, dass die Autor*innen den Versuch wagen, sich dem Phänomen aus der Perspektive von Mädchen zu nähern. Das Heft bietet u. a. einen einführenden, kulturanalytischen Beitrag zur Diskussion um pinke Mädchen- und blaue Jungenkleidung, einen Beitrag über die Bedeutung, die Mädchen selbst Pink geben, einen Beitrag über die Bedeutung des Schminkens im Alltag von Mädchen, eine kritische Analyse des TV-Formats Germany's next Topmodel als Inszenierung weiblicher Optimierungsprozesse, einen Beitrag zur Bedeutung der Kampagne „Pinkstinks“ für die Mädchenarbeit sowie Praxisbeispiele aus der Mädchenarbeit mit Bezug zu Pink.

Mit Beiträgen von: Svenja Adelt, Sarah Dangendorf, Britta Hoffahrt, Svenja Spyra, Anna Stack, Sabine Sundermeyer, Katharina Drechsel, Krine Stahl, Raphael Müller und Petra Supplie.

Kontakt und Information
Landesarbeitsgemeinschaft
Mädchenarbeit in NRW e. V.
Robertstraße 5a
42107 Wuppertal
Tel.: (0202) 7595046
Fax: (0202) 7595047
petra.kurek@
maedchenarbeit-nrw.de
www.maedchenarbeit-nrw.de

Anett-Maud Joppien, Marina Kirrkamm, Christel Hornstein (Hrsg.), (2014): architektinnen. profil.werk.leben

259 Seiten, 29,80 €, ISBN 978-3-941217-09-6, Müller+Busmann, Wuppertal

Im Wintersemester 2007/08 und im Sommersemester 2008 führte das Lehrgebiet „Baukonstruktion und Entwerfen“, Prof. Anett-Maud Joppien (Abteilung Architektur Bergische Universität Wuppertal), eine Seminarreihe zum Thema „Frauen in der Architektur“ und „Genderforschung in der Architektur – Architektinnen, gestern, heute ... und morgen“ durch. Im Rahmen dieser Seminare wurden ausgewählte zeitgenössische Architektinnen von den SeminarteilnehmerInnen interviewt, die den Grundstein dieser Publikation bilden. Mit der engagierten Unterstützung des Gleichstellungsbüros der Bergischen Universität Wuppertal, vertreten durch Dr. Christel Hornstein, wurden Lehraufträge, die Buchbearbeitung, das Lektorat und der Druck realisiert.

Kontakt und Information
Dr. Christel Hornstein
Gleichstellungsbeauftragte
hornstein@uni-wuppertal.de

Jeff Hearn, Irina Novikova, Keith Prinle, Iva Šmídová, Gunilla Bjerén, Marjut Jyrkinen, LeeAnn Iovanni, Fátima Arranz, Harry Ferguson, Voldemar Kolga, Ursula Müller, Elżbieta H. Oleksy, Dag Balkmar, Cornelia Helfferich, Ilse Lenz, Marek M. Wojtasek, Elizabete Pičukāne and Victoria Rosa (2013): Studying Men's Violences in Europe: Towards a Research Framework

140 Seiten, ISBN 978-91-7668-579-2, Örebro universitet, Örebro. With an Appendix by Raewyn Connell.

Men's violence is one of the most massive global social problems. The range and amount of men's violences need to be recognised, including violence to women, children, men (other men, each other, themselves), transgender people, older people, and their interconnections. Violence takes many forms and all are gendered, including the abuse of children. The text is the result of transnational cooperation amongst 18 researchers across Europe. The group was brought together through the work of Sub-network 2 of the Coordination Action on Human Rights Violations (CAHRV) (Project no. 506348), which ran from 2004 to 2007, as part of the European Commission Framework 6 research on „Citizens and Governance in a Knowledge-based Society“.

www.oru.se/PageFiles/5806/CSF_Jeff%20Hearn_Violence_2105_14.pdf

Kontakt und Information
Prof. Dr. Ursula Müller
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
ursula.mueller@uni-bielefeld.de

Marion Gerards, Martin Loeser, Katrin Losleben (Hrsg.), (2013): Musik und Männlichkeiten in Deutschland seit 1950. Interdisziplinäre Perspektiven

Beiträge zur Kulturgeschichte der Musik, 8, 352 Seiten, 36 €, ISBN 978-3-86906-311-9, Allitera Verlag, München

„Wann ist der Mann ein Mann?“ – Die Frage nach dem Wesen von Männlichkeit stellte Herbert Grönemeyer bereits 1984 in seinem Song „Männer“ und auch heute noch scheint diese Frage nichts von ihrer Aktualität verloren zu haben. In diesem Kontext fällt auf, dass Musik als nahezu omnipräsentes und wirkungsmächtiges Medium eine Fülle von Männlichkeitsbildern transportiert und damit in gesellschaftliche Geschlechterdiskurse eingebunden ist. Von Beethoven über Grönemeyer und Westernhagen, vom HipHop und Heavy Metal über die Schlager der 1950er und 1960er Jahre bis hin zur alpenländischen Volksmusik finden sich unterschiedliche Inszenierungen von Männlichkeiten. Dennoch wurde die Frage nach Männlichkeiten bislang in der musikwissenschaftlichen und -pädagogischen Genderforschung nur zögerlich gestellt, trotz ihrer grundlegenden Bedeutung für die Musikgeschichtsschreibung, die Musikpädagogik und die Soziale Arbeit mit Musik. Daher widmete sich im September 2011 eine interdisziplinäre Tagung am Department für Soziale Arbeit der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg diesem Thema. Die Vorträge konnten um einige weitere Beiträge vor

allem aus dem musik- und sozialpädagogischen Bereich ergänzt werden, sodass mit dem vorliegenden Tagungsband ein interdisziplinärer Blick auf dieses Thema geworfen wird.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Marion Gerards
Kath. Hochschule NRW, Abt.
Aachen
Robert Schuman Straße 25
52066 Aachen
Tel.: (0241) 6000343
m.gerards@katho-nrw.de

Nicole Justen (2014): Umgang mit ZeitzeugInnen. Ein Leitfaden für die praktische Bildungsarbeit

128 Seiten, 14,80 €, ISBN 978-3-89974948-9, Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts.

ZeitzeugInnen sind in vielen Geschichtsdokumentationen und bei öffentlichen Gedenkveranstaltungen zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Ihrem Zeugnis wird ein enormer Wert zugesprochen. Der politische und pädagogische Imperativ, der dahinter steht, ist in der Formel „Nie wieder!“ zu suchen. Durch die Weitergabe lebensgeschichtlicher Erfahrungen von desaströsen geschichtlichen Ereignissen – wie bspw. dem Holocaust – soll verhindert werden, dass sich solche Verbrechen noch einmal wiederholen.

Es ist deshalb sinnvoll und notwendig, die Bildungsarbeit mit ZeitzeugInnen unter praxisrelevanten Gesichtspunkten zu reflektieren und zu systematisieren. Das Buch soll Praktikerinnen und Praktikern im Bildungskontext dazu dienen, die eigene Arbeit mit ZeitzeugInnen richtig einzuschätzen, zu strukturieren und die Organisation und Konzeption zu erleichtern. Das komplexe Thema wurde so aufbereitet, dass ein verständlicher Leitfaden für die Bildungspraxis entstanden ist.

Kontakt und Information

Dr. Nicole Justen
nicole.justen@uni-due.de

Katharina Debus, Vivien Laumann (2014): Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht

Vielfalt_Macht_Pädagogik. Arbeitspapier, Gender, Familie und Beruf, Bd. 302, 218 Seiten,
29 €, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

„(R)echte Kerle“ – „Natürliche Weiblichkeit“ – „Volksgemeinschaft“. Diese Schlagworte machen deutlich, dass extrem rechte Ideologien und Handlungsweisen stark vergeschlechtlicht sind. Für pädagogische Präventionsarbeit ist dies von Bedeutung, da beispielsweise Hinwendung zu und Distanzierung von rechten Lebenswelten mit geschlechtsbezogenen Versprechungen und Anforderungen zu tun haben können. Ergänzend zu anderen Grundsätzen der Präventionsarbeit ist ein Bewusstsein um die Dimension Geschlecht in rechten Lebenswelten ein notwendiger Aspekt präventiver Pädagogik. Dies gilt auch für eine kritische Beschäftigung mit der Rolle, die gesamtgesellschaftliche Geschlechterdiskurse und -anforderungen bei Hinwendungsprozessen spielen. Nicht zuletzt stellt sich die Frage, wie geschlechterreflektierte Pädagogik dazu beitragen kann, rechte Szenen weniger attraktiv wirken zu lassen. Die vorliegende Broschüre vereint zentrale Überlegungen des Projekts Männlichkeit(en) und Rechtsextremismus und der Fortbildungsreihe Vielfalt_Macht_Schule von Dissens – Institut für Bildung und Forschung. Die Texte befassen sich mit der Verschränkung von Geschlecht und Rechtsextremismus. Auf der pädagogischen Ebene werden sowohl Fragen nach der Funktionalität rechter Verhaltensweisen und Einstellungen und nach der Rolle von Geschlechteranforderungen als auch ein pädagogisch sinnvolles Verständnis von Rechtsextremismus diskutiert. Verschiedene pädagogische Materialien sollen den Praxis-Transfer unterstützen.

Die Publikation kann heruntergeladen werden unter: <http://boeckler.de/5137.htm?produkt=HBS-005817&chunk=1&jahr=>

Kontakt und Information

Michaela Kuhnhenne
michaela-kuhnhenne@
boeckler.de

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 34/2014

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

www.netzwerk-fgf.nrw.de